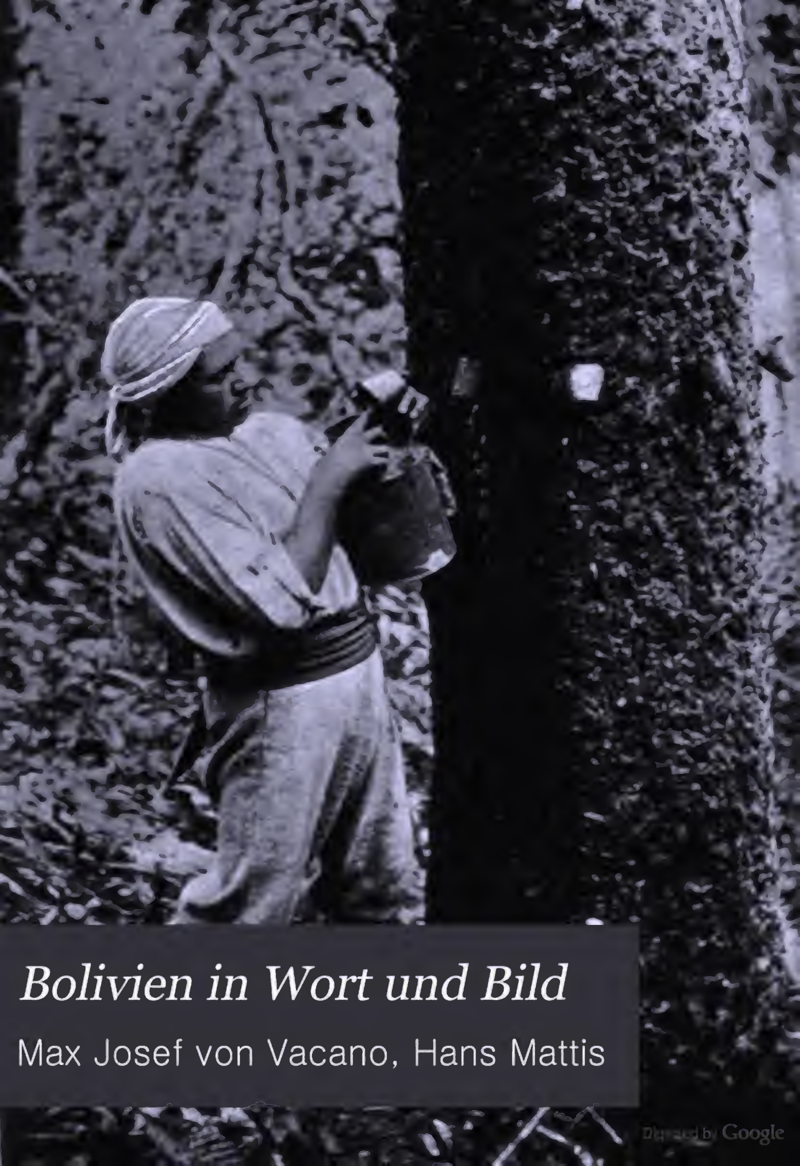


Bolivien in Wort und Bild

Max Josef von Vacano, Hans Mattis

With 1 coloured folding map
and 132 photographs
228 pages.

Included 2 Dutch newspaper-articles on Bolivia.

Bo. 1

BOLIVIEN
IN WORT UND BILD

AUS SEINER VERGANGENHEIT
GEGENWART UND ZUKUNFT

VON

MAX JOSEF VON VACANO
UND HANS MATTIS

ZWEITE VERMEHRTE AUFLAGE
MIT 132 ABBILDUNGEN
UND EINER KARTE

BERLIN 1911
DIETRICH REIMER (ERNST VOHSEN)
GEOGRAPHISCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG

Den Einband hat Alfons Niemann in Breslau gezeichnet, das Ornament ist von einem Relieffries eines Tores aus der Inkazeit in Tiahuanacu angeregt.

DRUCK VON J. J. AUGUSTIN IN GLÜCKSTADT.

VORWORT

Um ein Land wenigstens annähernd richtig schildern zu können, muß man sich eine geraume Zeit darin aufgehalten haben. Nur so vertiefen sich die Eindrücke, und nur so werden oberflächliche Beobachtungen vermieden, die meist zu falschen Schlußfolgerungen führen.

Die im vorliegenden Werk behandelten Gegenden Südamerikas gehören zu jenen, welche europäischen Leserkreisen noch wenig bekannt sind; wir wollen dem Leser ein Land vorführen, dessen erstaunliche mineralische Bodenschätze, reiche, kostbare Pflanzenwelt, sowie ein fast allen Kulturpflanzen der Erde günstiges, unendlich wechselreiches Klima die Aufmerksamkeit weiterer Kreise im größeren Deutschland vollauf verdienen, die ihnen leider bisher nur in sehr beschränktem Maße zuteil geworden ist.

In diesem Sinne übergeben wir auch diese zweite Auflage der Öffentlichkeit.

Die Verfasser.

HISTORISCHER RÜCKBLICK

PRÄHISTORISCHE UND INKAZEIT

IN grauer Vorzeit verliert sich die Entwicklung der amerikanischen Volksstämme. So manche Hypothesen sind aufgestellt worden, doch sind sie in ihrer Mehrheit wenig haltbar und schwer zu beweisen.

Eine der ältesten Vermutungen ist die, wonach die heutige Bevölkerung der Neuen Welt teilweise von Israeliten abstammt. Der gelehrte Rabbiner Manasse Ben Israel war der erste, welcher diesen Gedanken aussprach und auf seinen Reisen in Mittelamerika in dem Indianer, der ihn führte, einen Abkömmling der Israeliten zu erkennen glaubte. Sein Führer versicherte ihm, daß in den Kordilleren eine ansehnliche Zahl Indianer des gleichen Ursprungs lebe. Weiterhin verdient Erwähnung Adair, der vierzig Jahre unter den Indianern lebte und nach reichlicher Prüfung sowie gewissenhaften Vergleichen behauptete, daß der Ursprung der Indianer israelitisch sei. Vorzüglich fußte er bei Aufstellung seiner Hypothese auf dem religiösen Kultus mancher Stämme, der nach seiner Auffassung manche Berührungspunkte mit der hebräischen Religion haben soll. Was aber am meisten die Ansicht Adairs über die Abstammung der südamerikanischen Tribus bestärkte, war eine Art Arche, ähnlich der des Testaments, welche die Indianer in den Krieg mitzunehmen pflegten. Niemals durfte sie auf den Boden gestellt werden, sondern nur auf Stein und Holz, wobei es verboten und ein Sakrileg war, sie zu öffnen. Adair versichert, auch hebräische Wörter während der religiösen Tänze und Chorgesänge vernommen zu haben.

Die alten Forscher, welche den südamerikanischen Rassen jüdische Abstammung zuschreiben, sind über den Punkt, wo die Israeliten eingedrungen sein sollen, verschiedener Meinung. Die einen glauben, sie wären vom Orient nach dem Okzident gewandert und hätten sich im zentralen Amerika niedergelassen. Die meisten meinen, daß sie Persien durchquerten, die Grenze von China überschritten und über die Beringstraße zogen. Ein neuerer Autor ist der Meinung, die ersten Bewohner der amerikanischen Gefilde seien Kanaäer gewesen, die, von Mauretanien her, nach dem Golf von Mexiko kamen: Fünfzehnhundert Jahre nach Vertreibung der Kanaäer durch Josua, gingen nach seiner Hypothese die neuneinhalb Tribus Israels über die Beringstraße und fielen über diese Nation her, wie Goten und Vandalen. Zum zweiten Male und in einem anderen Kontinent griffen die Nachkommen Josuas die Kanaäer an, und, beseelt von altem Haß, verbrannten sie deren Tempel und zerstörten deren Türme und gigantische Städte.

Eine andere Version ist die, daß die Phönizier nach Mexiko kamen.

Die Gründung einer ersten karthagischen Kolonie in Amerika verlegt man in die Zeit des ersten Punischen Krieges.

Wichtiger als alle diese mehr oder weniger unhaltbaren Hypothesen erscheint uns jene, die sich auf eine chinesische Chronik stützt, welche die mexikanische Kultur einer Auswanderung zuweist, die entweder vom himmlischen Reiche oder von Ostindien ausging. Das mexikanische Reich war den Chinesen im 5. Jahrhundert unter dem Namen Fusang bekannt, und es ist in der erwähnten Chronik beschrieben, welche einen chinesischen Priester zum Verfasser hat, der durch widrige Winde an die Küste Mexikos verschlagen wurde und daselbst sich längere Zeit aufhielt. In Uxmal de Yucatán fand man die Figur eines Buddha von Java; an anderen Orten stieß man in Göttertempeln auf die Figuren von Elefanten. Eine bemerkenswerte Analogie und zahlreiche Berührungspunkte unter sich bieten die Religionen des Buddha und Brahma mit dem mexikanischen Kultus. Eine unverkennbare Ähnlichkeit besteht zwischen den Pagoden Indiens und den mexikanischen Gottheiten, auch in bezug auf die Physiognomie und die Stellungen beider Götterbilder. Auch der Inkakultus Perus weist die innigsten Beziehungen zur Religion der Brahmanen auf.

Wir gehen zur Geschichte Perus über. Aus dem Wust sich widersprechender Ansichten schält sich nach unserer Meinung als wahrscheinlichste Annahme folgende heraus:

Unverkennbar liegt der Angelpunkt amerikanischer Völkerverschiebungen in Mexiko. So sehr die Forscher in ihren Anschauungen voneinander abweichen, in Mexiko treffen sie sich so ziemlich alle wieder. Eingehendes Quellenstudium sowie auf bolivianischem Boden, am Titicacasee und in Tiahuanacu, den ältesten Wahrzeichen prähistorischer Geschichte, ausgeführte Untersuchungen bilden die Grundlage für unsere Hypothese, die wir jedoch nicht als unanfechtbar hinstellen wollen: Ein Rätsel aus altersgrauer Vorzeit, ein unvergängliches Denkmal menschlichen Könnens, dehnen sich weithin, nahe am Titicacasee, die Ruinen der mächtigen prähistorischen Stadt Tiahuanacu aus. Eine Tradition des 16. Jahrhunderts verlegt die Entstehung dieser gigantischen Bauten in eine Zeit, in der die Sonne noch nicht am Firmament ihre Kreise zog. Immerhin sind etwa 120 Jahrhunderte verflossen, seit Menschenhände Stein auf Stein gefügt haben zum Bau jener Riesenwerke, vor denen der moderne Mensch staunend verweilt und sich grübelnd in die Mysterien verflossener Jahrtausende versenkt.

Verschiedene Anzeichen deuten darauf hin, daß eine weiße Rasse diese Bauten schuf, jener verwandt, welche vor der indogermanischen Völkerwanderung Europa bewohnte. Da sind zunächst einmal die Gebrauchsgegenstände und Steinwaffen, welche in Tiahuanacu gefunden wurden; sie haben eine auffallende Ähnlichkeit mit jenen der gleichzeitigen

europäischen Epoche. Weiterhin ist zu beachten, daß sowohl das Aimará als auch andere amerikanische Sprachen und Dialekte Beziehungen zum alten indogermanischen Sprachstamm aufweisen.

Dann kam die Einwanderung einer neuen Rasse in Mexiko. Wir glauben, daß von Mexiko aus ein Volk nach dem Titicacasee zog. Ob dieser Stamm mit Feuer und Schwert die alte Stadt zerstörte? Ob die prähistorische Kultur Tiahuanacus schon früher verfiel? Wer weiß es mit Sicherheit zu sagen? Der Schleier grauer Vorzeit deckt wohl auf immer Katastrophen und Kämpfe, die sich damals abgespielt haben, wenn es auch möglich ist, mehr oder weniger wahrscheinliche Hypothesen aufzustellen[1]).

Soviel ist als sicher anzunehmen, daß das Reich der erwähnten neuen Rasse auch schon wieder zerfallen war, als der Stamm oder die Familie der Inkas am Titicacasee erschien. Betrachten wir nun zunächst den Rückschritt von Kultur zur Barberei, der damals nach Zerfall des großen Reiches eintrat und die Epoche vor Ankunft der Inkas kennzeichnet.

Aimará heißen heute die nach Tausenden zählenden Indianer, welche die Hauptbevölkerung der bolivianisch-peruanischen Hochebene und der Umgegend des Titicacasees bilden. Es ist dies derselbe Volksstamm, der durch die Inkas unterworfen wurde. Den Namen Aimará verdankt das Volk einem Irrtum jesuitischer Schriftsteller. Collas ist die richtige Bezeichnung des Stammes, und die Aimarás waren von den Inkas späterhin am Titicacasee angesiedelte Kolonisten, die sich mit den Collas vermischten. Immerhin wollen wir die Bezeichnung Aimará beibehalten, weil sie allgemein gang und gäbe ist.

Spärlich ist die Kunde von diesem Volke, dessen Ansturm wahrscheinlich das mächtige, auf den Trümmern prähistorischer Kultur errichtete Reich zerstört hatte. Es geht die Sage, daß der Stammvater der Aimarás einem Fels, ihre Mutter einer Quelle entsprang. Auch von einer Sintflut berichtet ihre Überlieferung. Dann folgte ein jahrelanges Wandern des Stammes. Am Titicacasee und auf der bolivianischen Hochebene (Puna) ließen sie sich endgültig nieder. Die verschiedenen Tribus befanden sich in ständigem Krieg untereinander. Diese Wilden lebten familienweise, weit über Berg und Tal zerstreut, und nur das Ansehen des physisch Stärkeren vereinigte zeitweise die waffenfähigen Männer zu Raubzügen, welche sich dann gegen ihre Nachbarn richteten.

Die Familien wohnten in Höhlen, Hütten, hohlen Bäumen. Sie kannten einen guten Geist, Ticiviracocha[2]), und seinen Sohn, den bösen Tahuacpicaviracocha. Letzterer wurde schließlich von seinem Vater in den Titicacasee verbannt. Die Aimarás verehrten außer diesen Hauptgöttern Pflanzen, Blumen, Bäume, Felsen, bunte Steine, wilde Tiere, wie

[1]) Wir kommen später auf Tiahuanacu zurück. [2]) Sprich: Tigivirakótscha.

Puma, Bär[1]), Jaguar und Panther. Auch wurde die Erde (Pácha-máma[2]), Mutter Erde) verehrt. Noch heute bringen die Aimará-Indianer der Mutter Erde Trankopfer dar, zur Zeit der Saat und Ernte, wie auch bei besonderen Gelegenheiten, bei Eröffnung einer Mine, Schatzgraben usw. Auch opfern sie in den Minen jedes Neujahr Llamas[3]) oder Schweine, unter Beigabe einer Flasche Wein oder Schnaps. Dabei sind sie äußerlich gute Christen.

Gefangene wurden damals erbarmungslos geopfert. Den Lebenden riß man das Fleisch stückweise vom Leibe; es wurde roh verzehrt und gierig das Blut aus den Wunden gesogen. Die Weiber beschmierten ihre Brüste mit dem Blut der Geopferten, damit die Säuglinge auch ihren Anteil an dem grausigen Fest hatten. Sogar die Eingeweide wurden verzehrt, und das alles zu Ehren der Gottheit. War der geopferte Gefangene feige, schrie oder wimmerte er, so wurden seine Knochen weggeworfen. Ließ er sich standhaft stückweise bei lebendigem Leibe verspeisen, dann wurden Knochen und Muskeln an der Sonne getrocknet, auf hohe Felsen gelegt und angebetet. Menschliches Fleisch und Würste wurden bei Gelegenheit zum Verkauf feilgeboten. Kinder, die mit gefangenen Weibern gezeugt waren, wurden gemästet und verspeist. Es kam sogar vor, daß die Toten von den Leidtragenden aufgegessen wurden; dann scharrte man die übrigbleibenden Knochen unter Geheul und Klagegesängen ein. Noch heute kommt es bei Indianeraufständen vor, daß sich die Aimarás als Menschenfresser entpuppen, wie zum Beispiel während der letzten Revolution im Jahre 1899.

Dies ist das Volk, welches die Inkas am Titicacasee antrafen.

Wiederum scheint es in Mexiko gewesen zu sein, wo sich Asiaten festgesetzt hatten, und von wo aus die Inkas höchstwahrscheinlich durch Zentralamerika nach dem Süden wanderten. Es ist zu bemerken, daß die verschiedenen Versionen der Inkasage in einem Punkte völlig übereinstimmen: Der Inkastamm oder die Inkafamilie ist nicht zuerst an der Küste des Stillen Ozeans aufgetreten, sondern am Titicacasee. Erst von hier aus erweiterte sich allmählich ihr Reich. Nichts hört man von verschlagenen Schiffen und Seefahrern. Keine noch so unbedeutende Ruine aus jener Epoche, nicht einmal irgendein behauener Stein, deuten auf auch nur vorübergehenden Aufenthalt der Inkas an der Küste des Stillen Ozeans. Wären sie an der Westküste gelandet, so hätten sie da sicher vorläufig genügende Lebensbedingungen gefunden, und ihr Vordringen nach der Gegend des Titicacasees könnte nur eine Folge späterer Entwicklung und Ausdehnung des Inkareiches gewesen sein. Dagegen ist es wohl denkbar, daß die Inkas keinerlei Spuren hinterlassen haben, falls sie durch die

[1]) Es kommen in Bolivien zwei Arten Bären vor, ein kleiner schwarzer und ein großer brauner; letzterer nährt sich hauptsächlich von Fischen. [2]) Sprich: Pátscha-máma. [3]) Sprich: Ljáma.

Wildnis Zentral- und Südamerikas vom Atlantischen Ozean aus nach Südwesten vorgedrungen sind. Vielleicht war es der Drang nach Abenteuern, vielleicht auch die dunkle Sage von dem großen Goldreichtum des heutigen Perus und Boliviens, die sie anlockten.

Sie trafen dann am Titicacasee auf offenes Land und reiche Goldminen. Die niedrige Kulturstufe der Aimarás konnte ihrer Herrennatur auf die Dauer keinen großen Widerstand entgegensetzen.[1]) Es ist auch nicht ausgeschlossen, daß auf sie, die Träger einer höheren Kultur, die gewaltigen prähistorischen Bauten Tiahuanacus lebhaften Eindruck machten und sie zum Bleiben veranlaßten, denn es steht historisch fest, daß die Inkas in allernächster Nähe, auf den Inseln des Titicacasees, ihre Tempel bauten und in dem nicht weit entfernten Cuzco ihre Residenz gründeten. Der Bau der Kaiserstadt Cuzco mag wohl auf Grund der dort günstigeren klimatischen Verhältnisse erfolgt sein, auch ist es nicht unmöglich, daß die ersten Siedelungen am Titicacasee von den wilden Aimarás bedrängt und vielleicht sogar zerstört wurden.

Es ist Tatsache, daß ein Teil der heutigen Indianer deutliche Merkzeichen mongolischer Abstammung aufweist; dies ist ebenso der Fall bei dem Stamme der Lecos, welche das Ufer des Rio Mapiri bewohnen. Es steht weiterhin außer Zweifel, daß Manca Capac und Quetzalcoatl in Mexiko den Sonnenkult pflegten. Sowohl die obenerwähnten Rassemerkzeichen als auch der Sonnenkult sprechen für den ostasiatischen Ursprung der Inkas. Die Sage von weißen, bärtigen Männern, welche in alten Zeiten in Peru aufgetaucht sein sollen, weist allerdings auf Nordländer hin, jedoch könnte das Erscheinen von Schiffbrüchigen oder an die Küsten des Stillen Ozeans verschlagenen weißen Männern immerhin im Laufe der Zeit mit der Inkasage verquickt worden sein.

Die Legende weiß folgendes über die Herkunft der Inkas zu melden: Sol[2]) habe seinen eigenen Sohn und Tochter geschickt, und beide stiegen auf Befehl ihres Vaters, des Sonnengottes, auf die im Titicacasee gelegene Sonneninsel nieder. Von dort sollten sie ausgehen und den wilden Stämmen Gesetze geben, sie die Verehrung Gottes lehren, ihnen zeigen, wie man die Erde bearbeitet und Häuser baut.

Ihr Vater hatte ihnen einen goldenen Stab gegeben, eine halbe Elle lang und zwei Finger dick. Wo dieser Stab sich mit einem Schlag in die Erde treiben ließ, dort sollten sie halten und ihren Hof errichten.

Die beiden Sonenkinder gelangten an einen Ort, wo der Stab tief in

[1]) Südamerikanische, hauptsächlich bolivianische Forscher behaupten, daß die Inkas aus dem Aimarástamm hervorgegangen wären. Die ziemlich rasch einsetzende, intensive Kultur unter ihrer Herrschaft, der schnelle Wechsel von Unkultur zu Kultur, weist aber auf höher gesittete Menschen hin und läßt diese Hypothese ziemlich unwahrscheinlich erscheinen. [2]) Sonnengott.

die Erde eindrang. Da bestimmten sie diese Stelle, um ihrem Vater, dem Sol, einen Tempel zu bauen.

Hier trennten sich beide Sonnenkinder, der Inka wanderte nach Norden, die Kaiserin nach Süden, alle Menschen in der neuen Lehre unterweisend und sie zu gesittetem Leben anhaltend. Die Männer lernten Hauser bauen, Getreide säen und ernten, Brot backen. Die Frauen wurden von der Kaiserin im Spinnen und Weben unterrichtet.

So weit die Inkasage[1]). Die Inkas vereinigten die Tribus, welche gespalten und in ständigem Krieg unter sich waren. Der Sohn der Sonne, Manco Capac, und seine Schwester und Frau zugleich, Mama Ocllo, gründeten Cuzco. Allmählich dehnte sich das Reich der Inkas aus. Sieben Jahre vor Ankunft der spanischen Conquistadores, unter dem Inka Huyana Capac, erreichte es seine größte Ausdehnung. Damals war es im Norden begrenzt vom Fluß Andasmayo, nördlich von Quito. Im Süden reichte es bis an den Fluß Maule in Chile, so daß seine Längenausdehnung etwa 4000 km betrug. Im Westen bespülte es der Stille Ozean, nach Osten reichte es bis zu den Bergen von Tucumán und den Flüssen Ucayary und Marañón. Das Reich zählte etwa zwölf Millionen Einwohner, welche Zahl nach der Eroberung durch die Spanier rapide abnahm.

Die engeren Grenzen der hauptsächlichsten Volksstämme waren folgende: Die Inkas, als Stamm oder Familie, in Cuzco und Umgegend und am Titicacasee; die Canas zwischen dem Paß von Vilcanota und dem Tal von Vilcamayu, sowie in den Bergen, die das Tal umsäumen; die Quechuas, vom Rio Apurimac bis nach den Pampas; die Chancas, zwischen Huanta und den Pampas: die Huancas, an den Ufern des Sees Pumpu und im Tal von Sausa; die Rucanas, auf den Bergen der Seekordilleren und an der Küste; die Collas (Aimarás), am Titicacasee und auf der bolivianisch-peruanischen Puna.

Das von den Spaniern Peru benannte Land, in das die Conquistadores eindrangen, war der am intensivsten kultivierte Teil des großen Inkareiches. Das damalige Peru teilt sich heute in Bolivien (Alto Perú) und Peru (Bajo Perú), wenn wir von dem östlichen Urwaldgebiet absehen, in das die Inkas nicht weit vorgedrungen waren.

Manco Capac, der erste Inka, gründete seine Dynastie etwa um das Jahr 1021 und regierte vierzig Jahre. Unter dem Inka Maita Capac, gegen Ende des 12. Jahrhunderts, wurde die kriegerische Nation der Aimarás (Collas) unterworfen. Maita Capac rückte mit 20000 Mann in ihr Gebiet ein und besiegte sie in der blutigen Schlacht am Rio Huicho, ein Kampf, der einen ganzen Tag lang dauerte und beiden Gegnern etwa 6000 Tote kostete.

[1]) In der Hauptsache nach dem im Anfange des 17. Jahrhunderts geschriebenen Werk des Inkas Garcilazo de la Vega, Sohn des spanischen Grafen Garcilazo de la Vega und der Tochter des Inka Huascar, des Bruders Atahuallpas.



Vestalinnentempel auf der Mondinsel (Templo de las Escogidas). Titicacasee.

Um das Jahr 1190 gründete Maita Capac die Stadt Chuquiápu[1]), das heutige La Paz. Der Inka lehrte den Aimarás, wie man die Erde bebaut, die Frauen lernten spinnen und weben, der Inka befahl den Bewohnern, wollene oder baumwollene Kleider anzulegen. Ebenso wurden weitläufige Bewässerungsanlagen hergestellt, und in Chuquiápu befahl der Inka den Bau eines Sonnentempels, eines Klosters der Vestalinnen[2]) und einer Goldschmelze. Er ernannte Statthalter, beließ aber die niederen Beamten der Aimarás, die Hilacatas, in Amt und Würden; ihnen lag die niedere Gerichtsbarkeit ob. Die Sprößlinge der eingeborenen Adelsfamilien wurden zunächst als Geiseln nach der Hauptstadt des Inkareiches, Cuzco, gebracht, wo sie sorgfältig unterrichtet wurden, um dann später in ihrer Heimat zu eifrigen Verfechtern der Inkadynastie und ihrer Kultur zu werden.

Noch viele Jahre lang bekämpften sich die Aimará unter sich, führten Kriege gegen ihre Nachbarn und empörten sich mehrere Male, wenn auch vergeblich, gegen die Inkadynastie. Die Nahrung der Aimarás bestand aus Mais, Kartoffeln, Chuño, Oka (süße Kartoffel, doch nicht Batate), Hirse und Beeren, ebenso aßen sie das Fleisch der Llamas, Vicuñas, Guanacos, Venados, Viscachas (Berghase)[3]) usw. Als Genußmittel dienten die Coca und die berauschende Chicha. Die Aimarás waren große Trinker und sind es heute noch, ohne daß diese nicht sehr empfehlenswerte Eigenschaft ungünstig auf ihre Fortpflanzung und Vermehrung eingewirkt hätte. Im übrigen waren und sind sie genügsam und abgehärtet. Die Ehe unter Geschwistern war gestattet. Die Edlen heirateten nicht ins Volk. Die musikalische Befähigung der Aimarás war sehr gering, damals wie auch heute noch bestanden ihre primitiven Musikinstrumente aus Trommeln, Tamburins und Flöten, die ähnlich den altgriechischen aus Rohr gefertigt werden. Die Toten wurden meist in den Häusern begraben oder auch hoch oben in den Bergen beigesetzt.

Die Stadt Chuquiápu blühte auf. Die Nachbarländereien wurden vom Statthalter des Inka abgegrenzt, der Bau von Häusern, die Anlage öffentlicher Plätze betrieben; ein Gesetz regelte die Ausbeutung des Goldes. Kurz vor Einfall der Spanier hatte die Stadt mehrere Tausend Einwohner. Diese trugen ein loses, bis zum Knie reichendes Hemd, einen Poncho aus Wolle, in bunten Farben gewebt; als Kopfbedeckung diente ein runder Hut ohne Rand (Chuco), mit Federn und bunten Bändern verziert. Die Reichen schmückten sich mit goldenen und silbernen Armspangen, Stirnbändern und Ohrringen. Man kannte im Inkareich Gold, Silber, Kupfer,

[1]) Chuquiápu, „Häuptlingslanze". [2]) Wir nennen sie Vestalinnen, von spanischen Autoren werden sie „Escogidas", sprich Escochídas (Auserlesene), genannt, die Jungfrauen des Sonnentempels. [3]) Kommt auch in großer Menge in den argentinischen Pampas vor; „Berghase" ist also nicht ganz richtig, obgleich das Tier die Höhen als Wohnort vorzieht.

T.U



Zinn und Zinnober. Zahlreiche ergiebige Goldminen lieferten fabelhafte Schätze. Die Bewohner wußten das Metall zu schmelzen, zu formen, löten und hämmern. Zinnober wurde von den Frauen königlichen Geblüts als Schminke benutzt. Die Weiber flochten ihr Haar in zwei Zöpfe; vorne in die Stirne fielen die Haare, mit Perlen und bunten Wollfäden durchflochten.

Unter der Herrschaft der Inkas verbreitete sich Zivilisation und Sitte. Die unterworfenen Tribus wurden zu Ackerbau, Viehzucht und Handwerk angehalten, sowie zu einem sittlichen Leben erzogen. Ein Art „Zehn Gebote" waren dem Volk vorgeschrieben: Du sollst nicht träge sein, du sollst nicht lügen, du sollst nicht stehlen, du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib, du sollst nicht töten. Der Wille des regierenden Inka war höchstes Gesetz, kein Ministerium begrenzte die Macht des Herrschers. „Die Vögel hören auf zu fliegen, wenn ich es ihnen gebiete," sagte Atahuallpa in seiner hyperbolischen Sprache zu den Spaniern. Und doch war das Inkareich gewissermaßen ein kommunistisches Staatswesen. Es gab keinen Privatbesitz; das ganze große Inkareich war Gemeinbesitz. Ein Drittel war Eigentum der Sonne, ein Drittel gehörte dem Volke, ein anderes Drittel dem regierenden Inka. In absolutistischem Rahmen waren viele Forderungen des modernen Sozialismus erfüllt.

In sämtlichen Bezirken mußten die notwendigen Handwerke vertreten sein. Mord, Diebstahl, Lästerung der Sonne, Ehebruch, Zerstörung der Brücken wurde mit dem Tode bestraft. Wer eine der dem Sonnengotte geweihten Vestalinnen schändete, wurde lebendig begraben. Rückfällige Verbrecher wurden stets mit dem Tode bestraft, auf geringere Vergehen stand die Prügelstrafe. Mit vierundzwanzig Jahren mußten die jungen Männer heiraten. Dann wurden alle heiratspflichtigen Bewohner auf dem Dorfplatze versammelt, wo der Vorsteher die Ehe einsegnete. Die ganze Gemeinde machte sich an die Arbeit und erbaute die Wohnungen für



die Neuvermählten. Dann wurde diesen vom Inka ein nicht veräußerbares Ackerlos zur Bebauung zugewiesen. Kam Familiennachwuchs, so wurde dieses Los vergrößert. Jeder Ackerbauer mußte genau die Beschaffenheit seines Bodens kennen und wissen, für welche Feldfrucht er sich speziell eignete. Nur solche Gewächse durfte er anbauen, die der Eigenart des Bodens entsprachen.

Der Ackerbau stand in höchstem Ansehen. Wie die alten Ägypter und noch heute die Chinesen, betrachtete man ihn als eine göttliche Einrichtung. Einmal im Jahre, an einem großen Festtage, führte der herrschende Inka im Beisein des Hofstaates den Pflug. Wenn im Frühjahre mit Bestellung des Bodens begonnen wurde, dann galt die erste Arbeit den Äckern der Sonne. Hierauf wurden die Felder der Soldaten in aktivem Dienst, der Witwen, Waisen, Greise, Arbeitsunfähigen und Kranken bearbeitet. Dann ging es unter Beihilfe der Nachbarn an die Bestellung der eigenen Äcker, und zu guter Letzt wurden im Festgewande die Felder der Inkas in Arbeit genommen. Wer keinen Samen hatte, erhielt ihn aus den kaiserlichen Lagerhäusern[1]).

Die Llamaherden standen ebenfalls unter direkter Aufsicht der Staatsgewalt, und nur eine gewisse Anzahl männlicher Tiere durften jährlich geschlachtet werden, deren Wolle an die Frauen zur Verarbeitung verteilt wurde.

Schrecklich waren die Strafen, welche aufrührerische Provinzen trafen: Es wurden Truppen gegen die Empörer ausgeschickt, alle männlichen Kinder, sogar die Säuglinge wurden getötet.

Auch für Verkehrswege, Brücken und Wasserwerke sorgten die Inkas.

Aus den Kordilleren wurde das Wasser mittelst großartiger Anlagen nach der regenlosen Küste des Stillen Ozeans geleitet. Kein Hindernis hielt die Arbeit auf, Felsen wurden durchbrochen, reißende Gewässer überbrückt, unterirdische Kanäle angelegt. Die Rieselanlagen durften nur zur Bewässerung des Bodens verwendet werden. Das Wasser wurde je nach Bedarf an die Ackerbauer verteilt, und kaiserliche Aufseher überwachten die Beobachtung der betreffenden gesetzlichen Bestimmungen.

Die Provinzen und Bezirke waren durch sorgfältig erhaltene Verkehrswege miteinander verbunden. Bemerkenswert sind zwei große Landstraßen, welche parallel von Süden nach Norden laufen, die eine am

[1]) In diesen wurde das Ernteprodukt, welches den Inkas zufiel, aufgespeichert.



Meeresufer entlang, die andere durch das Hochgebirge der Kordilleren. Befestigte Werke deckten diese Straßen, und alle 25 Kilometer befanden sich Unterkunftsräume für die Postläufer der Inkas, welche immer in schnellster Gangart diese Strecke durcheilten und dann abgelöst wurden. So war es möglich, daß in unglaublich kurzer Zeit Botschaften, ja sogar frisches Wildbret und frische, seltene Fische für den Tisch der Inkas aus den entferntesten Gegenden eintrafen. Noch heute kann man die ohne Kurven gebaute, wie mit einem Lineal gezogene Kordillerenstraße stellenweise deutlich erkennen. Wir haben sie in den Calchaquitälern (Provinz Salta, Argentinien) und im wildzerklüfteten Gebirge von Mendoza (Argentinien) beobachtet, und sonderbar mutet es den Reisenden an, wenn er plötzlich in einiger Entfernung eine schnurgerade, sich deutlich im Gelände abhebende Linie sieht. „Das ist der Weg der Inkas", sagen dann die Anwohner. Kommt man näher, so verschwindet plötzlich diese Linie und ist beim besten Willen nicht mehr aufzufinden. Weshalb hebt sie sich aber so deutlich aus der Ferne ab? Ist es vielleicht die Nivellierung des Weges, welche diese eigenartige Abgrenzung, dies scharfe Hervortreten aus dem Gelände bewirkt? Wir haben die Sache nicht aufklären können, denn aus der Nähe besehen deckt Gras und Gestrüpp gleichmäßig den Boden oder Fels.

Die Staatsform der Inkas war, wie schon angedeutet, autokratisch-theokratisch. In ihrer Person vereinigten sie Papst und Kaiser, und mit mehr Recht, als Ludwig XIV. konnten sie, trotz aller sozial-fortschrittlichen Einrichtungen, sagen: Ich bin der Staat! Ihre Person war heilig, ihr Leichnam eine Reliquie, ihr Andenken lebte im Volke fort. Das kommunistische Verwaltungssystem war ein Ausfluß ihres Willens, nicht ein ererbtes Recht des Volkes.

Ein herrliches Denkmal inkaischer Kultur war ihre Residenzstadt Cuzco. Dort strömten alle Schätze des großen Reiches zusammen. Der Hof lebte mit großem Luxus. Die Mauern des Sonnentempels bestanden

Tipóy. (Ein an den Seiten offener Poncho.)



aus großen Steinblöcken, zwischen welchen dünne Silberplatten den Mörtel ersetzten; die Wände waren im Innern mit Gold getäfelt, die Säulen und Ornamente mit Gold überladen. An der mittleren Wand des Tempels befand sich ein großes, aus massivem Golde bestehendes menschliches Antlitz, der Sonne nachgebildet und von Strahlen umgeben. Der Hintergrund wurde von kostbaren Edelsteinen gebildet. Hier feierten die Inkas ihre prächtigen religiösen Feste.

Die kleineren Tempel waren als Kapellen an den großen Sonnentempel angebaut und verschiedenen Gottheiten gewidmet, so dem Monde, den Planeten, dem Donnergotte, der Gottheit des Regenbogens und anderen.

Kostbare Teppiche, feine Gewebe, prächtiger Federschmuck, goldene, silberne, edelsteingeschmückte Geräte füllten die herrlichen, in allen Teilen des Reichs befindlichen Paläste. Es gab deren eine große Zahl, da jeder Inka nach dem Tode einbalsamiert und in dem von ihm bei Lebzeiten bewohnten Palaste beigesetzt wurde, um dereinst wieder in seinem alten Heim zum ewigen Leben zu erwachen. Wenn ein Inka die Regierung antrat, so baute er sich einen neuen, prächtigen Palast. Die Gärten und Parkanlagen wurden mit großer Sorgfalt angelegt; gut gepflegte Wege, duftige Blumenbeete wechselten mit kunstvoll gruppierten Baumanlagen ab. Große Spielhallen, neben den Palästen gelegen, dienten zur Unterhaltung des Hofstaates.

An den Palast Atahualipas, des letzten regierenden Inkas, schloß sich ein prächtiger, künstlicher Garten. Bäume, Blumen und Sträucher waren in Gold gearbeitet, Nachbildungen von Llamas, Guanacos und Vicuñas mit feiner goldiger Wolle fanden sich in diesem eigenartigen Lustgarten vor. Die Badeeinrichtungen der Paläste waren äußerst luxuriös, zweckentsprechend und reinlich. Zahlreiche Wärter standen den Bädern vor; sie sorgten für Erneuerung des Wassers in den Bassins und deren Reinigung.

Die ersten Magnaten pflegten in Gegenwart des Inkas unbeschuht zu erscheinen. Die Großen des Reiches legten zu den Audienzen eine Art

Toga an, als Zeichen der Unterwürfigkeit. Das Volk mußte die Schuhe ausziehen und das Haupt entblößen, wenn es sich der Straße näherte, in welcher der kaiserliche Palast war. Die Sitte klingt noch heutzutage in einer Gewohnheit der Indianer nach: Nähern sie sich einer Stadt, so entblößen sie bei deren Anblick ehrfurchtsvoll das Haupt.[1]) Die Mitglieder der kaiserlichen Familie hatten Anteil an der allgemeinen Verehrung, jedoch in geringerem Grade als der Monarch und seine Gemahlin. Noch heute gibt es in Bolivien Familien, die mit Stolz ihre Abstammung auf die Inkas zurückverfolgen.

Die Regierung der Inkas war väterlich und alle Mitglieder der Dynastie waren voll der zärtlichsten Sorgen für ihre Untertanen, unter die sie sich trotz ihrer Hierarchie zu mischen pflegten, um so über ihre Lage persönlich Aufschluß zu erhalten. Sie trugen Sorge, daß ihnen nichts fehlte, und daß alle Einwohner des großen Reiches möglichst zufrieden und im Überfluß lebten. Das ganze Volk bildete eine große Familie. Ihr Ahnenkult, den ja heute noch Chinesen und Japaner pflegen, war sicherlich asiatischen Ursprungs. Die Toten wurden mit zur großen Familie gerechnet und bei gewissen Festen für die Mumien aller verstorbenen Inkas samt ihrem Hofstaate Plätze an der Tafel hergerrichtet. So waren denn Lebende und Verstorbene zum Gastmahl vereint, und diese Fiktion wurde konsequent durchgeführt, indem man den Toten das Essen servierte und ihnen zutrank.[2])

Die Inkas sowohl wie ihr Hofstaat waren kulinarischen Genüssen nicht abgeneigt. Aus allen Teilen des Reiches wurde für ihre üppige Tafel vorgesorgt, und starke, würzige Chicha wurde am Hofe in großen Mengen konsumiert. Auch damals schon war das Zipperlein nicht unbekannt, jene Krankheit der Reichen und Üppigen. Die Sage erzählt von einem Inka, der an Gicht erkrankte und in einer Sänfte nach den heißen Schwefelquellen am heutigen »Puente del Inca« bei Mendoza in Argentinien getragen wurde.[3])

Alles religiöse Gefühl gipfelte in der Verehrung der Sonne. Zu ihr flehte man bei Auf- und Niedergang, ihr spendete man Früchte, Blumen, Opfertiere; auch Trankopfer wurden ihr häufig dargebracht. Menschenopfer[4]) gab es nicht, doch wurde bei gewissen Festlichkeiten lebenden Kindern einiges Blut entzogen zur Zubereitung des Brotes. Diese Sitte klingt an mexikanische und asiatische Menschenopfer an, obgleich der

---

[1]) Es ist dies eine Gewohnheit der Aimarás und Quechuas. [2]) Noch heute zeigen die Indianer eine ehrfurchtsvolle Scheu vor den Mumien und widersetzen sich häufig ihrer Ausgrabung. [3]) »Puente del Inca« ist eine natürliche Brücke, unter der sich heiße Quellen verschiedener Art befinden. [4]) Die Behauptung des Padre B. Cobo (Historia del Nuevo Mundo), daß bei großen Festlichkeiten Menschen geopfert wurden, ist ziemlich unwahrscheinlich; nach allen anderen Quellen war der Sonnenkult der Inkas frei von dieser furchtbaren Verirrung.

Sonnenkult im Reiche der Inkas edler und verfeinerter dasteht. Zur Zeit der Wintersonnenwende, beim Nahen des Frühlings, wurde ein großes Fest gefeiert. Der Inka selbst rieb vor allem Volke mit zwei Holzstäbchen Feuer an. Dieses wurde in den Tempel der Sonnenjungfrauen gebracht, welche es hüten und nähren mußten bis zum nächsten Jahre.

Wie bei den alten Griechen wurde am ewigen Feuer Orakel gesprochen. Wenn die Flamme unter den Händen des Inka oder im Tempel der Vestalinnen erlosch, so bedeutete dies großes Unglück. Die Zahl der Vestalinnen betrug 1500. Aus kaiserlichem Geschlecht, wurden sie in Klöstern sowohl in Cuzco als auch in den Provinzen in strenger Abgeschlossenheit erzogen und für ihren heiligen Beruf vorbereitet. Kein Mann hatte Zutritt zu diesen Klöstern, nur der Inka erwählte aus der Mitte der Vestalinnen seine Gemahlinnen. Bei festlichen Gelegenheiten bereiteten die Vestalinnen die heiligen Brote und den heiligen Trank. Dann wurden große Gastmähler veranstaltet, und während derselben tranken die Inkas, gerade wie wir noch heute, auf das Wohl derjenigen Personen, die sie auszeichnen wollten.

Es gab gewöhnlich zwei Hauptmahlzeiten, eine vormittags zwischen 8 und 9 Uhr, eine andere kurz vor Sonnenuntergang. Während des Essens wurden wenig Getränke genossen, jedoch nach Beendigung der Mahlzeit floß die Chicha in Strömen, und häufig dauerten die Trinkgelage bis tief in die Nacht hinein.

Die Inkas waren große Freunde des edlen Weidwerks. Das Wild wurde sorgfältig gehegt. Es existierten förmliche Jagdgesetze, und Wilderer wurden strenge bestraft. Jedes Jahr veranstaltete der Inka große Jagden, die aber niemals hintereinander in demselben Distrikt abgehalten wurden.

Obwohl der Inka, wie die orientalischen Fürsten, eine unbegrenzte Zahl von Konkubinen hatte, besaß er nicht mehr als eine einzige legitime Gattin. Dieselbe hieß Goya und wurde unter seinen Schwestern ausgesucht, um das göttliche Blut der Inkas rein zu erhalten. Alle männlichen Nachkommen führten den Namen Inka, wenn sie verheiratet waren, die unverheirateten hießen Auquí. Um den regierenden Monarchen zu bezeichnen, brauchte man das Wort Capac Inka, einziger König, ohne weiter seinen Namen zu nennen. Die Frauen königlichen Geblüts wurden Pallas genannt, wenn verheiratet, und Nustas, wenn ledig. Mamacunas oder Shipacoyas hießen die Konkubinen ohne königliches Blut. Der Thron vererbte sich in direkter männlicher Linie.

Der Hofstaat des Inkas setzte sich zusammen aus Personen von mehr oder weniger hohem Rang. Gleich nach ihm kamen die Infanten, dann die ersten Magnaten und die Ritter; hernach die Kämmerer und Hofjunker, die Curacas oder Statthalter der eroberten Provinzen. Außerdem gab es

Astrologen, Amautas oder Gelehrte, Dichter, Hofsekretäre, Adjutanten, eine Ehrenwache, Diener, eine Menge Chásquis oder Postläufer. Dazu kam der Harem, der in der Glanzperiode des Reiches bis 700 Weiber beherbergte, von denen viele mehrere Kinder hatten. Einige der Inkas hinterließen mehr als 300 direkte Nachkommen. Auf solche Weise ist es gar nicht zu verwundern, daß der königliche Hof mehr als 8000 Personen zählte. Spartanisch war die Erziehung der Knaben, welche persönliche Kriegsfertigkeit und Gewandtheit bezweckte. Tödliche Verletzungen bei ihren gewagten Übungen waren keine Seltenheit.

Das Reich war eingeteilt in vier Provinzen. An der Spitze derselben befand sich ein Statthalter mit einem oder mehreren Räten. Jede Provinz zerfiel in Departements, je nach der Anzahl der Bewohner. Behufs besserer Verwaltung und leichterer Inspektion war die Bevölkerung eingeteilt in Dekurien unter einem Dekurion, 10 Dekurien unter einem Zenturion, 10 Zenturien oder 1000 Einwohner unter einem Bezirkshauptmann. 100 Zenturien oder 10000 Einwohner bildeten ein durch Grenzsteine abgetrenntes Departement unter einem Präfekten. Diese Beamten hatten über die Bedürfnisse und Vergehen der Bewohner zu wachen, und wer von ihnen seinen Dienst nicht mit voller Pflichttreue versah, wurde streng bestraft und seines Postens enthoben. Zur Kontrolle schickte der Inka Inspektoren durchs ganze Land. Alle Beamten hatten die Pflicht, ihrem Nächstvorgesetzten monatlich einen Bericht zu erstatten über alles, was in ihrem Bereiche vorgekommen war. Die Vizekönige unterbreiteten sodann dem Inka einen Auszug, der die wichtigsten Ereignisse enthielt.

Jeder männliche Untertan war von seinem 25. Lebensjahre an tributpflichtig, das heißt, er mußte an den der Sonne und dem Inka geweihten Tagen je nach seiner Profession persönliche Arbeit leisten. Alle hierzu nötigen Materialien, wie zum Beispiel für Gewebe, Metallarbeiten, wurden vom Staat geliefert, der den Tributär während seiner Arbeitszeit auch beköstigte. Die Leute hatten die Tempel, die großartigen Landstraßen, Brücken, Aquädukte für Feldbewässerung, die Paläste für die Inkas und Statthalter, die staatlichen Lagerhäuser zu bauen, zu erhalten und zu reparieren. Die Bevölkerung war außerdem verpflichtet, die Reisenden Beistand zu leisten, sie mußte den Post- und Botendienst versehen, die Llamaherden der Sonne und der Inkas weiden, welche stets genau gezählt waren. Ausgenommen von dieser Triputpflicht waren die Hofleute, Gelehrten, Geistlichen und Diener des Sonnentempels, die Soldaten im aktiven Dienst, Kranke und Invaliden.

Jeder junge Indianer mußte die Profession seines Vaters ergreifen, doch waren bei besonderer Begabung für einen anderen Beruf Ausnahmen gestattet. Das Studium der Wissenschaften war den vornehmen Klassen als Vorrecht reserviert. Diese Maßnahme bezweckte, die Überhebung der

niederen Volksklassen zu verhindern; auch ihren Wohnsitz durften sie nicht ändern ohne Erlaubnis, die in den meisten Fällen nicht erteilt wurde. Gelegentlich aber verpflanzten die Inkas ganze Dörfer zwangsweise nach entfernten, besonders nach neu eroberten Provinzen, so zum Beispiel einen Teil der Aimarás als Kolonisten zwischen die unterworfenen Collas, wodurch, wie bereits erwähnt, die Jesuitenmissionäre später in den Irrtum verfielen, beide Stämme mit dem Kollektivnamen Aimarás zu bezeichnen. Diese Versetzung geschah teils zur Strafe, meist aber, um hierdurch sich die völlige Unterwürfigkeit der neuen Untertanen zu sichern.

Jeder tributpflichtige Indianer mußte im stehenden Heere seiner Dienstpflicht genügen; war er wieder frei, so durfte er nach seinem Dorfe zurückkehren, mußte aber an den militärischen Übungen teilnehmen, die zwei bis dreimal monatlich stattfanden. Bewunderungswürdig war die Fürsorge der Inkas für die Soldaten im Felde. Im größten Teil des Reiches gab es an den Landstraßen von Tagemarsch zu Tagemarsch Magazine mit einem solchen Überfluß an Waffen und Bekleidung, daß jedes einzelne genügt hätte, um ein Heer mit allem Notwendigen auszurüsten. Beim Durchzug durch ein befreundetes Land herrschte strenge Disziplin, die kleinste Ausschreitung wurde mit dem Tode bestraft.

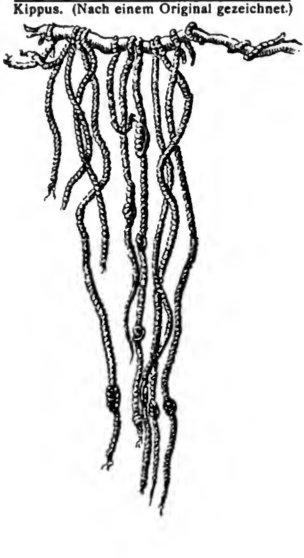
Mit den eroberten Provinzen gingen die Inkas sehr nachsichtig um. Zwar zwangen sie ihnen ihre Religion, Sprache, Regierungssystem auf, aber in kurzer Zeit wußten sie sich die Liebe und Verehrung der neuen Untertanen zu erwerben. Um sich populär zu machen und den Widerstand gegen die neuen Einrichtungen zu verringern, setzten sie in den ersten Jahren die Tribute für das annektierte Land herab.

Nach den eroberten Ländern wurden Lehrer geschickt, welche die Quechuasprache zu unterrichten hatten, falls eine andere Sprache gesprochen wurde. Das Quechua war die Hofsprache der Inkas und bietet eine weitere Bestätigung unserer oben aufgestellten Vermutung von ihrem asiatischen Ursprung. Cárlos Felipe Beltrán, Pfarrherr von Toledo bei Oruro, welcher in den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts verschiedene Werke schrieb, in denen eine überaus gründliche Kenntnis des Quechua zutage tritt, weist überzeugend nach, daß das Quechua enge Beziehungen zu ostasiatischen Sprachen hat. Er deutet auch auf gleiche Verwandtschaft in Literatur und Poesie hin. Die Quechualiteratur war sehr jung, was indirekt auch für den asiatischen Ursprung des Quechuas spricht, da die Überlieferung nur vierzehn regierende Inkas anführt.

Auch die Knotenschrift, Kippus, war den Inkas nicht fremd. Diese Kippus sind farbige Wollfäden, auf verschiedene Weise geknüpft. Es ist sicher, daß diese Art des Schreibens ihren Ursprung nicht in Peru hat, sondern daß der erste Inka sie übermittelte, und daß die Knotenschrift in verschiedenen Teilen Zentralasiens, speziell aber in China seit uralten

Zeiten im Gebrauch war. Diese Kippus bestehen aus einem Querfaden als Basis des Schriftstücks, und aus mehr oder weniger dünnen Fäden, die an dem Basisfaden angebunden sind. Diese Fäden haben einfach und künstlich verschlungene Knoten. Die Größe der Kippus ist sehr verschieden; manchmal hat der Basisfaden eine Länge von 4—5 m, manchmal nur von ⅓ m. Die Fäden sind gewöhnlich kürzer wie 80 cm. Die Farben haben verschiedene Bedeutungen; rot bezeichnet Soldat oder Krieg, gelb bedeutet Gold, weiß Silber oder Frieden, grün Weizen oder Mais. Im arithmetischen System bezeichnet ein einfacher Knoten zehn, zwei nebeneinander zwanzig, der doppelt geschlungene Knoten hundert, der dreifach geschlungene tausend, zwei solche der letzten Art zweitausend. Nicht allein die Farbe und Art der Knoten, sondern auch die Art, wie die Fäden gesponnen sind, und speziell die Entfernung der Knoten vom Querfaden sind von hervorragender Wichtigkeit. Die Kippus wurden verwendet zum Zählen, zur Aufzeichnung von Steuerbeiträgen, Berichten der Statthalter, Grundkatastern, Geburts- und Sterberegistern usw. Zu bemerken ist noch, daß die Entzifferung der Kippus auch den mit den Zeichen Vertrauten Schwierigkeiten bereitete. Auf der Mondinsel wurden auch Kippus aus Silber- und Golddraht gefunden. (Nach einem Bericht des Padre Baltasar de Salas aus dem Jahre 1618.)

Kippus. (Nach einem Original gezeichnet.)



DIE EROBERUNG DES ALTEN PERU DURCH DIE SPANIER

DER vierzehnte Inka, Atahuallpa, herrschte um das Jahr 1532. Unter seine Regierung fällt der Beginn der Eroberung Perus durch die spanischen Conquistadores. Zwistigkeiten zwischen Atahuallpa und seinem Bruder Huascar ebneten den Spaniern den Weg. Nachdem im Jahre 1513 der Stille Ozean durch Vasco Nuñez de Balboa entdeckt worden war, und die Spanier von dem Vorhandensein eines ausgedehnten Reiches im Süden Kunde erhalten hatten, beschlossen sie, es zu erobern.

In Panama trafen Francisco Pizarro, Diego de Almagro und Fernando de Luque ein Übereinkommen, nach welchem sie gemeinsam die Eroberung Perus in Angriff nehmen wollten. Sie erreichten die peruanische Küste im Jahre 1525. Mit 170 Soldaten und einigen Pferden bemächtigte sich Pizarro des gewaltigen Inkareiches. In Cajamarca machte er den Inka Atahuallpa zum Gefangenen. Der Inka befand sich in Begleitung einiger 30000 Krieger, unter denen die Spanier ein schreckliches Blutbad anrichteten. Die Panik der Indianer bei dieser Gelegenheit ist den spanischen Feuerwaffen und dem Erscheinen der ihnen unbekannten Pferde zuzuschreiben. Atahuallpa wurde am 29. August 1533 hingerichtet, trotzdem er grosse Goldschätze an Pizarro ausgeliefert hatte.

Nach dem Tode Atahuallpas und der Besetzung Perus brachen Streitigkeiten zwischen Pizarro und Almagro aus. Letzterer räumte schließlich das Feld und zog an der Spitze einer kleinen Heerschar auf neue Eroberungen aus. Am 3. Juli 1535 verließ er Cuzco mit 570 Spaniern und 15000 peruanischen Hilfstruppen, um das sagenhafte Land Chili zu erobern. Die Avantgarde unter dem Hauptmann Juan de Saavedra de Sevilla, mit 150 Reitern, erreichte anfangs August des gleichen Jahres Chuquiápu. Die Einwohner rotteten sich zusammen, um Widerstand zu leisten, doch auf den Rat der Alten unterwarfen sie sich. Sowohl Saavedra mit seinen Leuten, als auch ein paar Tage später Almagro, mit dem Gros, hielten sich nicht länger auf und rückten nach Süden weiter. Später kamen andere spanische Führer nach Chuquiápu, wie Pedro de Candia, Gonzalo de Mesa, Gonzalo Pizarro. Einige ließen sich dort nieder, um die Goldminen auszubeuten.

1536 waren schon eine ganze Anzahl Spanier angesiedelt, Kirchen und Häuser entstanden, die Goldminen wurden ausgebeutet. In diesem Jahre stand der Inka Manco Capac in Cuzco gegen die Spanier auf; auch die Bewohner von Chuquiápu töteten alle Spanier und zündeten ihre Wohnstätten an, aber schon 1537 wurde Chuquiápu durch Gonzalo Pizarro neuerdings unterworfen. Es siedelten sich nun allmählich immer mehr

Spanier an, indessen ließen die Streitigkeiten unter den Conquistadores die Bewohner von Chuquiápu nicht zur Ruhe kommen und waren einer gedeihlichen Entwicklung der Stadt hinderlich.

Endlich wurde vom König von Spanien Don Pedro de la Gasca hingeschickt. Dieser stellte im Lande die Ruhe her, Gonzalo Pizarro wurde in der Schlacht von Saxahuana geschlagen und bald darauf hingerichtet. Im Auftrage Pedro de la Gascas besuchte der Hauptmann Alonso de Mendoza die Stadt Chuquiápu im Jahre 1548 und taufte sie am 23. Oktober in „Nuestra Señora de La Paz" um. La Gasca schickte gleichzeitig vierzig neue spanische Kolonisten nach La Paz.

In diese Zeit fiel die Entdeckung der berühmten Silberminen von Potosí. Mitte Januar 1545 hatten Indianer eine äußerst reiche Mine entdeckt, und infolge von Zwistigkeiten unter ihnen verriet der Indianer Hualcca[1]) dem Hauptmann Juan de Villarroel das Geheimnis. Bald besiedelte sich Potosí mit Spaniern, neue ergiebige Minen wurden entdeckt, eine Münze eingerichtet, und außerordentliche Mengen Silbers flossen nach dem Mutterlande. Potosí war im Mittelalter eine der reichsten Städte Südamerikas, und sein Ruf als Minenstadt dauert heute noch fort, obgleich das Silber an zweite Stelle getreten ist, während das Zinn den Hauptexportartikel bildet.

Um das Jahr 1538 fand die erste Expedition nach der heutigen Provinz Chiquitos statt, der 1549 eine zweite folgte. Nuflo de Chávez drang durch die Wildnis des Gran Chaco mit 50 Abenteurern bis nach Paraguay vor und führte dort die ersten Schafe und Ziegen ein. Diese Expedition wie auch spätere in die Urwälder des Ostens hatten keine dauernde Besitznahme zur Folge. Erst Ende des 17. Jahrhunderts begann durch Jesuiten die Bekehrung der Chiquitos-Indianer, die von großem Erfolg begleitet war. Die wilden Stämme dieses Steppen- und Waldlandes, welches sich vom 16. bis zum 20. Grad südlicher Breite und vom 60. bis zum 65. Grad westlicher Länge erstreckt, wurden fast sämtlich zum Christentum bekehrt. Als im Jahre 1767 die Jesuiten aus Südamerika vertrieben wurden, bestanden zehn Reduktionen mit etwa 20000 christlichen Indianern. Gerade wie in Paraguay, wurde auch hier eine große zivilisatorische Tätigkeit vernichtet. Die Reduktionen verfielen, die Indianer zerstreuten sich und kehrten zu ihrem Nomadenleben in den Wäldern zurück. Doch bewahren diese Indianer noch heute einige christliche Religionsbräuche, allerdings stark mit heidnischen Anklängen durchsetzt.

Erst um das Jahr 1554 wurden die steten Zwistigkeiten und Kämpfe unter den Conquistadores unterdrückt, und von diesem Jahre ab treten die spanischen Besitzungen im heutigen Bolivien in eine geordnetere Verwaltungsperiode ein. Der in Spanien ernannte „Große Rat aller Indien"

[1]) Siehe den Abschnitt: „Das Silberland Potosí".

Epitaph aus der Kolonialzeit.



beschäftigte sich mit den Angelegenheiten der Kolonien; diese wurden von Vizekönigen regiert, denen wieder die „Capitanias Generales“ (Hauptmannschaften) unterstanden. An der Spitze der Provinzen stand ein Corregidor (Oberamtmann). Die spanischen Könige erklärten, daß sie rechtmäßige Erben der Inkas wären, und auf Grund dieser Rechtsauffassung nahmen sie für sich das Recht in Anspruch, alles Land zu verteilen. Die Indianer wurden in Dörfern angesiedelt, bezahlten der Regierung einen Tribut und erhielten dafür ein Stück Land, Sayaña genannt, zur Bearbeitung. Dieser Tribut wurde anfangs in Landesprodukten, später in Geld erlegt.

Im Jahre 1560 gründete Nuflo de Chávez im Lande der Chiquitos die Stadt Santa Cruz de la Sierra. 1564 erhielt der Ort starken Zuzug aus Paraguay; ein großer Teil der Bewohner von Asunción verließ Paraguay und begab sich unter Führung von Chávez nach Santa Cruz de la Sierra. Die spätere Entwicklung dieser Stadt entsprach jedoch nicht den Hoffnungen, welche man gehegt hatte, und viele eingewanderte Spanier kehrten ihr wieder den Rücken, so daß sie 1592 nach ihrem heutigen Sitz verlegt wurde. Die meisten bedeutenden Städte Boliviens wurden Ende des 16. und anfangs des 17. Jahrhunderts gegründet, so Cochabamba durch Don Sebastian Barba am 1. Januar 1574, Tarija durch Don Luis de Fuentes am 4. Juli 1574, Oruro durch Don Diego de Padilla 1604. Unter der Herrschaft der Spanier gelangte die Stadt Misque zu hoher Blüte. Ihr Ursprung ist nicht aufgeklärt, nur weiß man, daß sie 1605 schon 20000 Einwohner zählte. Das fruchtbare Tal von Misque wurde später so stark von endemisch werdenden Fiebern heimgesucht, daß die Stadt dem raschen Verfall entgegenging. Heute ist Misque ein unbedeutender Ort im Departement Cochabamba, doch zeugen zahlreiche Ruinen von alter Pracht und Herrlichkeit.

Im Jahre 1661 haben wir den ersten, wenn auch unbedeutenden und rasch unterdrückten Aufstand gegen die spanische Herrschaft zu ver-

zeichnen. Ein Mestize, Antonio Gallardo, war der Urheber einer Verschwörung, die auf Befreiung vom spanischen Joch hinzielte. Am 1. Dezember 1661 brach die Bewegung in La Paz aus. Der spanische Corregidor wurde getötet, der Regierungspalast und die Kaserne gestürmt, und bald befand sich die Stadt in Händen der Revolutionäre. Überall in den Straßen hörte man den Ruf: „Freiheit den Amerikanern!" Es wurde eine neue Regierung eingesetzt, Gallardo organisierte einige Streitkräfte, und während einigen drei Jahren konnten die Spanier der Bewegung nicht Herr werden. Erst der Tod Gallardos, welcher in einem Gefecht gegen königliche Truppen bei Puno eintrat, hatte schließlich die Unterdrückung des Aufstandes zur Folge, und blutig rächte Don Francisco de Herquiño, nach Besetzung von La Paz, den Abfall seiner Bürger; sämtliche Anhänger Gallardos starben am Galgen, ja einige wurden sogar zum Tode durch Vierteilen verurteilt.

Im Jahre 1780 wurde Bolivien von einem furchtbaren Indianeraufstand heimgesucht. Tomás Catari, ein Indianer aus Macha, reizte die Indianer von Oruro, Cochabamba und La Paz zum Aufstand; Tausende von Indianern erhoben sich gegen die Herrschaft der Weißen. Catari wurde zwar von den Spaniern getötet, doch seine zwei Brüder stellten sich an die Spitze der Indianer, schlugen die Truppen des Obersten Flores, besetzten die Orte Pintantora, Quilaquila und Potolo, und belagerten Chuquisaca (Sucre) mit 12000 Indianern. In Oruro machte ein Mestize gemeinsame Sache mit den Indianern; fast alle Spanier wurden dort ermordet. In San Pedro de Buenavista wurden einige tausend Personen ermordet. In der Kirche von Caracoto wateten nach der Überlieferung die Indianer bis an die Knöchel im Blute der Ermordeten. Auch Puno wurde von den Indianern belagert. Kurzum, der Aufstand war allgemein.

Furchtbar war der Ansturm der Indianer gegen La Paz. Ein Eingeborener, Julian Apasa, bemächtigte sich einer Korrespondenz, die von dem indianischen Führer José Gabriel Tupac Amaru an Tomás Catari gerichtet war, und benutzte dieselbe, um sich von den Punaindianern unter dem Namen Tupac Catari als Führer anerkennen zu lassen. Die Einwohner von La Paz bereiteten sich zur Verteidigung vor, unter dem Kommandanten Sebastián de Segurola. Am 13. März 1780 rückte Segurola um Mitternacht aus, um die Aufständischen bei Laja anzugreifen. Am 15. März kehrte er nach La Paz zurück. Tags darauf erschienen auf den umliegenden Höhen von La Paz mehr als 80C00 Indianer und kreisten die Stadt ein, geführt von Apasa und seiner Frau. Die Indianer bemächtigten sich der Außenviertel, und diese wurden in der Folge der Schauplatz blutiger Kämpfe. Am 2. Juli wurde die sogenannte Königin, Frau Tupac Catari (Apasa), überrascht und gefangen genommen, nach der Stadt gebracht und eingesperrt. Am 19. Juli erschien der Oberst Flores an der Spitze

spanischer Truppen, und die Indianer zogen sich zurück. Nachdem jedoch Flores am 4. August nach Oruro abmarschiert war, besetzten die Indianer neuerdings die Höhen, und die Belagerung nahm ihren Fortgang. Catari, im Schmuck der Inkas, durcheilte die Reihen und forderte die Krieger zum unerbittlichen Kampf gegen die weißen Unterdrücker auf.

Tag für Tag fanden nun blutige Kämpfe statt. Tupac Amaru eilte mit einem großen Heere herbei, die Zahl der Belagerer überstieg 150000. Die Indianer hatten das Dorf Sorata förmlich weggespült, nachdem sie die Wasser des nahen Berges Illiampu gestaut hatten. Sie faßten jetzt den Entschluß, mit La Paz ein Gleiches zu tun. Der Oberlauf des La Pazflusses wurde an einer Enge etwa 15 km von der Stadt entfernt gestaut. Zum Glück für die Belagerten brach der Damm, ehe die Arbeit völlig zu Ende geführt war, doch auch so wurde ein großer Teil der Stadt überschwemmt. Am 13. Oktober um 11 bis 12 Uhr Nachts vernahmen die Einwohner ein furchtbares Getöse. Ein ungeheurer Wogenschwall wälzte sich über die Stadt; mit furchtbarer Gewalt fegten die Wasser alles vor sich her, was sie auf ihrem Laufe antrafen. Das Niveau des Flusses stieg um einige 15 m. Häuser, die am Flußufer lagen, wurden mit samt den Fundamenten fortgerissen. Ebenso erging es der steinernen Brücke im Stadtteil San Francisco. Viele Verluste an Menschenleben waren zu beklagen, der aus dem Schlaf aufgeschreckten Bewohner bemächtigte sich eine völlige Panik, die erst gegen Morgen ihr Ende erreichte. Vier Tage nach diesem Ereignis langte der Oberstleutnant José Roseguin mit 7000 Mann an und befreite die Stadt.

Die Geschichte Südamerikas verzeichnet wohl keine andere Belagerung von solcher Bedeutung, und dieser Indianeraufstand darf in der Geschichte Südamerikas mit Recht als das nennenswerteste Ereignis des 18. Jahrhunderts erwähnt werden.

Der Verteidiger der Stadt, Segurola, schreibt folgendes: „Die Feinde bedienten sich unzähliger ingeniöser Hilfsmittel. Sie schossen Pfeile mit brennenden Wollbündeln in die Stadt, schossen Raketen in Form von ölgetränkten Strohbündeln ab, schleuderten mit Pulver gefüllte und mit einer Lunte versehene Säckchen in die Straßen, und bedienten sich beim Kampfe selbstverfertigter Handgranaten. So sicher rechneten die Indianer mit Zerstörung und Einnahme der Stadt, daß sie auf den Höhen mit dem Bau einer neuen Ortschaft begannen. Nachdem Pferde, Maultiere, Esel, Hunde und Katzen verspeist waren, nährten sich die Einwohner von Häuten. Ein entmenschtes Weib tötete und verzehrte ihr eigenes Kind. Krankheiten aller Art dezimierten die Bevölkerung. Unbeschreiblich waren die von den Indianern verübten Grausamkeiten. Gefangenen wurde die Haut stückweise vom Leibe gezogen, man schnitt ihnen Arme und Beine ab, und diejenigen konnten sich noch glücklich schätzen, denen so-

fort der Kopf vom Rumpf getrennt wurde. Obgleich einige 8000 Leichen gefallener Indianer gezählt wurden, waren ihre Verluste doch viel höher, da sie, wenn irgend möglich, ihreToten nicht in unsereHände fallen ließen. Die Belagerung dauerte 169 Tage, während welcher der Kampf nicht einen Augenblick aufhörte." Tupac Amaru sowohl wie Tupac Catari wurden nach ihrer Gefangennahme von vier Pferden in Stücke zerrissen.

Die Niederwerfung des großen Indianeraufstandes bildete für Bolivien sozusagen den Schlußstein der kolonialen Epoche. Wir gelangen nun zur Erhebung der Südamerikaner gegen die spanische Herrschaft.



Aus der Zeit der Conquistadores.
Schwert des Francisco Pizarro.

DIE REPUBLIK BOLIVIEN

DIE ausbeutende Politik Spaniens mußte notgedrungen früher oder später zum Aufstand der Kolonien führen. Den Kreolen war jedweder Handel mit dem Auslande untersagt, sie durften keine der Pflanzenarten anbauen, die in der Hauptstadt des Reiches kultiviert wurden. Die einzige von der Regierung begünstigte Industrie war der Abbau der Minen. Nur die Spanier und ihre Söhne konnten öffentliche Ämter bekleiden. Die Corregidoren (Oberamtmann) hatten das ausschließliche Privileg, an die Indianer Waren zu verkaufen. Erziehung und Unterricht wurden beschränkt und vernachlässigt. Schwere Steuern drückten das Volk, in erster Linie die Indianer. Die spanischen Beamten waren vor allem auf ihren Vorteil bedacht, sie beuteten das Volk rücksichtslos aus und machten so die spanische Herrschaft immer verhaßter.

Am 6. August 1825 wurde Bolivien zu unabhängigem Leben geboren. Die Schlachten von Junín und Ayacucho brachten dem Lande die langersehnte Unabhängigkeit, und der glänzende Sieg in der Schlacht von Tumusla besiegelte den ruhmreichen fünfzehnjährigen Freiheitskrieg (1809 bis 1825). Der General Sucre berief die erste Nationalversammlung ein, die sich in Chuquisaca (nachmals Sucre) vereinigte, und am 6. August 1825 wurde die Unabhängigkeit des Alto Perú erklärt; der neue Staat erhielt den Namen Republica Boliviana, zur Ehrung des Freiheitskämpfers Simon Bolívar.

Der General Sucre übernahm zunächst provisorisch die Regierung und wurde im Jahre 1826 zum ersten Präsidenten Boliviens erwählt. Er unterbreitete der Volksversammlung die erste Konstitution, welche aber die jungen Republikaner wegen ihrer monarchischen Tendenzen nicht befriedigte; bekanntlich huldigten manche der berühmten südamerikanischen Freiheitskämpfer zunächst monarchistischen Tendenzen. Im Jahre 1828 unternahmen die Peruaner (Bajo Perú) einen Einfall nach Bolivien, um Bolivien neuerdings dem alten Peru einzuverleiben; es kam zu einem Waffenstillstand, infolgedessen in Pisquiza ein vorläufiges Übereinkommen unterzeichnet wurde, wonach ein gemeinsamer Kongreß berufen werden sollte. Auf diesem Kongreß legte General Sucre sein Mandat nieder.

Es folgte nun in kurzer Zeit eine Anzahl Präsidenten. Unter dem Präsidenten Santa Cruz wurde in La Paz ein Kongreß zusammenberufen, der eine neue Konstitution sanktionierte. Santa Cruz strebte eine Vereinigung Perus und Boliviens an, und die Folge hiervon war ein Feldzug gegen die Peruaner, aus dem der bolivianische Präsident siegreich hervor-

ging. Der bolivianische Kongreß widersetzte sich jedoch im Jahre 1839 der Konföderation beider Staaten.

Es folgen nun eine argentinische und zwei chilenische Invasionen, die jedoch auf das Geschick Perus und Boliviens keinen dauernden Einfluß ausübten.

Im Jahre 1841 begann in Bolivien die Präsidentschaft Ballivians, eines seiner bedeutendsten Staatsmänner. Unter seiner Regierung (1841) fiel der peruanische Generalissimus Gamarra zum zweiten Male in Bolivien ein, wurde aber in der Schlacht von Ingavi, nahe La Paz, völlig geschlagen und fand seinen Tod. Ballivian hatte mit dem Sieg von Ingavi die Unabhängigkeit Boliviens befestigt; er legte im Jahre 1847 nach mannigfachen inneren Kämpfen die Präsidentschaft nieder.

Unter den folgenden Präsidenten ist an erster Stelle Linares hervorzuheben, der die Diktatur proklamierte. Das Land nahm unter seiner Regierung einen bedeutenden Aufschwung, aber auch er sollte dem Parteigetriebe unterliegen; durch den Staatsstreich vom Jahre 1861 kam ein Triumvirat ans Ruder. Linares starb wenige Monate nachher in der Verbannung.

Es folgte die Präsidentschaft des Generals Achá, der durch den General Melgarejo gestürzt wurde. Aber die Regierung Melgarejos war verhängnisvoll für das Land, alle guten Einrichtungen seiner Vorgänger schaffte er wieder ab. Diese despotische Herrschaft dauerte sechs Jahre. Melgarejo war ein ungebildeter Söldnerführer, über den heute noch eine große Anzahl eigenartiger Anekdoten im Umlauf sind. Unter anderem erzählt man, daß er voll Begeisterung 1870 den Franzosen zu Hilfe eilen wollte.

Im Jahre 1876 riß der General Daza die Regierung an sich. Während seiner Regierung brach der bekannte „Salpeterkrieg" (Pacifickrieg) aus. Das chilenische Heer besetzte ohne vorhergehende Kriegserklärung den bolivianischen Hafen Antofagasta, in dessen Nähe sich bekanntlich die großen Borax- und Salpeterlager befinden. Bolivien und Peru kämpften gemeinsam gegen Chile, wurden aber geschlagen; Chile besetzte provisorisch das Gebiet von Antofagasta und die peruanischen Provinzen Tacna und Arica. Die Salpeterlager haben seither Chile eine jährliche Einnahme von 100 Millionen Mark gebracht.

Nach dem Waffenstillstand von 1884 übernahm der General Narciso Campero provisorisch die Regierung Boliviens und legte sie kurz darauf in die Hände des erwählten Präsidenten Gregori Pacheco.

Hierauf folgten die Präsidentschaften von Aniceto Arce (1888—1892), Mariano Baptista (1892—1896) und Severo Fernandez Alonso. Letzterer wurde im Jahre 1899 von der liberalen Partei gestürzt.

Es folgte die Präsidentschaft des Generals José Manuel Pando. Seine

Regierung bedeutete für Bolivien Frieden, Fortschritt und wirtschaftlichen Aufschwung.

Sein Nachfolger, General Ismael Montes, übernahm die Regierung am 6. August 1904. Unter der Präsidentschaft dieses energischen und weitblickenden Mannes kam der definitive Frieden mit Chile zustande, und wirklich große Aufgaben auf dem Gebiete des Verkehrswesens, der wirtschaftlichen Hebung des Landes und der Kolonisation sind von ihm in Angriff genommen worden.

Im August 1909 übergab General Ismael Montes die Regierung an Dr. Eliodoro Villazón, den erwählten Präsidenten. Dr. Villazón ist ein namentlich im Finanzwesen äußerst erfahrener Mann, welcher das Land auf dem Wege stetigen Fortschritts weiterführt.

Bolivien ist heute ein sichtlich fortschreitendes Land, welches immer mehr fremdes Kapital anzieht und dem eine große Zukunft bevorsteht.

Mit Stolz können die drei letzten Präsidenten sagen, daß der innere Friede seit dem Jahre 1899 auch nicht durch den kleinsten Putsch gestört worden ist, ein Vorzug, den Bolivien im ganzen lateinischen Amerika wohl nur mit Chile teilt.



DR. ELIODORO VILLAZÓN
PRÄSIDENT VON BOLIVIEN

AUS DER GEGENWART BOLIVIENS

RUNDSCHAU

Es ist noch nicht lange her, daß die Republik Bolivien für den Europäer nur ein unklarer geographischer Begriff war. Bei Nennung dieses Landes tauchte ihm allenfalls eine dunkle Erinnerung an die Geographiestunden des Gymnasiums auf[1]). Heute verdient Bolivien die vollste Beachtung des europäischen Großkapitals, und da werden sich denn auch wohl die geographischen Begriffe nach und nach geklärt haben. Aus langem Winterschlaf erwacht, schüttelte das Land im Anfange dieses Jahrhunderts entschlossen die Ketten kolonialer Gewöhnung ab, und jetzt ist es dank der gefestigten inneren Verhältnisse in eine Ära aufblühender wirtschaftlicher Entwicklung eingetreten.

Über rund 1 458 000 qkm weht die rot-gelb-grüne Flagge der bolivianischen Republik. Bolivien liegt zwischen dem 59° 40′ und dem 73° 20′ westlicher Pariser Länge und zwischen den südlichen Breitegraden von 9° 35′ und 25° 30′ im östlichen Teil, während sich das Land im Westen vom 11° bis zum 23° 05′ erstreckt. Die politischen Grenzen, welche in ihren Einzelheiten noch einigermaßen der genauen Festlegung bedürfen, sind folgende: Die Grenzfragen mit Argentinien und Brasilien sind geregelt. Wir verweisen in dieser Beziehung auf die beigegebene Karte, wie auch bezüglich der chilenischen Westgrenze; letztere wurde durch den Vertrag vom 20. Oktober 1904 endgültig festgelegt. Die Südostgrenze von Bolivien und Paraguay ist vorläufig noch nicht völlig klargestellt. Paraguay erhebt Anspruch auf einen Teil des Gran Chaco, während Bolivien, auf alte Besitztitel aus kolonialer Zeit gestützt, seine Grenzlinie bis an den Paraguayfluß verlegt. Die Grenze mit Peru ist durch ein direktes Abkommen im September 1909 geregelt worden, nachdem Bolivien aus stichhaltigen, hier nicht weiter zu erörtenden Gründen den Schiedsspruch Argentiniens abgelehnt hatte. Ihr südlichster Teil läuft zunächst in nördlicher Richtung an den von Chile seit dem Pacifickriege besetzten peruanischen Provinzen Tacna und Arica entlang, steigt hinauf zum Ausfluß des Rio Desaguadero[2]) aus dem Titicacasee, durchschneidet dieses Binnenmeer und nimmt dann allgemeine Richtung nach Norden, läuft auf dem rechten Ufer der Flüsse Lanza und Heath bis zur Einmündung des letzteren in den Madre de Dios, geht dann nordwestlich zur Gummibarracke Illampu am Ufer des Rio Manuripe und von dort zur Barracke Tacna am Rio Acre. Die Grenzfrage zwischen Bolivien und Paraguay geht allem Anscheine nach einer baldigen friedlichen Lösung entgegen.

[1]) Deutsch-argentinische Zeitungen empfangen heute noch manchmal Briefe aus dem alten Vaterlande, auf denen „Buenos Aires, Brasilien" adressiert ist. [2]) Der Rio Desaguadero verbindet den Lago Titicaca mit dem Lago Poopó.

Rast bei Posada in der Kordillere.



Das orographische System Boliviens wird durch zwei Hauptgebirge gebildet, die Anden im Westen und die Berge Brasiliens im Osten. Die Anden Boliviens verzweigen sich in verschiedene Ketten, deren höchste Gipfel ewiger Schnee deckt. Die Hauptmasse dieses Gebirgssystems durchkreuzt den westlichen Teil des Landes, und zwar nimmt sie gegen Osten an Höhe und Massigkeit allmählich zu, bis sie Mittelbolivien erreicht. Von da ab verflacht sich das Gebirge nach Osten immer mehr, um schließlich in niedrigen, langgestreckten Hügelketten zu verlaufen. Die brasilianischen Berge können sich hinsichtlich ihrer Höhe und Ausdehnung nicht mit den mächtigen Kordilleren messen. Sie bilden ein hügeliges, von üppigen, fruchtbaren Tälern durchschnittenes Gelände. Zwischen der Kette der Seekordilleren und den eigentlich bolivianischen Anden breitet sich die unermeßlich große, bolivianische Hochebene (Puna) aus. Sie liegt ungefähr 3800 m über dem Meeresspiegel und hat eine mittlere Breite von 130 km. Mehr oder wenig tief eingeschnittene Täler, Pässe und Engen schieben sich allenthalben zwischen die Höhenzüge der Kordilleren. Ihre Bergriesen übersteigen die stattliche Höhe von 6500 m. Da ist der Illampu oder Sorata, welcher 7700 m hoch in die Wolken klimmt; der mächtige Illimani, das Wahrzeichen der Stadt La Paz, der sich bis zu 7500 m erhebt, und dessen schneegekröntes Haupt dem La Paz zueilenden Reisenden schon aus weiter Ferne sichtbar wird. Dann der Coololo mit 6770 m, der Huallatiri mit 6690, der Sajama mit 6546, der Catantica mit 6500, und noch viele andere ehrwürdige, schneebedeckte Häupter. Auch manchen erloschenen sowie noch tätigen Vulkan bergen die Kordilleren, und zwar hauptsächlich in den Departements Potosí und

Oruro. Wir erwähnen die bereits genannten Huallatiri und Sajama, den Cosapa, Licancahur, Quetena, Machuca, Ollague als die bedeutendsten.

Eine Anzahl Pässe führen über die Seekordilleren nach der Küste des Stillen Ozeans, darunter der Sajamapaß, sowie ein anderer im Süden dieses Berges, in der Richtung nach Lluta; weiterhin jener von Colpa nach Camiña und der von Iluva nach den berühmten Salpeterlagern von Tarapacá. Diese Pässe verbinden Bolivien mit dem Meere, speziell mit der bedeutenden Handelsstadt Tacna und dem Hafen Arica, wohin jetzt eine Bahn gebaut wird. Auf diesen Bergstraßen herrscht reger Verkehr; große Trupps von Maultieren ziehen, mit Waren beladen, die steilen, schwindelnden Saumpfade entlang. In beträchtlicher Höhe liegen so manche Ansiedlungen, die nur infolge ihrer geographischen Lage unweit vom Äquator bewohnbar sind. Eigenartig mutet es den Reisenden an, wenn er noch 3000 bis 4000 m über dem Meeresspiegel Städte, Dörfer und Minen antrifft. Es sind hier an erster Stelle hervorzuheben die Stadt La Paz mit 3630 m Höhe, Oruro mit 3694, Uyuni mit 3660, Colquechaca mit 4221, die Mine Aullagas mit 4769, die sagenhafte Silberstadt Potosí mit 4146, das kupferreiche Corocoro mit 4023 m. In all diesen hohen Regionen entwickelt sich das Leben der Eingeborenen durchaus normal; doch leidet der Europäer im Anfange unter der dünnen Luft und der auf solcher Höhe doppelt empfindlichen niedrigen Temperatur, welche allerdings noch erheblich hinter derjenigen eines gemäßigten deutschen Winters zurücksteht.

Die von Höhenzügen der Kordilleren umrahmten Ebenen umfassen drei große Zonen: die Ebenen von Manzo, jene von Santa Cruz und Mojos, sowie die der Beniregion. Die Ebenen von Manzo begreifen den Chaco Oriental, welcher sich vom Rio Pilcomayo nach Norden hin ausdehnt bis zur Bahia Negra und zur brasilianischen Grenze. Die weiten Ebenen von Santa Cruz, von Mojos, Chiquitos und Caupolicán bilden die Verlängerung der Ebenen von Manzo nach Westen und Norden.

Reich an Minen, doch arm an Vegetation ist das im rauhen Klima auf der Hochebene der Puna liegende Departement Oruro. Dagegen weisen die übrigen Departements herrliche Täler mit subtropischer Vegetation auf. Auch das Departement La Paz, zu dem ein großer Teil der Hochebene gehört, wird von manchen fruchtbaren Schluchten und Tälern durchzogen. Berühmt wegen ihrer außerordentlichen Fruchtbarkeit sind von alters her die Yungastäler, nahe La Paz und Cochabamba.

Das hydrographische System Boliviens sendet seine Wasser nach dem Atlantischen Ozean. Scharf abgegrenzt treten drei Regionen hervor: im Norden die des Amazonas, im Süden jene des La Plata und in der Mitte das Gebiet der Binnenseen. Wenn man die schiffbaren Teile aller dieser Flüsse zusammenrechnet, so ergibt sich die stattliche Länge von etwa 9000 km.



Die Gewässer der La Plata-Region ergießen sich alle in den Rio Paraguay. Zu erwähnen sind der Rio Jaurú, die Flüsse Santa Bárbara und Petas, San Fernando, Santo Corazón und Rio de la Câl; sie fließen in allgemein östlicher Richtung, bilden teilweise zunächst große Sümpfe und auch stattliche Seen, so den Uberaba, Laguna Gaiba, Gaibamerin, und münden schließlich in den Paraguayfluß. Aus dem Sumpf Otuquis bildet sich der Rio Negro, welcher ebenfalls dem Paraguay zufließt. Weiter südlich strömen in derselben Richtung der Rio Salado, Galván, Verde, Yavebiri, Fuego, Aguarayguazú, Confuso, Pilcomayo und Bermejo. Beide letzteren sind große, bedeutende Wasseradern, obgleich sie für die Schiffahrt noch gründlicher Regulierung bedürfen.

Der Pilcomayo entspringt unweit der Stadt Sucre. Seine große Bedeutung als Verbindungsweg zwischen Paraguay und Bolivien springt in die Augen; jedoch ist es fraglich, ob in absehbarer Zeit diese Wasserstraße schiffbar gemacht werden kann. Der Pilcomayo besitzt nämlich die höchst unangenehme Eigenschaft, daß er in seinem Mittellauf große, meilenweit ausgedehnte Tümpel von ganz geringer Tiefe bildet, aus welchen das Wasser nicht bloß durch die bekannten Hauptarme, sondern auch durch eine Menge Seitenflüsse und Bäche abströmt, so zwar, daß die ganze Formation einem ungeheuren Delta gleicht. Man behauptet wohl mit Recht, daß in diesen Tümpeln zeitweise das Wasser völlig austrocknet und infolgedessen manches Mal zwischen Ober- und Unterlauf anscheinend gar keine Verbindung besteht. Deshalb auch das alte Wort: „Der Pilcomayo hat keinen Ursprung." Hiermit soll nicht gesagt sein, daß dieser Übelstand nicht behoben werden könnte; der Flußlauf ist jetzt wenigstens in der Hauptsache erkundet.

Der Rio Bermejo entspringt südlich der Stadt Tarija und hat eine Länge von etwa 1200 km. Auch dieser Fluß wird in der Zukunft der Nachbarstaaten eine bedeutende Rolle spielen.



Stilleben.

Alle Gewässer, die, auf den Ost- und Westkordilleren Mittelboliviens und Perus entspringend, dem Gebiet der Binnenseen zufließen, haben keinen langen Lauf. Die kleineren verlieren sich bald im Gelände, während die, welche genügend Gefälle haben, allmählig sumpfige Strecken bilden oder sich in die Binnenseen ergießen. Eigenartig ist die Tatsache, daß keiner dieser Binnenseen Boliviens einen sichtbaren Abfluß nach dem Meere oder nach dem Tieflande hat. Es scheint, daß sich die Gewässer urterirdisch verlieren.

Die hauptsächlichsten Wasserläufe dieser Region sind folgende: der bereits erwähnte Desaguadero, welcher eine Länge von 297 km hat und von Dampfbooten bis zu 500 Tonnen Gehalt befahren wird; durch Aufnahme zahlreicher Nebenflüsse führt er dem Lago Poopó 5942 kbm Wassermenge per Minute zu. Weiterhin ist zu erwähnen der Rio Lauca, der sich mit dem Rio Todos Santos vereinigt und später die Gewässer des Carangas, Mantos und Prisani aufnimmt; er ergießt sich in die Lagune Coipasa.

Dem Titicacasee fließen folgende Wasserläufe der Hochebene zu: der Rio Suches mit dem Huaicho, der Escoma, welcher von der Kordillere von Pelechuco kommt, der Calvario, der Aransaya, der Urensaya, der Cueca, der Tambo, Chunguisa, Rio de las Batallas, Rio Carapata, Sewenka, Rio Colorado, Rio Tiahuanacu, Rio Guaqui und Huacuyo. Außer den bereits genannten Seen gibt es noch eine Unzahl andere von geringer Bedeutung. Der Titicacasee hat eine Oberfläche von 8340 qkm. Seine größte Ausdehnung von Nord nach Süd beträgt 223 km, seine Breite von Ost nach West 112 km. Die mittlere Tiefe des kleinen Ozeans mit seinen 25 Inseln, Halbinseln, Kaps, Land- und Wasserengen, beträgt ungefähr 150 m. Sein Wasser hat im Winter eine Temperatur von + 9 Grad und besitzt einen salzigen Beigeschmack.

Große periodische Überschwemmungen suchen die Gebiete des Nordostens und Nordwestens heim. Dann treten Flüsse und Bäche weithin über ihre Ufer, so daß nur bedeutendere Erhebungen inselartig aus dem Wasser hervorragen.

Die jährliche Regenmenge berechnet man auf 200 cm.

An vielen Punkten der Republik finden sich Mineralquellen vor, die mit hoher Temperatur und Gehalt an salinischen Substanzen eine hervorragende Heilwirkung verbinden.

Die klimatischen Verhältnisse Boliviens bewegen sich zwischen zwei Extremen. Hoch oben in den eisstarrenden Kordilleren wohnen und schaffen fleißige Minenarbeiter; in den subtropischen Yungas baut der Kreole Reis, Coca und Kaffee; weiter im Norden bietet der Gummibaum, ein Sohn der heißen Zone, sein kostbares Produkt. Die Hochebene produziert Gerste, Kartoffeln, Hirse und dicke Bohnen; in den Tälern der Kordilleren geben Orangen-, Zitronen- und Chirimoyabäume, Zucker-


Chola.

rohr, Reis, Rebe, Pfirsich-, Aprikosen-, Pflaumen-, Feigen-, Apfel-, Birn- und Kirschbäume reichen Ertrag. Das Klima des Landes verteilt sich auf drei Zonen: die Küste des Stillen Ozeans, welche allerdings heutzutage politisch abgetrennt ist, die Gebirgszone und die Zone der Urwälder. Es gedeihen alle Produkte der tropischen, subtropischen und gemäßigten Zone im weiten Gebiet der bolivianischen Republik.

Die Ethnographie Boliviens unterscheidet vier Hauptrassen: Indianer, Weiße, Mestizen, ein Kreuzungsprodukt aus Weißen und Indianern, unter dem Namen Cholos bekannt, sowie Neger in geringer Anzahl. Die Einwohnerzahl betrug Ende 1910 über 2000000 Seelen.

Die indianische Bevölkerung des Landes hat sich in all ihrer Ursprünglichkeit fast rein erhalten. Ihre Sprache, Sitten, Lebensweise, Feste, Kleidung, Ackerbau haben sich den spanischen Bräuchen nicht angepaßt. Ihr Christentum ist rein äußerlich; teilweise heidnische Feste, mit christlichem Mäntelchen verbrämt, kann man noch heute beobachten. Wie die Juden auf den Messias, warten viele Indianer auf den Wiederaufbau der Inkadynastie. Das einzige Kulturelement, welches die Indianer ihren spanischen Unterdrückern zu verdanken haben, ist der Alkohol, dessen Genuß sie leider nur zu sehr fröhnen. Die indianische Bevölkerung ist weit über das ganze Land verbreitet; nur sie treibt bisher Ackerbau und Viehzucht, aus ihren Reihen rekrutierten sich die die Minenarbeiter. In neuester Zeit hat die Regierung manches für den Unterricht getan, auch die allgemeine Wehrpflicht wirkt segensreich auf den Fortschritt der Indianerrasse.

Die gesamten Indianer teilen sich in drei große Völkerschaften. Alle ihre Zweige aufzuführen, würde über den Rahmen des Buches hinausgehen. Als hauptsächlichste erwähnen wir folgende: die Aimarás, Quechuas, Chunchos, Guarayos, Lecos zählen zum andinischen Volksstamm; zum Stamm der Pampa gehören die Itenes, Mojos, Chiquitos, Paunacas, Potoras; zum östlichen Volksstamme rechnet man die Chiriguanos, Tobas, Matacos, Choritis, Guaycurus, Lenguas und andere.

Die bolivianische Hochebene bewohnen zum größten Teil Aimarás und Quechuas. Die Hautfarbe der Aimarás ist bräunlich; die Männer erreichen eine durchschnittliche Größe von 1,60 m, jene der Weiber geht herunter bis auf 1,46 m; der Kopf dieser Indianer ist ziemlich groß, nach



oben länglich und leicht an den Schläfen zusammengedrückt, die Stirne klein, das Gesicht lang und oval. Die meist etwas gekrümmte Nase ist lang und wird nach unten zu breiter. Den großen Mund bilden kräftige Lippen. Die Backenknochen treten leicht hervor; die Augen liegen horizontal und zeigen teilweise asiatischen Schnitt. Der Gesichtsausdruck ist in der Ruhe ernst und melancholisch. Der Körperbau strotzt von Kraft, namentlich die Beinmuskeln sind stark entwickelt, doch beobachtet man keine dicken Schenkel. Die Ausdauer dieser Indianer im Gehen ist staunenswert, und nicht selten kommt es vor, so unglaublich es für den Europäer erscheinen mag, daß sie bis zu 80, ja 100 km an einem Tage zurücklegen, ohne etwas anderes als Coca zu genießen. Hinsichtlich des Charakters der Aimará-Indianer, ihrer geistigen Fähigkeiten, ihrer Gewohnheiten und Sitten, des Ackerbaues und Handwerks bestehen viele Berührungspunkte mit dem Quechuas. Hauptsächlich der Aimará-Indianer wurde von den Spaniern in der Kolonialzeit zu den härtesten Arbeiten herangezogen. Trotz seiner großen Armut wurde er mit bedrückenden Steuern belegt und in jeder Weise ausgebeutet. Das Gefühl dieses Drucks lastet noch heute auf dem Stamme. Scheinbar demütig und unterwürfig, nährt er in seinem Innern einen glühenden Haß gegen den Weißen. Diese verhaltene Verbitterung kommt in schrecklicher Weise bei Indianeraufständen zum Ausdruck, und dann zeigt sich der Aimará in seiner ganzen ursprünglichen Wildheit; es ist noch nicht lange her, daß diese Indianer ihre weißen Gefangenen hinmordeten und ihr Fleisch aßen.[1]) Während der Unabhängigkeitskriege focht der Aimará wacker für seine Freiheit, die er bis heute noch nicht völlig genießt. Doch ist in dieser Hinsicht in den letzten Jahren vieles besser geworden.

Auch der Quechuastamm bewohnt einen Teil der Hochebene Boli-

[1]) Bürgerkrieg 1898—99.

viens. Sein ursprünglicher Sitz war die Umgegend von Cuzco, und von dort breitete er sich nach und nach gegen Süden und Südosten aus. In ihrem Äußeren unterscheiden sich die Quechuas von den Aimarás. Ihre Physiognomie weist verfeinerte Züge auf; ihr Kopf ist länglich, die Stirne gewölbt, die Nase schmal und adlerförmig. Ihr Mund ist groß, die Augen mittelgroß. Der Bart ist spärlich, die Haare glatt und schwarz; ihr Profil bildet beinahe einen rechten Winkel. Aus ihren Gesichtszügen spricht Ernst, Melancholie und etwas Gleichgültigkeit. Der Körperbau ist gegedrungen und muskulös; ihre mittlere Größe beträgt ebenfalls 1,60 m.

Während die beiden erwähnten, die Arbeiterbevölkerung Boliviens bildenden Stämme der Aimarás und Quechuas eine rotbraune Hautfarbe haben, spielt bei den übrigen und in tropischen Gegenden wohnenden Indianern die Farbe ins Gebliche. Ob dieser Umstand klimatischen Einflüssen zuzuschreiben ist, wie vielfach behauptet wird, lassen wir dahingestellt. Diese Indianer sind im Gegensatz zu den Aimarás und Quechuas größtenteils bisher der Kultur wenig zugänglich gewesen, wenn sie sich auch teilweise zur Arbeit bequemt haben; manche Stämme haben noch völlig ihre ursprüngliche Wildheit bewahrt. So ist es zum Beispiel ziemlich ausgeschlossen, den Stamm der Guarayos, welcher am Benifluß und Oberlauf des Madre de Dios wohnt, jemals zu zähmen. Wir werden speziell auf diese Indianer später zurückkommen.

Die Landessprache Boliviens, welche von Weißen und Mestizen gesprochen wird, ist das Kastilianische.[1]) Sowohl Aimarás und Quechuas als auch die anderen Stämme sprechen ihre eigene Sprache. Aimará und Quechua wird außerdem allgemein in den betreffenden Landesteilen von der Bevölkerung verstanden und gesprochen, während von den Indianern nur verhältnismäßig wenige das Kastilianische erlernen. Die östlichen Stämme sowie jene der Pampa sprechen aus dem Guaraní entsprungene Dialekte. Das Aimará ist hart und guttural, das Quechua weich und geschmeidig[2]); letzteres ist außerdem eine hochpoetische Sprache, wie folgende, frei übersetzte Strophen zeigen:

Maytacc chay sumacc uyaiqui?	Wo ist dein blühendes Antlitz,
Tica gina panchimusca!	Vor dem die Rosen verblaßten?
Maytacc chay ñahuiqui!	Wo ist dein strahlendes Auge,
Iscay chasca gina cahuahuacuigui!	Hell wie der Morgenstern?
Manaña camquichu huillacunaipa!	Vergebens erklingt mein Ruf,
Huaccacuscaita llaquicuscaita.	Mein bitteres Klagen verhallt;
Uillacunaipa pacha ucumpi canquí	Du schlummerst für ewig, mein Glück,
Huinay! Huinaypa!	Dort fern im Reiche der Toten!

[1]) Der Spanier spricht kein „Spanisch", sondern „Kastilianisch"; bekannt sind die spanischen, kaum Dialekte zu nennenden Sondersprachen Baskisch und Katalonisch.
[2]) Wenn Friedrich von Hellwald in seiner „Kulturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung" glaubt, daß Aimará-Indianer das Quechua als Muttersprache reden, so ist er in einem großen Irrtum befangen.

Aber auch im Aimará finden wir anziehende Dichtungen, wie aus folgender Probe hervorgeht:

Khallallquiri urpilita	Du bist mein flatterndes Täubchen,
Muañamamp sipitiri,	Dein Lieben hat mich verhext.
Llaquipair untucuru	Dein Blick, du herziges Vöglein,
Uñtañamamp laiskasiri.	Zog mich in zaubrisches Netz.
Haipphu sartir thayanaca	Lüfte des Abends, bringt meinem Liebchen
Koikotajh aparapita,	All meine Seufzer und Klagen;
Chica aruma wuairanaca	Nachtwind, du wilder, trag an sein Ohr,
Kochój isthayarapita.	All mein inniges Flehn.

Die Quechuasprache fand, wie schon anderwärts erwähnt, durch die Inkas weite Verbreitung in ihrem großen Reich. Auch auf der Hochebene von Atacama sowie in den anliegenden Calchaquítälern, welch letztere niemals von den Inkas unterworfen werden konnten, finden wir Anklänge an das Quechua. Leider haben die dortigen Indianer ihre Sprache vergessen, doch sind verschiedene Ausdrücke noch heute erhalten. Die Calchaquí-Indianer zum Beispiel feiern noch jetzt ebenso wie die bolivianischen Quechuas ein Saatfest, das der Pácha-Máma. Die Saatfrucht, Mais, Kartoffeln, dicke Bohnen, wird mit Chicha besprengt und dabei die Pácha-Máma angerufen. Pachá-Máma ist ein Wort aus der Quechuasprache und bedeutet etwa „Mutter Erde". Máma heißt Mutter. Pácha kann man mit groß, ungeheuer übersetzen; das heißt in der Übertragung „Erde". Es ist anzunehmen, daß die Calchaquí-Indianer dieses und andere Worte von den benachbarten Atacama-Indianern übernommen haben, welch letztere von den Inkas unterworfen wurden, während die kriegerischen Calchaquís sich mit Erfolg völlig unabhängig in ihren wildzerklüfteten, schwer von Westen her zugänglichen Tälern zu erhalten wußten. Die Hieroglyphen und Bildersprache der Calchaquís, welche uns in zahlreichen in die Felsen der Täler gemeißelten Inschriften erhalten sind, haben bis heute leider noch keinen Interpreten gefunden.

Groß ist der Tierreichtum Boliviens. Kühe, Pferde, Schweine, Ziegen und Schafe sind von den spanischen Eroberern eingeführt worden. Wenn Skulpturen von Kühen und Pferden aus der Inkazeit vorhanden sind, so spricht dies nur für unsere weiter oben aufgestellte Behauptung, daß die Inkas asiatischer Abstammung waren, somit diese Tiere aus der Tradition kannten [1]).

Die eingeführten Haustiere der kalten Gegenden Boliviens mit kärglicher Vegetation, namentlich der Puna, sind in ihrer Entwicklung zurückgeblieben. Das von den Indianern auf der Puna als Haustier gehaltene Pferd andalusischen Ursprungs ist sogar zum Pony degeneriert. Sein ganzer Körperbau ist nicht der gedrungene des wirklichen Ponys, sondern

[1]) In den Tempeln Mexikos finden sich Skulpturen von Elefanten (nicht Mammuths) vor.

entspricht jenem der Pferde andalusischer Rasse, welche noch heute in Peru und Bolivien gezüchtet werden. Sogar der von diesen Tieren ursprünglich arabischer Abstammung ererbte Paßgang hat sich nicht verloren.

An einheimischen Tieren erwähnen wir den amerikanischen Tiger (Jaguar), Panther, Leoparden, Wildkatze (Onze), Puma, zwei Arten Bären[1]), Frettchen, Füchse, Ameisenbär, Gürteltier, Faultier, Wasserratte (Nutria), Tapir, zwei Arten Wildschweine[2]), Sumpfhirsch, kleinen Hirsch, Reh, Guanaco, Vicuña, Llama, Alpaca, Chinchilla, Viscacha (Bergratte), Eichhörnchen, Meerschweinchen, eine Unzahl verschiedenster Affen, Alligatoren (Kaimane).

Die Flüsse sind reich an Fischen, sowohl eßbaren wie auch giftigen, und solchen, die dem Menschen beim Durchschwimmen der Flüsse direkt gefährlich werden können[3]). Ferner gibt es Schildkröten, Frösche und Kröten bis zu der Größe eines Kürbisses, Eidechsen verschiedenster Größe, darunter auch giftige[4]); ebenso giftige und ungefährliche Spinnen, Skorpione usw. Erschreckend groß ist die Anzahl der Schlangenarten, von einer kleinen Schlange, nicht länger wie ein Regenwurm, bis zur gewaltigen Boa Constrictor.

Mensch und Tier leiden in den heißen Gegenden unter einer Unzahl Plagegeister, wie Moskitos, wandernden Ameisen, Fliegen, Bremsen, Wanzen und Sandläusen. Wilde Bienen bauen ihre honigreichen, kugelförmigen Waben in das Geäst der Bäume, dem Menschen zur willkommenen Labe. Vor dem blutdürstigen fliegenden Vampyr muß man bei Nacht sorgfältig seine Reit- und Lasttiere zu schützen suchen. Große, buntgeflügelte, in allen Farben schillernde Schmetterlinge, denen nur einige Vogelarten in ihrer Farbenpracht gleichkommen, schaukeln im satten Grün der Urwaldvegetation.

Hoch oben in den eisigen Kordilleren nistet der mächtige Kondor, sowie zahlreiche Adler- und Falkenarten. Aasgeier üben allenthalben die Gesundheitspolizei aus, sowohl auf der kalten Hochebene wie im tropischen Urwald. Große Scharen schreiender Papageien bevölkern den Urwald, allenthalben trifft man Tauben verschiedener Art[5]), Kolibris, Drosseln, Pfefferfresser, Schwalben, Spechte, Reiher, Flamingos, eine Unzahl von Entenarten, Bekassinen, Wildgänse, Wasserhühner, Rohrdommeln, Kasuare,

[1]) Ein kleiner schwarzer Bär, der in der kalten Zone lebt, und ein gelbbrauner größerer, welcher in den Tropen vorkommt und sich hauptsächlich von Fischen nährt. [2]) Ein kleines, in großen Rudeln lebendes Schwein, und ein größeres, das eine Moschusdrüse auf dem Rücken hat. [3]) Wir kommen hierauf bei Beschreibung der Tropen zurück. [4]) So wenig es auch bekannt ist, gibt es in Südamerika giftige Eidechsen. Wir haben selbst Tiere am Biß giftiger Eidechsen sterben sehen, wobei sich die Eidechse so verbissen hatte, daß sie nicht mehr loskam. [5]) So z. B. eine ganz kleine Taube, nicht größer als ein Krammetsvogel. Wir finden diese Taube übrigens auch in Argentinien.



Störche, kleine und große Rebhühner, die aber niemals in Ketten auftreten, Kiebitze, Möwen und noch so manche andere Vögel.

Das Pflanzenreich Boliviens ist infolge der klimatischen Abstufungen des Landes sehr mannigfaltig. Hier findet der Mensch alles Notwendige zum Lebensunterhalt, ferner viele medizinale und industrielle Pflanzen.

Aus der großen Zahl dieser Pflanzen greifen wir einige heraus: Kartoffeln, Bohnen, Getreide, Reis, Gartengewächse aller Art, Hirse, ewiger Klee, Yuca, Racacha, Mandioca, Zuckerrohr, Tabak. An Fruchtbäumen sind zu erwähnen sämtliche der gemäßigten Zone, ferner Orangen, Zitronen, Granadillas, Granaten, Chirimoyas, Paltas, Oliven, Pakay, Cyder, Gurkenbaum. Ferner der Cocastrauch, die dalmatische Feige, Tumbos, Bananen verschiedenster Art, Kaffeestrauch, Baumwollstaude, Kakaobaum, Gummi- und Kautschukbäume, kleine Kokosnuß. Die Zahl der Nutzhölzer ist groß; auch der an Gerbstoff reiche Quebrachobaum kommt im bolivianischen Chaco sowie weiter im Norden an der brasilianischen Grenze vor, ebenso in den Yungastälern.

Erstaunlich ist der Mineralreichtum des bolivianischen Bodens, und mit Recht können die Bewohner des Landes behaupten, daß es kein Mineral oder mineralisches Produkt auf der ganzen Welt gibt, welches in ihrem Vaterlande nicht zu finden wäre. Im dunklen Schoß der Erde liegen vielerlei Minerale geborgen: Schwefel im gebundenen und reinen Zustande, Alaun, Alabaster, Antimon, Arsen, Asphalt, Quecksilber, Amethyst, Borax,



Wismut, Braunkohle, Kupfer rein und in Schwefelverbindungen, Kobalt, besonders aber Zinn in großen Mengen, das sich vielfach mit Silber zusammen gelagert findet, ferner Gold in Quarzgängen und als Waschgold von hohem Karat (bis 24). Weiterhin Talk, Kaolin, Lapizlazuli, Mica (Marienglas), Marmor, Wolfram, Naphtha, Opal, Rubin, Platin, Eisen, Blei, Petroleum, Salz, Salpeter, Topas, Türkisen, Zink. Auch Torf findet sich vor.

Die Regierungsform Boliviens ist die einer unitarischen Republik. Die Exekutivgewalt liegt in Händen eines Präsidenten, der für vier Jahre gewählt wird. Ihm zur Seite stehen sechs Minister, für auswärtige Angelegenheiten und Kultus, Verwaltung des Innern, Finanzen und Industrie, Justiz und Unterricht, Krieg, Ackerbau und Kolonisation. Zur eventuellen Vertretung des Präsidenten werden zwei Vizepräsidenten gewählt. Der Präsident ernennt die Minister, welche mit ihm zusammen verantwortlich sind.

Die gesetzgebende Gewalt übt der Nationalkongreß aus, der sich in zwei Kammern teilt, in die der Senatoren (I. Kammer) und jene der Abgeordneten (II. Kammer). Die Mitglieder beider Kammern gehen aus direkter Wahl hervor, und zwar die Senatoren für sechs, die Abgeordneten für vier Jahre.

Die richterliche Gewalt steht bei den Gerichtshöfen, Amtsgerichten und Laienrichtern[1]). Der höchste Gerichtshof ist die Corte Suprema, mit

[1]) Cortes de justicia, Tribunales de partido, Jueces parroquiales.



Residenz in Sucre. Seine sieben Mitglieder werden von der Abgeordnetenkammer erwählt. In den sieben richterlichen Distrikten des Landes bestehen Appellationshöfe. Jedem Departement steht ein Präfekt vor, der zugleich die militärische Gewalt in seinem Bezirk ausübt. Die Departements werden in Provinzen eingeteilt, an deren Spitze ein Subpräfekt steht.

Die Staatsreligion ist die römisch-katholische. Im September 1905 wurde völlige Kultusfreiheit zum Gesetz erhoben, ein sicherlich sehr zu begrüßender Fortschritt.

Schon seit spanischer Zeit besteht eine rege Missionstätigkeit in Bolivien, welche seinerzeit durch die Ausweisung der Jesuiten unterbrochen wurde. Damals fiel eine große Anzahl Indianer der östlichen Gegenden in die alte Barbarei zurück. Wir hatten Gelegenheit, Einsicht in alte Karten zu nehmen, welche in vergangenen Tagen von Jesuiten in jenen Gegenden aufgenommen worden sind. Die Karten sind äußerst wertvoll und zeigen, daß die Missionstätigkeit damals sich bei weitem nicht auf Paraguay beschränkte. Weit nach Bolivien und Brasilien hinein finden sich Missionsstationen und Ansiedlungen verzeichnet, und so manches Kreuz deutet den Ort an, wo seinerzeit tief in das jetzige Indianergebiet des Nordens und Ostens vorgeschobene Ansiedlungen von wilden Stämmen zerstört wurden. Diese Karten, als geographische allgemeine Quelle wohl

ungenau, geben eine Menge interessante Details, die heutzutage wenig bekannt sind.

Das Unterrichtswesen bessert sich zusehends von Jahr zu Jahr. Es bestehen sieben Universitäten mit den Fakultäten für Recht, Medizin, Theologie und Handel; fernerhin Minenschulen, sechskursige Nationalkollegien, Volksschulen, Abendkurse für das Volk. Der militärischen Erziehung dienen eine Kriegs- und gleichzeitig Generalstabsschule, ein Kadettenkorps und eine Unteroffizierschule. Das Heer wird schon seit längerer Zeit nach deutschem Muster ausgebildet, ist sehr gut diszipliniert und mit völlig moderner Bewaffnung ausgerüstet[1]).

Der Fremde genießt in Bolivien volle Freiheit zur Ausübung jedweder Beschäftigung. Das Hausrecht ist unverletzlich, und die Polizei kann nur mit richterlichem Befehl versehen und auch nur bis abends sechs Uhr in eine Wohnung eindringen, es wäre denn, daß es sich um ein Verbrechen in flagranti handelte. Bei testamentarischen Verfügungen Fremder unterliegen die Immobilien den Landesgesetzen, während bewegliches Eigentum nach Wunsch der Erblasser gemäß den Gesetzen des Heimatlandes behandelt werden kann.

Die Minengesetze sind bei dem ungeheuren Mineralreichtum des Landes von großer Bedeutung. Jedermann, der im Besitze der bürgerlichen Rechte ist, kann eine unbegrenzte Anzahl Hektare in einem bereits erschlossenen Minenbezirk verlangen. In einem Distrikt, in welchem noch keine Minen entdeckt sind, kann der erste Finder nur 30 ha belegen. Der Besitzer ist nicht verpflichtet, die Mine zu bearbeiten. Diese bleibt sein Eigentum, so lange er die jährlichen, nicht hohen Abgaben erlegt.

Auch die Ausbeutung der Gummiländereien ist gesetzlich geregelt. Gegen Bezahlung von 15 Bolivianos[2]), oder von einem Boliviano jährlich auf die Dauer von 15 Jahren, wurde früher eine sogenannte „Estrada" Eigentum des Finders. Hierin waren Bäume und Land einbegriffen. Die Größe der Estrada wechselte. Eine solche wurde von 150 Gummibäumen gebildet, welche selbstverständlich in unregelmäßigen Entfernungen stehen, so daß die Landfläche mehr oder weniger ausgedehnt war[3]).

Kolonialgesellschaften und einzelne Kolonisten mit Kapital können zu günstigen Bedingungen Land erwerben. Bolivien richtet heute mehr denn je sein Augenmerk auf eine starke Einwanderung zur Kolonisation des fruchtbaren Chacos, sowie der Territorien Santa Cruz und Beni. In Santa Cruz sowohl wie im Beni finden sich ausgedehnte, üppige Weideländereien vor, welche sich vorzüglich zur Rindviehzucht eignen. Da die verfügbaren Ländereien meist in der warmen Zone Boliviens gelegen sind,

[1]) Eine deutsche Militärmission unter Oberst Kundt hat die Durchführung der Reorganisation des bolivianischen Heeres übernommen. [2]) Nach dem offiziellen Kurs ist 1 £ = 12,50 Bolivianos. [3]) Siehe weiter unten das neue Landgesetz, § 2.

so eignen sie sich zum Anbau von Baumwolle, Zuckerrohr, Kaffee, Kakao, Coca, Tabak, Mais, Yuca, Reis, süßen Kartoffeln, Lein, sowie zur Kultur tropischer und subtropischer Früchte. Zur Orientierung über Kolonisation und Einwanderung diene ein Überblick des Einwanderungsgesetzes von 1907 und des Landgesetzes vom gleichen Jahre, welches die Zuweisung von Staatsländereien festlegt:

Gesetz über Einwanderung.

1. Jeder Ausländer unter 60 Jahren, Arbeiter, Ackerbauer oder Industrieller, der einen guten Leumund nachweisen kann, wird als Einwanderer angesehen[1]).
2. Der Einwanderer wird kostenfrei von der Grenze auf Eisenbahnen und durch die Post befördert, ebenso seine Ehefrau und Söhne über 18 Jahre, und zwar bis zu seinem Bestimmungsort. Auch ist das nötige Gepäck und Hausgerät frei von Transportkosten.
3. Jeder Einwanderer erhält vom Staate Land zu Ackerbau, Viehzucht und auch industriellen Zwecken, und zwar nicht über 50 Hektar; Söhne über 14 Jahre haben Anrecht auf je 25 Hektar. Der Hektar kostet (nach dem Landgesetz) 10 Centavos, es treten aber Zahlungserleichterungen ein. Söhne über 19 Jahre haben das Recht, eigene Konzessionen von je 50 Hektar zu erwerben.
4. Kein Einwanderer kann mehr als drei Konzessionen durch Kauf etc. erwerben; bei Erbteilung darf nur bis zu 16 Hektar abwärts geteilt werden.

Landgesetz.

1. „Das Eigentumsrecht auf freie Staatsländereien wird durch Kauf erworben, es sei denn, daß anderweitige Verfügungen durch Spezialgesetze getroffen sind.
2. Die Maßeinheit für jeden Landerwerb ist das Hektar. Verboten ist in Zukunft Zuweisung der bereits erwähnten Estradas.
3. Mit Erwerbung des Bodens werden auch die darauf vorhandenen Pflanzen, Bäume usw. Eigentum des Käufers[2]).
4. Jeder Bolivianer oder Ausländer, welcher im Vollbesitz ziviler Rechte ist, kann vom Staat bis zu 20000 Hektar Land kaufen, und zwar zum Preise von 10 Centavos per Hektar, wenn es sich für Viehzucht und Ackerbau eignet. Das Land kostet einen Boliviano per Hektar, falls es Gummibäume (Siphonia und Hevea) enthält[3]).
   Der Käufer ist verpflichtet, auf mindestens je 1000 Hektar Land eine Familie anzusiedeln.

[1]) Die Bestimmung hat augenscheinlich den Zweck, anarchistische Elemente fernzuhalten.
[2]) Dies ist besonders wichtig für die Gummi- und Quebracho-Ausbeutung. [3]) Die bisher noch nicht ausgebeuteten Quebrachobestände Boliviens erwähnt das Gesetz nicht.

Jedes Kaufgesuch, welches auf mehr als 20000 Hektar lautet, muß durch den Kongreß genehmigt werden[1]).

5. Nach Zuweisung des Landes muß dasselbe durch zwei Sachverständige vermessen und abgegrenzt werden. Der Fiskus ernennt einen dieser Sachverständigen, den andern der Käufer, für den Fall, daß er mit dem vom Fiskus ernannten nicht einverstanden sein sollte. Die Auslagen sind vom Käufer zu bestreiten. Das Resultat dieser Vermessung unterliegt der Genehmigung der Regierung, und die Konzession muß in dem bezüglichen Register eingetragen werden.
6. Die Regierung behält sich diejenigen Ländereien vor, welche nach ihrem Dafürhalten notwendig zur Kolonisation sind, zum Zweck, sie unter die Eingebornen zu verteilen oder sie zur Anlage von Wegen, Ortschaften, zum Bau öffentlicher Gebäude zu bestimmen oder auch sie zur Begünstigung der fremden Einwanderung zu verwenden.
7. Jede Zuweisung von Land soll in möglichst rechtwinkligen Konzessionen erfolgen, unter tunlichster Vermeidung jedweder Parzellierung.
8. Wer augenblicklich Staatsländereien ohne gesetzmäßigen Titel besetzt hält, muß sein Anrecht legalisieren, indem er den vorstehenden Verfügungen nachkommt, und zwar innerhalb der zwei folgenden Jahre[2]) nach Bekanntmachung dieses Gesetzes in seinem Distrikt. Wer dies unterläßt, verliert das Anrecht auf jene Ländereien, und diese fallen an den Staat zurück.
9. Nach älteren Gesetzen erworbenes Land unterliegt den betreffenden früheren Bestimmungen.
10. In strittigen Fällen über Prioritätsrechte der Landkonzessionen entscheidet der zuständige Richter.
11. Falls das Anwachsen der Bevölkerung und des Verkehrs in den Kolonien die Eröffnung neuer Wege, Straßen oder Eisenbahnen notwendig macht, so kann der Besitzer weder Einspruch erheben, noch hat er ein Recht auf Entschädigung. Eine Entschädigung tritt nur ein, wenn Gebäude beseitigt werden müssen.
12. Alle Gesuche um Landerwerb sind an den Kolonialminister zu richten.

Die Ausbeutung der Quebrachobestände behufs Gewinnung des kostbaren Gerbstoffs wird auch in Bolivien, ebenso wie in Argentinien, das Großkapital nach dem Urwald ziehen, und so wird auch hier die Ausbeutung dieser Bestände mit der kommenden Kolonisation Hand in Hand gehen.

Das ganze Land wird in acht Departements und ein Kolonialgebiet

[1]) Diese einigermaßen elastische Bestimmung bietet dem Großkapital Spielraum. [2]) Dies Gesetz von 1907 ist wenig von dem jetzt außer Kraft gesetzten von 1905 verschieden (siehe erste Auflage).

eingeteilt: die Departements Tarija, Potosí, Chuquisaca, Santa Cruz, Cochabamba, Oruro, La Paz, Beni und das Kolonialgebiet. Die Hauptstädte der Departements sind gleichlautend mit diesen, mit Ausnahme von Chuquisaca, dessen Hauptstadt Sucre, und dem Beni, dessen Hauptstadt Trinidad ist.

Der Handel Boliviens ist in steter Zunahme begriffen, und seit Jahren übersteigt die Ausfuhr die Einfuhr. Schon im Jahre 1904 übertraf die Ausfuhr den Import um 8 245 504,68 Bolivianos.[1]) Folgende Tabellen veranschaulichen die Handelsbewegung des Landes mit dem Auslande:

Länder	Ausfuhr nach:		Einfuhr von:	
	1901	1902	1901	1902
Deutschland	2 524 750,78	3 667 676,60	3 243 090,33	2 516 315,17
England . .	6 580 365,11	5 447 296,93	2 291 851,18	2 409 228,84
Frankreich .	1 174 928,30	1 102 777,86	1 912 274,54	1 100 612,08
Ver. Staaten	22 580,18	187 078,10	1 674 254,57	1 091 617,23
Brasilien . .	6 494 076,30	2 383 058,00	33 799,86	48 093,83
Argentinien.	155 238,70	157 870,58	604 802,17	755 017,46
Chile . . .	794 919,65	229 288,26	960 921,93	805 159,15
Peru	331 754,66	341 422,60	1 543 232,84	1 293 590,94

Jahr	Einfuhr	Ausfuhr
	Bolivianos	Bolivianos
1895	13 897 404,89	20 914 140,11
1896	12 952 483,45	22 047 330,51
1897	12 457 242,25	21 990 455,24
1898	11 897 244,85	27 456 676,76
1899	12 839 961,81	27 365 746,65
1900	13 344 114,47	35 657 689,96
1901	16 953 223,75	37 578 210,97
1902	14 143 342,31	28 041 578,74

Jahr	Einfuhr	Ausfuhr
	Bolivianos	Bolivianos
1903	16 344 899,39	25 909 458,31
1904	19 823 444,59	21 162 947,44
1905	27 869 541,57	42 060 869,42
1906	35 087 325,54	55 654 515,59
1907	37 897 610,54	50 331 548,85
1908	33 068 575,98	48 925 616,97
1909	34 224 764,24	63 764 466,76
1910[2])	18 501 250,00	22 790 546,61

Von großer Bedeutung ist auch die Einfuhr von lebendem Vieh aus Argentinien. Dieselbe erreicht heute die Zahl von etwa 40 000 Köpfen pro Jahr.

[1]) Vor etwas mehr als einem Jahre wurde, infolge der eifrigen Bemühungen des deutschen Gesandten v. Haxthausen in La Paz, ein Freundschafts- und Handelsvertrag zwischen Deutschland und Bolivien abgeschlossen, der für die Zukunft von großer Bedeutung ist.

[2]) Erstes Halbjahr.



Trotzdem Bolivien ein Binnenland ist, stehen seine Verkehrswege mit dem Auslande im Zeichen des Fortschritts. Seine hauptsächlichsten kommerziellen Routen durchqueren die Territorien von Chile und Peru nach dem Stillen Ozean. Dort geht der Handel über die Häfen Mollendo, Arica und Antofagasta. Nach dem Atlantischen Ozean wird die Verbindung hergestellt durch den Amazonas, seine Zuflüsse und durch den Rio Paraguay,[1]) welcher sich in den Paraná ergießt. Die kürzeste Route nach dem Stillen Ozean ist vorläufig für die Stadt La Paz noch der Landweg nach Arica, dessen Länge 475 km beträgt und der nun bald durch die Bahn La Paz-Arica abgelöst werden wird. Der Weg überschreitet die gefürchteten Kordilleren von Tacora. Zwischen Arica und dem Handelsplatz Tacna besteht eine 70 km lange Bahnlinie. Über den Hafen von Arica geht ein Teil des Handels von La Paz, Oruro und Cochabamba.

Der Haupthandel von La Paz und der Umgebung des Titicacasees, einschließlich des Minendistrikts Corocoro, wird jetzt noch durch die Bahnen Puno - Arequipa - Mollendo und Viacha - Oruro - Antofagasta am Stillen Ozean vermittelt. Von La Paz führt eine Bahnlinie nach dem Hafen des Titicacasees Guaqui; dort schließt sich eine Dampferlinie nach Puno an, welche den See in etwa vierzehn Stunden durchkreuzt. Auf der Strecke

[1]) Durch die am Paraguayflusse gelegenen Häfen Puerto Suarez und Puerto Pacheco.

Oruro-Antofagasta werden große Mengen Salpeter versandt, und die Linie verdankte anfangs ihre Existenz namentlich der Ausfuhr dieses Produkts. Ihre Länge beträgt 925 km. Der Haupthandel von Chuquisaca, Potosí, Oruro und eines Teils von Cochabamba führt über diese Linie.

Die Verbindung mit Argentinien wird durch einen beschwerlichen Landweg hergestellt, der bis zur vorläufigen Endstation La Quiáca der Linie Jujuy—La Quiáca [1]) führt. Von dort aus gehen die Waren per Bahn über Jujuy nach dem argentinischen Paranáhafen Rosario oder über Córdoba nach Buenos Aires.

Die hauptsächlichsten Städte und Minenzentren Boliviens sind durch Wege verbunden, die allerdings vorläufig teilweise nur für Lasttiere benutzbar sind. Auf im Bau begriffene und zu erbauende Bahnen kommen wir später zurück.

Wir wollen jetzt einen Blick auf die Produktion des Landes werfen. Wie schon erwähnt, beträgt die Bodenfläche Boliviens rund 1 458000 qkm. Wenn wir hiervon 30% abziehen, die von Wald, Seen, Bergen, Städten usw. in Anspruch genommen werden, so sind noch 1 020600 qkm sofort für Landwirtschaft und Viehzucht disponibel, auf welchen bei einigermaßen intensivem Betrieb über 20000000 Menschen beschäftigt werden können. Die gegenwärtige Bevölkerung zählt etwas über zwei Millionen Menschen, und etwa 4000000 ha dürften unter Kultur genommen sein; jedoch ist hiervon nur die Hälfte unter dem Pflug, während der Rest nur als Weideland für das Vieh benutzt wird. Gewaltige Strecken fruchtbaren Bodens harren demnach der Bearbeitung und Erschließung.

Unter den Landesprodukten nimmt der Gummi in seinen verschiedenen Varietäten die erste Stelle ein. Im Jahre 1901 wurden schon 3465063 kg Gummi im Werte von 9151823 Bolivianos ausgeführt, im Jahre 1902: 1902993 kg im Werte von 5910335 Bolivianos. Im Jahre 1909 wurden 3052453 kg ausgeführt, im Werte von 21947138,13 Bolivianos. Weitere Ausfuhrprodukte sind Kakao, Kaffee, China, süße Kartoffeln, Mais, Gerste, Früchte, Coca.

Infolge der Indolenz der Landeigentümer, welche ihr Land mit denselben Hilfsmitteln wie zur Inkazeit von den Indianern bebauen lassen, hat sich die Landwirtschaft und Obstkultur trotz des überaus fruchtbaren Bodens bisher nicht gehoben. Zu diesen Zuständen trägt auch sehr das Fehlen an Arbeitskräften bei. Jede Finca (Landgut) verfügt meist über eine gewisse Anzahl ansässiger Indianerfamilien, deren Arbeit in Naturalien und durch Zuweisung eines kleinen Stückchens Land vergütet wird. Dieses sind vorläufig die einzigen disponibeln Arbeiskräfte.

---

[1]) La Quiáca, an der Grenze Argentiniens und Boliviens. Die Bahn wird von dort nach Tupiza und Potosí weitergeführt, mit einer Zweiglinie La Quiáca-Tarija (siehe »Zukunft Boliviens«.)



Hütte im Urwald.

Der Weinbau ist alt im Lande, schon die Spanier bauten ihre Reben. Die Weinbereitung liegt jedoch noch sehr im argen, woran einesteils die primitive Zubereitung, anderseits aber auch der Mangel an guten, von Europa eingeführten Weinstöcken schuld ist. Der Aufschwung der Weinindustrie in Argentinien und Chile datiert von der Zeit, in welcher mit dem Anbau ausländischer Reben begonnen wurde.

Die Viehzucht Boliviens ist noch wenig entwickelt. Noch heute wird fast nur das von den Spaniern eingeführte und degenerierte Rind gezüchtet; nur im Süden hat man einige schwache Versuche zur Kreuzung mit besseren Rassen gemacht. Dasselbe ist von der Schafzucht zu sagen, die meist in Händen der Indianer liegt. Es sind kleine Tiere mit langer, ordinärer Wolle, denen eine geeignete Kreuzung äußerst not tut.

Pferdezucht wird in den Departements Cochabamba und Tarija betrieben, und zwar werden dort teilweise aus Argentinien importierte Landpferde, teilweise auch peruanische Paßgänger gezüchtet. Der größte Teil der Pferde und Maultiere wird aus Chile und Argentinien eingeführt. Die Indianer der Hochebene beschäftigen sich, wie schon erwähnt, mit der Zucht von Ponies und auch von Eseln.

Alpacas und Llamas sind Haustiere und kommen in großen Herden vor. Die Llamas werden von den Indianern als Lasttiere benutzt; doch tragen sie nur etwa 25 kg, sind aber äußerst genügsam im Futter.

Die Industrie Boliviens steht in ihren Anfängen. Im Osten des Landes, in den Provinzen Mojos und Chiquitos, werden aus Baumwolle Stoffe gewebt, die so fein und dauerhaft sind wie der aus Nordamerika eingeführte Nessel. Dieser Stoff wird zu Hand- und Bettüchern, zur Kleidung usw. verwendet. Die Schaf- und Llamawolle wird allenthalben zu einem rauhen, haltbaren Stoff verarbeitet, den man Bayeta nennt, oder auch zur Anfertigung von Ponchos verwendet.

Sehr schöne Decken werden aus Alpaca- und Vicuñafellen hergestellt, ein Artikel, der sowohl im Lande als auch außerhalb sehr gesucht ist. Ein kostbares, von der Damenwelt sehr begehrtes Fell liefert die Chinchilla. Das Dutzend feiner Felle wird mit bis zu 180 und 200 Bolivianos bezahlt; das Kreuzungsprodukt von Chinchilla mit Viscachas oder wilden Meerschweinchen erzielt immerhin noch einen Preis von 30 bis 40 Bolivianos. Ein echtes Chinchillafell muß einen silbergrauen, bis zur Haarwurzel bläulichen Schimmer haben, während das Kreuzungsprodukt durch einen Stich ins Gelbe auffällt. Diese kleine Notiz diene kauflustigen Damen zur Richtschnur.

Arbeiten in Möbelschreinerei werden gut und sauber ausgeführt; leider muß bis jetzt trotz des großen Reichtumes an herrlichen Hölzern wegen Mangel an bequemen Verbindungswegen das Material aus dem Auslande bezogen werden. In Juwelierarbeiten wird Vorzügliches geleistet,



Indianischer Webstuhl.

besonders in Potosí. Ferner sind Zucker-, Zigaretten-, Seifen-, Schokoladenfabriken, Branntweinbrennereien sowie mehrere Brauereien in La Paz, Cochabamba, Oruro, Sucre und Potosí vorhanden, die sich meist in deutschen Händen befinden. Im Beni-Departement und im Kolonialgebiet werden wasserdichte Kautschukartikel und Gummiponchos hergestellt.

Der Bergbau hat in Bolivien einen hohen Grad der Entwicklung erreicht. In ihm ist die eigentlich nationale Industrie des Landes verkörpert, und die von hier ausgeführten Metalle nehmen einen beachtenswerten Platz auf dem Weltmarkt ein. Die Minenproduktion Boliviens rivalisiert mit jener Argentiniens und Chiles, während sie die Mexikos und des Silberlandes Peru überholt hat. Mit Recht kann man sich dem Urteil eines bedeutenden Geologen anschließen, welcher die bolivianische Hochebene durchforscht hat: »Diese Hochebene stellt einen Tisch von Silber vor, der auf goldenen Füßen ruht.« Die im Jahre 1909 und 1910 geförderten Metalle ergaben in Bolivianos:

1909			Erstes Semester 1910		
	kg	Wert in Bol.		kg	Wert in Bol.
Zinn	35 566,415	31 654 109,56	Zinn	19 010,089	17 775 690,78
Silber	155,360	5 721 915,06	Silber	71,796	3 121 105,—
Kupfer	3 096,605	1 641 201,13	Kupfer	1 058,205	639 209,45
Wismut	236,762	1 451 075,—	Wismut	96,574	369 260,78
Gold	42,000	57 306,16	Gold	—	—

Wie aus vorstehender Tabelle ersichtlich ist, kann die Ausfuhrziffer des Goldes gewiß nicht als hoch bezeichnet werden. Man muß aber wissen, daß so manches Kilogramm Gold über die Grenze geschmuggelt wird, um den Ausfuhrzoll zu ersparen. Bei der großen Ausdehnung der bolivianischen Grenzen ist selbstverständlich eine scharfe Überwachung nicht möglich.[1])

Die Goldlager lassen sich in drei Regionen scheiden. Die erste Region beginnt an der westlichen Grenze der Republik und zieht sich gegen Osten nach dem Oberlauf des Rio Paraguay. Sie umfaßt das Departement La Paz, läuft dann weiter durch das Departement Cochabamba nach Santa Cruz und endet an dem erwähnten Flußufer. Hierher gehören die bekannten Wäschereien des Rio Pelechuco, Suches, Tipuani, Rio de los Cajones, Chuquiaguillo bei La Paz, Rio Palca, die Minen von Araca, Lyani, Arque, San Simón und noch manche andere. Die zweite Region beginnt in Atacama und Lipez, führt durch die Provinzen Potosís, nämlich Chayanta und Suo Chichas, ferner durch die Provinzen Mendez, Sinti und Acero bis nach Santa Cruz. In dieser Region liegen die Minen der Sierra Gorda, Huayarcosi, Chilco, Suipacha Choquenta sowie die bekannten Wäschereien des Rio San Juan de Oro, eines Nebenflusses des Pilcomayo. Die dritte Region liegt im Nordosten des Landes, angrenzend an Carabava (Peru) und an die Quellen des Rio Madre de Dios, des Rio Acre und Purús.

Nach statistischen Berechnungen haben die Goldminen Boliviens in der Zeit von 1540 bis 1750 etwa 420000000 Pfund Sterling gegeben, und vom Jahre 1750 bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts haben die Goldminen und Wäschereien der Provinzen Larecaja und Caupolicán im Departement La Paz 14000000 Pfund Sterling Ausbeute zu verzeichnen. Von 1818 bis 1868 brachten einige dieser Minen 150776 Unzen Gold. Die Goldprodukte der übrigen Minen und Wäschereien des Landes werden von Mitte des 18. Jahrhunderts bis Beginn des 20. auf 25000000 Pfund Sterling berechnet. Hat schon das durch die Inkas und später durch die Spanier geübte primitive Ausbeutungssystem der Goldminen so hohe Resultate geliefert, so darf man wohl mit Sicherheit annehmen, daß Bolivien, wenn einmal mehr mit modernen Maschinen gearbeitet wird, unter die ersten goldproduzierenden Länder der Welt treten wird. Die Hauptkäufer des Goldes sind England mit 40%, Deutschland und Frankreich mit je 25%, Belgien mit 0,4%, Nordamerika mit ebenfalls 0,4%, andere Nationen mit 0,2%.

Silber wird fast überall angetroffen. Berühmt ist der Berg von Potosí, welcher von 1556 bis 1651 an die spanische Krone nur durch die gesetzliche Abgabe von 20% die Riesensumme von 3240000000 Pesos lieferte.

[1]) Der Ausfuhrzoll für Gold beträgt nur 20 Cents pro Unze!



Bolivien nimmt unter den silberhaltigen Ländern der Erde die dritte Stelle ein. Im ganzen Lande befinden sich mehr als 10000 verlassene Silberminen, die jedoch nur aus Mangel an nötigem Betriebskapital eingegangen sind. Besonders im Departement Potosí existieren zahlreiche Silberminen. Bei den niedrigen Silberpreisen ist es nur natürlich, wenn diesem Metall nicht mehr die frühere Aufmerksamkeit zugewandt werden kann, namentlich da die mißlichen Verkehrsverhältnisse vorläufig noch auf die Transportkosten drücken.

Ein drittes überaus häufig vorkommendes Metall ist das Zinn. Seiner Ausbeutung stellen sich ebenfalls Transportschwierigkeiten, sowie Mangel an Kapital entgegen. Schon von den Inkas und später von den Spaniern wurden die Zinnminen Boliviens in beschränktem Maßstabe ausgebeutet, trotzdem das Zinn damals nur geringe Bedeutung hatte und nur als Nebenprodukt des Silbers mit in den Kauf genommen wurde. Durch die Epoche der Unabhängigkeitskriege sowie die nachfolgenden Wirren erhielt der Bergbau des Landes und insbesondere der Silberabbau einen harten Schlag, so daß auch gleichzeitig die Zinngewinnung sich auf ein Minimum reduzierte. Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden die alten Gruben entwässert, neue Stollen getrieben, rationellere Verhüttungsmethoden eingeführt. Die reichsten Zinnlager befinden sich zwischen dem 17. und 19. Grad südlicher Breite. Man kann vier Zinnregionen unterscheiden: La Paz im Norden, Oruro im Zentrum, Chorolque im Süden und Potosí im Osten.



Auch Kupfer ist zu erwähnen, dessen Lager sich über ganz Bolivien verbreiten. Berühmt sind die Kupferlager von Corocoro im Departement La Paz. Gold, Silber, Zinn und Kupfer sind die hauptsächlichsten Erzeugnisse bolivianischen Bergbaues, wenngleich auch noch andere Metalle sich vorfinden, wie Wismut-, Antimon-, Blei- und Kobalterze. Die in Aussicht genommenen neuen Bahnlinien, welche wir später erwähnen werden, haben für die weitere Entwicklung des Minenwesens weittragende Bedeutung.

MYSTERIEN DES URWALDES

RÜCKBLICK. Das Acregebiet ist aus dem bolivianischen Staatsverband ausgeschieden, doch weist seine Entwicklung so innige Beziehungen zu dem Norden Boliviens auf, daß wir uns entschlossen haben, ihm seinen Platz im Rahmen dieses Buches anzuweisen. Das Acreterritorium sowie der äußerste bolivianische Norden sind wenig bekannt. Trotz der politischen Verwicklungen, zu denen ersteres im Anfange unseres Jahrhunderts Veranlassung gab, und in welchen die Vereinigten Staaten von Nordamerika, wenn auch nur indirekt, eine gewisse Rolle spielten, hat das geheimnisvolle Gummiland, welches sich heute zwischen Bolivien und Brasilien teilt, in Europa verhältnismäßig wenig Interesse erweckt, obgleich dort große Vermögen in meist ungleich kürzerer Zeit als anderwärts in den besten Goldminen erworben wurden. Nur kurze und für den Unbeteiligten meist unverständliche Notizen erscheinen von Zeit zu Zeit in den großen Tageblättern. Der spekulative Sinn der Yankees war aber schon seit einer Reihe von Jahren auf diesen reichen Landstrich aufmerksam geworden, und es hat auch nicht an allerdings mißglückten Versuchen der Nordamerikaner gefehlt, im Acregebiet festen Fuß zu fassen[1]). Das Acregebiet mit seinem Zugang, dem großen Becken des Amazonas, wird sicherlich in nicht allzuferner Zeit neuerdings und zwar in prägnanter Weise die alten und neuen Kulturstaaten beschäftigen.

Alt sind die Streitigkeiten um seinen Besitz. Dort stießen die kolonialen Besitzungen Spaniens und Portugals zusammen, und letzteres namentlich war stets eifrig bestrebt, seine Grenzen soviel als möglich auszudehnen. Der erste Versuch eines Ausgleichs behufs definitiver Grenzregulierung zwischen Spanien und Portugal datiert schon vom Jahre 1493. Papst Alexander VI. hatte sich zum Vermittler beider Staaten aufgeworfen, und seine Bulle vom 4. Mai jenes Jahres suchte die Lösung der Streitfrage durch eine imaginäre Linie herbeizuführen, die man sich von Pol zu Pol gezogen dachte, und welche sich 100 Leguas[2]) westlich der Azoren und des Kap Verde halten sollte. Die Grenzregulierung blieb trotzdem eine offene Frage. Im Jahre 1494 kam ein direkter Vertrag zwischen beiden Staaten zustande, nach welchem die Grenzlinie durch den Meridian gebildet werden sollte, der von den kapverdischen Inseln ausging und sein Ende 360 Leguas weiter im Westen fand. Alle links dieser Linie gelegenen

[1]) Ein kapitalkräftiges, nordamerikanisches Syndikat wollte das Acregebidt von Bolivien pachten. Die später erfolgte definitive Abmachung mit Brasilien ließ diese Verhandlungen scheitern. [2]) 1 Legua = 5 km.



Länder sollten Spanien gehören. Nach diesem Abkommen verblieb das ganze Amazonasbecken der spanischen Krone.

Damit war aber die Angelegenheit noch lange nicht aus der Welt geschafft. Auf Betreiben Portugals wurde zuerst der Vertrag von 1750, und bald nachher jener von 1761 abgeschlossen, wodurch Portugal neuerdings Vergünstigungen erhielt. Diesen Abmachungen folgte die Übereinkunft von 1777, deren Ausführung durch den zwischen Spanien und Portugal im Jahre 1801 ausgebrochenen Krieg verhindert wurde. Bald darauf entbrannte der südamerikanische Unabhängigkeitskrieg. Es verging eine Reihe von Jahren, bis endlich Brasilien 1867 den Zeitpunkt für gekommen erachtete, mit der Republik Bolivien neuerdings zu verhandeln. Damals befand sich Bolivien unter dem despotischen Druck des Diktators Melgarejo, welcher auf die brasilianischen Wünsche einging und trotz Widerstand des Kongresses einen für sein Vaterland ungünstigen neuen Vertrag unterzeichnete. Es würde zu weit führen, auf die Details dieser Grenzabmachung näher einzugehen. Bolivien büßte durch diesen Vertrag die Kleinigkeit von etwa 17570 Quadratleguas ein.

Um das Jahr 1879 siedelten sich die ersten brasilianischen Abenteurer im Acregebiet an. 1894/95 unternahm der damalige bolivianische Oberstleutnant und jetzige General Pando eine Expedition nach den nördlichen Territorien, welche die Aufmerksamkeit des Präsidenten Boliviens Alonso auf den ungeheuren Gummireichtum jenes Gebietes lenkte. Alonso rüstete bald darauf eine starke Expedition aus, die Puerto Acre am Zusammen-

fluß des Purus- und Acreflusses besetzte, jedoch bald derart durch das ungesunde Klima litt, daß sie das Territorium verlassen mußte. Dies geschah im Jahre 1899. Damals erhob sich die aus Abenteurern aller Herren Länder bunt zusammengewürfelte Bevölkerung des Acregebietes und rief einen Spanier namens Galvez zum Präsidenten der sogenannten Republik Acre aus. Es folgte nun eine tolle Zeit. Der edle Galvez regierte wacker darauf los. Er legte starke Zölle auf den Gummiexport, angeblich um eine Wehrmacht zur Verteidigung des neugegründeten Staates zu schaffen. Es wurde geraubt, geplündert, gebrandschatzt.

Diejenigen Gummibarone, welche nicht mit Galvez' Regierung sympathisierten, wurden mit starken Kontributionen bedacht. Handel und Wandel stockte, alle Welt ersehnte geordnete Zustände, und nur die brasilianischen Regierungslenker schauten mit mephistophelischem Lächeln und gekreuzten Armen zu und berechneten, was und wieviel dabei wohl für sie herausspringen würde. Herr Galvez wurde übrigens des Regierens bald überdrüssig. Er warf die schwere Bürde von sich, erhob in Pará einige Tausende, die ihm sein staatsmännisches Talent eingetragen hatte, und reiste nach Rio de Janeiro. Daß der Man dort völlig unbelästigt blieb, ist charakteristisch für die damaligen Verhältnisse.

Sein Nachfolger, Pedro Braga, regierte nach berühmten Muster lustig weiter, bis schließlich das Verhängnis in Gestalt einer bolivianischen Expedition hereinbrach. Von Bolivien waren mittlerweile drei Expeditionen im Jahre 1900 kurz nacheinander abgegangen unter Leitung der Herren Velasco (Cochabamba), Muñoz und Kriegsminister Montes (La Paz). Die Expedition des damaligen Obersten und jetzigen Generals Dr. Ismael Montes, der später General Pandos Nachfolger als Präsident der Republik wurde, räumte schließlich mit den Revolutionären auf. In dem Gefecht von Riosinho wurden die Aufständischen völlig geschlagen und bald darauf Puerto Acre (auch Puerto Alonso genannt) von den bolivianischen Truppen besetzt.

Nun schien alles in schönster Ordnung. Die Expedition kehrte zurück, in Puerto Acre verblieb eine kleine Besatzung. Jedoch dauerte der Frieden nicht lange. Schon im Jahre 1902 machten sich neuerdinds separatistische Gelüste bemerkbar, und eine bolivianische Truppenabteilung, die zur Ablösung der Acregarnison bestimmt war, wurde in Vuelta de Empresa überrascht und geschlagen. Die Aufständischen unter Plácido de Castro belagerten Puerto Alonso und nahmen den Platz nach neuntägigem Gefecht, während welchem die durch Fieber und Beriberi entkräftete und dezimierte bolivianische Garnison ständig in den mit Wasser halb gefüllten Schützengräben gelegen hatten.

Da mittlerweile die Parteilichkeit[1]) Brasiliens immer auffälliger

[1]) Unter den Truppen Castros befanden sich zahlreiche Liniensoldaten der brasilianischen aktiven Armee.

wurde, spitzte sich die Angelegenheit zu einer Kriegsfrage zwischen Bolivien und Brasilien zu. Brasilien schickte reguläre Truppen nach dem strittigen Gebiet, und der damalige Präsident Boliviens, General Pando, in Begleitung des Kriegsministers Oberst Montes, rückte an der Spitze von ein paar tausend Mann nach Norden. Der Vormarsch des bolivianischen Detachements kam am Rio Orton zum Stehen, da mittlerweile zwischen La Paz und Rio de Janeiro Verhandlungen geführt worden waren, welche mit einem endgiltigen Ausgleich endeten. Daß dies jetzt erfolgte Abkommen noch einigermaßen günstig für Bolivien ausfiel, ist neben diplomatischer Geschicklichkeit in erster Linie dem energischen Vorgehen des Detachements zu danken. Brasilien zahlte an Bolivien eine Entschädigung von zwei Millionen Pfund Sterling, versprach die Abtretung von Land im Osten und den Bau der Rio Mamoré Bahn, der jetzt ausgeführt wird und wo deutsche Arbeiter ein so trauriges Ende fanden, öffnete den Amazonas der bolivianischen Schiffahrt und verlegte dafür seine Grenzline weiter nach Süden. Die neue Grenze wird durch den Flußlauf des Abuná, des Rapirán und den Unterlauf des Rio Acre gebildet. Weiter nach Westen folgt die Linie dem 11. Breitengrad. Reich an Gummi sind sowohl der Acre, als auch der Norden Boliviens. Die Erhebung Plácido de Castros würde sicherlich kaum Erfolg gehabt haben, wenn er nicht über die brasilianische Hafenstadt Manaos als Operationsbasis unbeschränkt hätte verfügen können.

KURZE UMSCHAU. Mächtige, größtenteils noch unerforschte Wasserläufe durchkreuzen in der allgemeinen Richtung von Südwesten nach Nordosten den Norden Boliviens und das angrenzende brasilianische Gebiet. Die Wasserscheide der Kordillere ist ihr Quellgebiet, und von dort aus ergießen sie alle ihre Gewässer in das Bett des Königs der Ströme, des Amazonas. Kinder der eisigen, gletschergekrönten Anden, brechen sie durch die Felstore des Hochgebirges, durchbrausen die wildzerklüfteten Täler und mäßigen schließlich ihren Lauf in der unermeßlichen, urwaldbedeckten, glutdurchwehten Ebene. Die mächtigsten Ströme dieser Gegenden sind der Beni, Madre de Dios, Orton, Acre oder Aquiri und Purús.

Betrachten wir zunächst den südlichsten dieser Wasserläufe. Der Beni geht aus dem Choqueyapufluß hervor, ein in der Nähe der Stadt La Paz entspringendes, unbedeutendes Wässerchen. Zahlreiche größere und kleinere Nebenflüsse vermehren allmählich die Wassermenge des Beni. Der goldreiche Chuquiaguillo, der Calacoto, Irpavi, Palca, Zapahaqui, Miguilla, La Paz, Chungamayu, Iquirongo, Ucumari, Tamapaya, Coroico, Mapiri, Rio Bopi, Rio Negro, Biata, Tuiche, Tequeje, Madidi und so manch anderer kleinerer Zufluß — sie alle führen dem Beni ihre Wasser zu.



Unter dem 11. Breitengrad, bei dem bolivianischen Städtchen Riberalta, fließt dem Beni, welcher nach und nach ein mächtiger, schiffbarer Strom geworden ist, der noch wasserreichere Madre de Dios zu. Vereinigt bilden beide den sogenannten „unteren Beni". In imposanter Breite wälzen sich seine Fluten nach dem Mamoré, den sie bei der Ansiedlung Villa Bella, zwischen dem 10. und 11. Breitengrad, erreichen. Von dort aus heißen die vereinigten Gewässer Rio Madera, und letzterer ergießt sich weiter nördlich in den Amazonas. Ein Nebenfluß des unteren Beni ist der bedeutende, schiffbare Orton. Unterhalb des 9. Grades fließt der ebenfalls schiffbare Rio Abuná dem Madera zu. In der großen Tiefebene ist die geringste Breite des Beni 300 m, seine Tiefe etwa 20 m und seine stündliche Geschwindigkeit durchschnittlich 1,5 bis 2,0 m in der Sekunde.

Weiter oben im Norden ergießt sich der schon erwähnte, schiffbare Purús in das Amazonasbecken. Dieser Fluß entspringt einer Kette der peruanischen Kordillere, und zwar in zwei Armen. Er läuft annähernd in östlicher Richtung, bis er die Wasser des Rio Acre in sich aufnimmt. Von da an richtet er sich nach Norden und mündet schließlich in den Amazonas ein. Seine hauptsächlichsten Nebenflüsse sind der Urbano, Corumaha, Riscala, Carinaha, Jaminim und der schon erwähnte Acre. Letzterer empfängt seinerseits die Wasser des Xapuri, Sacado, Praga, Dapontes, Eraipate, Endemari und andere Zuflüsse von geringerer Bedeutung. Er ist nur während drei Monaten des Jahres schiffbar, und in dieser Zeit befahren ihn kleinere Flußdampfer



Rio Madera bei „Cachuela“ Teo-Tonio.

Zahlreiche Engen und Wasserfälle, die sogenannten „Cachuelas“ unterbrechen die meisten dieser Flußläufe und wirken störend auf die Schiffahrt ein. Die Regulierung dieser Hindernisse wird später einmal viele Millionen kosten. Die Regenzeit dauert vom September bis Mai. Dann gehen wolkenbruchartig ungeheure Wassermengen auf die große Tiefebene nieder; Ströme, Flüsse und Bäche schwellen an, wild schäumen die größeren Wasserläufe meilenweit über ihre Ufer, alles überschwemmend. Niedergelegene Landstriche verwandeln sich zeitweise in ausgedehnte Sümpfe, ein Herd mörderischer Krankheiten. Die sengende tropische Sonne brütet über Wasser und Schlamm. Die Tiere der Wildnis flüchten nach höhergelegenen Stellen; der Tiger verläßt sein gewohntes Jagdgebiet, die Affen flüchten herdenweise, nur Krokodil und Tapir wälzen sich wohlig im glühenden Sumpf. Dann wird der Aufenthalt selbst für die akklimatisierten Eingeborenen zur Hölle.

Die relativ angenehmsten Monate sind Mai, Juni, Juli und August. Die angestauten Wasser verlaufen sich, der Erdboden trocknet ab, frisches saftiges Grün sproßt dort, wo vor kurzem sich noch eine unermeßliche Schlammwüste ausbreitete, und die Flüsse weichen in ihr Bett zurück.

In diese ungastliche Wildnis, noch vor einigen Jahrzehnten eine unbestrittene Domäne zahlreicher wilder Indianerstämme, wo selbst der opferfreudige Missionar ein selten gesehener Gast war, hat die Sucht nach raschem Gewinn den Kulturmenschen geführt. In zahlreichen sogenannten Baracken hausen sie, Europäer, Brasilianer, Asiaten, bunt durcheinander gemischt, ein Tohuwabohu der verschiedensten Rassen — alle angelockt durch den unermeßlichen Gummireichtum des Urwaldes, in stetem Ringen mit der ungezähmten Natur und im Kampf unter sich — rechtlos, gesetzlos, Sklaven der Gewinnsucht, und jeder ein kleiner Despot in seinem wilden Reich!

EIN WAFFENTANZ IM URWALD. Es war am Morgen des 12. Dezembers 1900. Die Strahlen der aufgehenden Sonne fielen auf die Dächer der Baracke Riosinho, schillerten auf dem Gezweig mächtiger Urwaldbäume und drangen neugierig durch die Ritzen und Spalten der schlechtgefügten Gebäude. Die langgezogenen Töne eines Hornes klangen durch den Wald; in den Häusern regte es sich, hier und dort trat ein schlaftrunkener Soldat auf den Hofraum, reckte sich und blinzelte in die Sonne. Weiter vorne, vor der Linie provisorischer Schützengräben, leuchteten zwischen dem Grün der Bäume die weißen Käppis vorgeschobener Posten und Patrouillen.

Im Lager des bolivianischen Bataillons Independencia wurde es allmählich lebendig. Bläulicher Rauch stieg von den Kochstellen in der windstillen Luft kerzengerade in die Höhe, und ein großer Teil der Soldaten wanderte nach dem nahegelegenen Fluß zum üblichen Frühbad. Gelächter und Geschrei tönte vom Fluß herauf; das tägliche Bad bildete eine angenehme Abwechslung in dem eintönigen Leben, überall tummelten sich und plätscherten lustige Gruppen im Wasser des Rio Acre.

Da plötzlich ein Schuß; dann noch einer, dann ein Geknatter aus vielen Gewehren. Blaue Rauchwölkchen stiegen aus dem Gesträuch auf und wälzten sich schwerfällig über das Flußbett. Völlig überrascht strebten die badenden Soldaten dem Ufer zu, und halbnackt stürzten sie nach den Schützengräben. Ordnend griffen die Offiziere ein, und bald war das Gefecht in vollem Gange.

Der dumpfe Knall der Winchester, mit denen die Aufständischen bewaffnet waren, wurde bald durch das scharfe Geknatter der Mausergewehre übertönt. Schwer lagerten dichte Rauchwolken des Schwarzpulvers vor der im Urwald verborgenen feindlichen Schützenlinie, ein willkommenes Ziel für die bolivianischen Soldaten. Der Kampf wurde mit großer Erbitterung geführt, und wiederholt setzten die Aufständischen ihre Linien zum Angriff an, um immer wieder vor dem ihnen entgegenschlagenden mörderischen Schnellfeuer zurückzufluten. Obgleich der Angriff von drei Seiten erfolgte, bewahrten die Bolivianer ihr kaltes Blut und sandten Tod und Verderben in die feindlichen Reihen. Es gab Augenblicke, wo sich die erbittert fechtenden Gegner bis auf einige zwanzig Schritte näherten, ohne sich in dem dichten Urwald sehen zu können. Die Überlegenheit des Mausers, dessen Geschosse noch verhältnismäßig dicke Stämme auf diese nahen Entfernungen durchschlugen, wurde den Brasilianern bald fühlbar; die Verluste mehrten sich in ihren Reihen, und nach zweistündigem Kampf unter den sengenden Strahlen der Tropensonne wichen sie fluchtartig zurück, ihre Stellung aufgebend.

Mit großer Bravour hatten die Bolivianer gekämpft, und mancher Tapfere rötete mit seinem Blut den grünen Rasen, jedoch waren die Ver-



luste der Aufständischen bedeutend größer. Mit außerordentlicher Umsicht, klarem Verständnis und kaltem Blut hatte der damalige Kriegsminister und spätere Präsident Oberst Ismael Montes das Gefecht geleitet und persönlich stets in erster Linie seinen braven Truppen ein Beispiel soldatischer Unerschrockenheit gegeben.

Die letzten Schüsse waren verhallt, und wiederum lag friedliche Ruhe über dem mächtigen Urwald. Neuerdings wurden Posten vorgeschoben, die Gewehre im Lager zusammengestellt, und feierlich erschallten die Klänge der Nationalhymne. Noch eine letzte, traurige Pflicht blieb zu erfüllen. Die Soldaten zerstreuten sich im Wald, trugen die Verwundeten heran und begruben die Toten unter den rauschenden Kronen gigantischer Bäume, wo die üppige, nie rastende Natur der Tropen sie bald mit frischem Grün überdecken sollte.

Doch wurde so mancher Leichnam eines gefallenen Feindes auf den Fluten des Flusses nach Puerto Acre getragen, dort der Garnison der Aufständischen das Schicksal der Kameraden verkündend.

Auch dieser Hafen wurde von den bolivianischen Waffen bezwungen. Oberst Montes blieb damals siegreich auf der ganzen Linie.

AUS DEM REICH DES GUMMIS. Das Acregebiet wird von etwa 30000 Seelen bewohnt, darunter einige 8000 Weiber und Kinder. In dieser Zahl sind die Indianer nicht einbegriffen, da es bisher unmöglich war,

genaue Angaben über die wilden Stämme des Urwaldes zu sammeln. Die männliche Bevölkerung, 20000 bis 22000 Seelen, rekrutiert sich aus aller Herren Länder und liegt in ihrer großen Mehrzahl der Gummigewinnung ob.

Das wirtschaftliche Leben des Gebietes findet seinen Sammelpunkt in dem seinerzeit heiß umstrittenen Puerto Acre, auch früher als Puerto Alonso bezeichnet. Der Acrefluß hat diesem Hafen den Namen gegeben, und eine regelmäßige Dampferverbindung vermittelt den Verkehr zwischen ihm und der bedeutenden brasilianischen Handelsstadt Manaos, wo die größten transatlantischen Dampfer anlaufen. Puerto Acre ist ein in rascher Entwicklung begriffener Handelsplatz; obgleich seine Einwohnerzahl vorläufig noch unbedeutend erscheint, steht ihm doch in absehbarer Zeit eine gedeihliche Zukunft bevor.

Der Ort ist auf dem etwa 30 m hohen linken Ufer des Rio Acre erbaut und besteht aus primitiven Holzhäusern verschiedenartigster Konstruktion. Die meisten dieser Bauten wurden noch zu Zeiten bolivianischer Herrschaft errichtet; doch wird der Ort neuerdings immer mehr erweitert. Sanierungsarbeiten, Freilegung des Hafens durch Abholzung des nächstliegenden Urwaldes haben die gesundheitlichen Verhältnisse einigermaßen gebessert, obgleich Fieber und Beriberi auch heute noch nicht völlig verschwunden sind. Das Terrain ist tonhaltig und mit Sand durchsetzt, ein Umstand, der eine fortgesetzte Neubildung und Umgestaltung der Flußufer zur Folge hat. Da das Gelände allmählich nach dem Rio Acre zu abfällt, so reißen starke Regengüsse stets tiefe Rinnen in die Erde, in welchen sich gesundheitsschädliche Wassertümpel bilden. Wenn in der Regenzeit der Fluß anschwillt, so steigt er häufig um 10 m und mehr, und die Ufer werden dann an Stellen, wo der Wald fehlt, so benagt, daß die nächstliegenden Häuser in Gefahr geraten. Am Hafen ist der Fluß 65 m breit, und mächtiger, undurchdringlicher Urwald deckt das flache jenseitige Ufer, das häufigen Überschwemmungen ausgesetzt ist. Dichter Wald umschließt allerseits den Hafen und beschränkt die Aussicht.

Üppige, fremdartige Pflanzenwelt deckt meilenweit die Ufer der Flüsse und das Innere des Acregebietes und des Nordens Boliviens. Hinter niederem, undurchdringlichem Buschwald, welcher die Ufer umsäumt, recken Riesenbäume des Urwaldes ihr Haupt empor. Dichtes, wirres Unterholz überzieht stellenweise den Boden, und schlanke Lianen schlingen ihre zähen Ranken um Stämme und Zweige, während Schmarotzerpflanzen mannigfacher Art an Baum und Strauch haften. Wenn dann wilde Stürme durch den Urwald sausen, stürzt so mancher stolze Riese krachend zu Boden, in seinem Fall seine schwächeren Gefährten mit sich reißend; doch bald sproßt neues Leben aus dem rasch faulenden Holz, und junger Nachwuchs schließt in kurzer Zeit die Lücke. Nur mit dem Machéte[1]) in der

[1]) Machéte, langes, vorne breites Messer.

Urwaldstelle.



Ein Lager im Urwald.



Hand ist es möglich, in diese Wirrnis einzudringen, und mühsam, Schritt für Schritt, bahnt sich der Mensch seinen Weg. Schwer fällt es, auch nur enge Pfade für den Verkehr offen zu halten, da in kurzer Zeit, oft nach wenigen Wochen, neues Gerank und junge Triebe die mühsame Arbeit zunichte machen.

Wenn nach des Tages drückender Schwüle die Abenddämmerung herabsinkt und die scheidende Tropensonne mit ihren letzten Strahlen schimmernde, feenhafte Töne auf das Himmelsgewölbe zaubert, wenn das Gekreisch der Papageien, das Geschrei der Affen allmählich verstummt, dann streicht ein starker, erfrischender Abendwind durch das Gezweig. Ein eigenartiges, unheimliches Stöhnen tönt durch den Wald. Hohe Wipfel beugen sich unter der Gewalt des heftigen Nordwindes; krachend stürzen morsche Äste zu Boden, und schlanke Stämme biegen sich ächzend, ein Spielball der Windsbraut. Nach und nach bricht sich die Gewalt des Windes, und tiefe Nacht sinkt hernieder. Vom Firmament leuchten die Sterne in schillerndem Glanz.

Aber nicht ungestört ist die nächtliche Ruhe. Gegen Mitternacht verkündet das Brechen des Unterholzes, daß der König des Urwaldes, der geschmeidige Jaguar, auf Raub ausgeht. Die funkelnden Augen der Wildkatze leuchten durch das Gezweig; aufgescheuchte Vögel flattern von Ast zu Ast. Mächtige Krokodile verlassen Fluß und Sumpf, und lautes Schnarchen verrät ihre gefährliche Nähe. Unzählige Schlangen



Ein „Batelón" bei der Cachuela.



kommen aus ihren Schlupfwinkeln hervor und winden sich raschelnd durch das Laub; Tausende und aber Tausende phosphoreszierender Insekten gaukeln in den Kronen der Bäume und werfen magische Lichtreflexe auf Ranken, Blüten und Blätter.

Von neuem erheben sich wilde Tierstimmen. Das Gebrüll des Jaguars, das Heulen der Nachtaffen, die Klage des Faultiers, das Kreischen der Papageien, alle diese Töne mischen sich in wildem Chaos, vereinigen sich zu einem schauerlichen Konzert. Allmählich kehrt Ruhe ein, jedoch nur für kurze Zeit; das Brüllen und Schreien der Affen verkündet den grauenden Morgen, und mit den ersten Strahlen der Sonne erwacht die Tierwelt des Waldes zu neuem Leben.

Wolken von Insekten schwirren und summen, ungeheure Züge von Ameisen[1]) aller Art verlassen ihren Erdbau oder ihr Haus im hohlen Baum, prächtige Schmetterlinge und buntfarbige, große Käfer umschwirren duftige Blütendolden. Das Hämmern des Spechtes tönt durch den Wald, große und kleine blaugraue Tauben girren in den Zweigen, buntfarbige Vögel mannigfacher Art lassen ihren Ruf erschallen, und goldschillernde Kolibris summen von Blüte zu Blüte. Hier wühlt ein Trupp Schweine im fetten Urwaldboden oder stellt den Schlangen nach, dort wälzt sich behaglich ein plumper Tapir im heißen Schlamm.

Höher und höher steigt die Sonne, unerbittlich sendet sie ihre glühen-

[1]) Es gibt auch Ameisen, die nur bei Nacht hervorkommen.

Ein „Batelón."



Flußabwärts.



den Strahlen zur Erde nieder; tiefes Schweigen tritt an Stelle des ohrenbetäubenden Lärms, die Tierwelt ruht und sucht Schutz vor der brütenden Tageshitze, um erst gegen Abend ihren Unterschlupf zu verlassen.

Mörderisch ist das Klima der Acreregion namentlich für den nicht akklimatisierten Europäer, obgleich auch der Eingeborene nicht immun gegen die dort auftretenden Krankheiten ist. Die stagnierenden Gewässer bieten Millionen blutsaugender Moskitos günstige Lebensbedingungen, und diese Plagegeister, welche weder Mensch noch Tier schonen, übertragen namentlich das Sumpffieber, eine Krankheit, die in jenen Gegenden äußerst heftig auftritt, so daß sie häufig den Tod zur Folge hat.

Auch das fürchterliche Beriberi befällt nicht selten die Bewohner. Man ist sich noch nicht recht klar, ob auch diese Krankheit durch Insekten übertragen wird; so viel steht fest, daß Infektion, Einförmigkeit und mangelhafte Zusammensetzung der Nahrung [1]) sowie feuchte Wohnplätze den Ausbruch des Beriberi begünstigen. Dasselbe tritt in drei verschiedenen Formen auf. Das galoppierende Beriberi äußert sich in der Weise, daß der davon Befallene sich plötzlich unter furchtbaren Magenschmerzen krümmt; er kann keine Nahrung mehr zu sich nehmen, und die Blutzersetzung schreitet so schnell vorwärts, daß häufig schon nach wenigen Minuten der Tod eintritt. In diesem Fall gibt es keine Rettung

[1]) Anscheinend wird die Krankheit auch durch schlechten Reis (Pilzbildung) übertragen.

Rio Madera. Gummitransport. Cachuela Teo-Tonio. Umgehung der Cachuela.



Landtransport des Bootes bei einer Cachuela.



und kein Heilmittel. Eine andere Art des Beriberi ist jene, welche die Gliedmaßen angreift und sie nach kurzer Zeit völlig lähmt. Wiederum geht die Erkrankung vom Magen aus. Der so Betroffene ist nicht imstande, irgendeinen Gebrauch von Arm und Bein zu machen; letztere versagen so völlig den Dienst, daß er weder gehen noch stehen kann. Wird der Kranke beizeiten nach einem gesunderen Ort gebracht, zum Beispiel nach Manaos oder nach der Meeresküste, so tritt nach monatelangem Siechtum häufig Besserung ein. Jahrelang bleibt jedoch Gefühllosigkeit, hauptsächlich in den Beinen, zurück, so zwar, daß sie gegen Nadelstiche unempfindlich sind, wobei kein Tropfen Blut hervortritt. Die einzigen bis jetzt von einigem Erfolg begleiteten Heilmittel bestehen in Anwendung von Elektrizität, kalten Duschen und Massage. Die leichteste Form des Beriberi zeigt sich in der Anschwellung der Glieder und des Körpers, wiederum mit Magenschmerzen verbunden. Sowie der Kranke nach einem auch nur in der Nähe gelegenen trockenen Platz geschafft wird, tritt rasche Genesung ein; doch hat auch in diesem Falle die Unmöglichkeit der Nahrungsaufnahme starke Abmagerung und raschen Kräfteverfall zur Folge. Das Beriberi rafft ebenfalls die Maultiere zum großen Teil dahin. Auch die Dissenterie fordert viele Opfer und verläuft häufig tödlich.

Die mittlere Temperatur der Acreregion und des nördlichen Bo-



Rio Beni. Hafen der Cachuela Espéranza.

liviens beträgt ungefähr 26^0 C.; in der heißen Sommerzeit wurden mittags im Schatten 40^0 und 41^0 beobachtet. Der Erfolg der Sanierungsarbeiten in Puerto Acre bietet die Gewähr, daß auf eine Besserung der klimatischen Verhältnisse zu hoffen ist, wenn einmal dergleichen Anlagen in großem Stil und rationell in Angriff genommen werden. Es handelt sich hier in erster Linie um Entwässerungsgräben, Trockenlegung der Sümpfe und möglichste Vertilgung der Moskitos in der Umgegend der Ansiedlungen. Außerdem ist wohl zu beachten, daß eine rationelle, gesunde Lebensweise, trockene, hochgelegene Wohnungen sowie eine kräftige, abwechslungsreiche Ernährung dem Europäer die Akklimatisierung erleichtern und ihn gegen die mörderischen Krankheiten der Gegend widerstandsfähiger machen. Körperliche Arbeit jedoch wird er in jener Region niemals leisten können; diese bleibt den Eingeborenen überlassen[1], oder vielleicht später einmal eingeführten Kulis. Vorläufig wird durch den stets herrschenden Arbeitermangel die Ausbeutung der Gummibestände eingeschränkt.

Die Schiffahrt im Norden Boliviens und Acregebiet ist zurzeit noch mancherlei Beschränkungen unterworfen. Die schon erwähnten Cachuelas oder Stromschnellen in den Flüssen sind sehr zahlreich, und nur die völlige kulturelle Erschließung des Landes wird ihre Beseitigung nach und nach ermöglichen. Nur mit Lebensgefahr und bei hohem Wasserstand gelingt es manchmal einem Boot, diese Schnellen zu überwinden. Gewöhnlich werden die Fahrzeuge aus dem Wasser gezogen, entladen und dann mit großer Anstrengung aus improvisierten Knüppeldämmen oft mehrere hundert Meter weit geschleppt[2]. Größere Boote, von Dampfschiffen zu schweigen, können natürlich diese Hindernisse nicht überwinden. Die kleinen Flußdampfer, welche den Transport des Gummis nach Manaos

[1]) Den Beweis liefert die erschreckende Sterblichkeit unter den europäischen Arbeitern an der Mamoré Bahn; wir sprachen diese Warnung schon in der ersten Auflage aus, mittlerweile sind viele deutsche Arbeiter an jener Bahn dem mörderischen Klima zum Opfer gefallen [2]) Die provisorische Regelung besteht in der Anlage von Decanville Bahnen, um die Waren den Schnellen entlang zu transportieren und dann auf andere Schiffe zu verladen.



Ein festgefahrenes „Cayapo."

besorgen und auf der Rückfahrt Lebensmittel und Waren nach dem Territorium einführen, befahren die Flüsse Purús und Acre nur während drei Monaten des Jahres; bei niedrigem Flußstand vermitteln den notwendigsten Verkehr kleinere Boote.

Sämtliche Pflanzen tropischer und subtropischer Zone gedeihen im Acregebiet; doch sind bislang noch keinerlei rationelle Anpflanzungen vorhanden, wenn man von einzelnen Orangebäumen, Zitronen, Bananen, von Maispflanzungen usw. absehen will. Wild wachsend finden sich vor: Der Kakaobaum in großer Anzahl, eine Art Korkbaum, ein Kokos mit kleiner, haselnußartiger Frucht, die Ölpalme, der Chinabaum, eine Art Mandelbaum, welcher eine große, harte Nuß hervorbringt, in der sich fünfzig und mehr kleine Mandeln befinden, und die nur durch Beilhieb aufzubrechen ist; ferner eine vorzügliche Baumwolle, sowie unter vielen Lianenarten die sogenannte Mora, aus der sehr gute Stricke gedreht werden. Erwähnenswert ist noch der Platanillo von sehr weichem Holz, bohrt man den Stamm an, so spritzt kühles, klares Wasser heraus; dann der Knoblauchbaum oder Ajo-ajo, dessen Asche zur Seifebereitung dient; der Ochoho, ein stachliger Baum, dessen Rinde einen giftigen Saft enthält; der Ambaibo, dessen gelbliche, feigenähnliche Früchte recht schmackhaft sind. Außerdem gibt es viele Harthölzer kostbarster Art.

An Gummibäumen sind zwei Arten vorhanden: Der Kautschukbaum, den man fällen muß, um seine Milch zu gewinnen, und der feine, weiße Gummibaum (Hevea), welcher angezapft wird. Die Gewinnung des feinen, elastischen Gummis aus der Hevea wird in folgender Weise betrieben: Ein Arbeiter bekommt zwei sogenannte Estradas von je 150 Bäumen zugewiesen, von denen er je eine jeden zweiten Tag bearbeitet. Zunächst öffnet er rings um die Estrada und zu jedem Gummibaum einen Pfad. Sodann baut er sich eine kleine Hütte und nebenan seine Feuerstelle zur Aufbereitung der Gummimilch. Bei Eintreten der trockenen Jahreszeit beginnt die Arbeit.

Tagtäglich vor Sonnenaufgang unternimmt der Mann seinen Rundgang.



Am ersten Tage bringt er in einer Höhe von etwa drei Metern über dem Erdboden der Baumrinde ringsum von unten nach oben geführte Schnitte bei. Unter denselben befestigt er kleine Becher aus Zinkblech, die etwa einen achtel Liter halten. Diese Becher empfangen die aus den Schnitten hervorquellende Milch. Jeden Tag wiederholt sich diese Prozedur mit dem Unterschied, daß jedesmal neue Einschnitte zwei Finger breit unterhalb der alten angebracht werden.

Wenn der Arbeiter den letzten Baum besorgt hat, ist die Zeit gekommen, seinen zweiten Rundgang zu machen, um, mit einem Eimer ausgerüstet, die Milch zu sammeln. Von zehn Uhr vormittags an kann nicht mehr weitergearbeitet werden, da etwa um diese Tageszeit die Milch aufhört zu laufen. Der Schnitt gibt nur an einem Tage seine Milch und vernarbt schnell. Starker Wind besonders verhindert das Auslaufen der Milch, da in kürzester Zeit die Schnitte vertrocknen.

Ist die Einsammlung der Milch beendet, so kehrt der Gummizapfer nach seiner Hütte zurück und macht sich schleunigst an die Verarbeitung des Gummis, ehe die Milch gerinnt — ein Umstand, der bei Verzögerung von einigen Stunden eintreten würde. Derselbe Übelstand würde auftreten, wenn man in der nassen Jahreszeit bei Regenwetter zapfen wollte, denn auch Wasser bringt die Milch sofort zum Gerinnen. Wird der Gummi aus geronnener Milch gewonnen, so heißt er Cernambí[1]) und erzielt einen bedeutend geringeren Preis als der mit aller Vorsicht bearbeitete.

Unter einem einfachen Ofen aus Lehm, der oben einen kurzen Kamin und an der Seite kleine Öffnungen hat, wird ein Feuer angezündet. Genährt wird dasselbe mit dem Holz und trockenen Früchten der Motacú- oder auch der Macopalme, oder anderer ölhaltiger Bäume, deren dichter, schwarzer Rauch allein die Eigentümlichkeit besitzt, die Gummimilch in feste Konsistenz zu bringen. Der Gummizapfer gießt die Milch zuerst in ein flaches, viereckiges Holzgefäß, setzt sich dann auf den Erdboden, um

[1]) Cernambí wird auch der beim Vernarben der Schnitte vom Gummibaum abgesonderte Saft genannt, welcher ebenfalls in den Handel kommt.



sich tunlichst gegen den sehr schädlichen Rauch zu schützen, und ergreift hierauf einen langen Stab, den er an der Spitze mit feuchtem Lehm umgibt. Langsam gießt er darüber die Gummimilch und hält dies Ende über den schmalen, niedrigen Kamin, aus welchem der dicke Rauch hervorquillt. Schon nach wenigen Sekunden ist die Milch am Stock festgeworden. Wieder und wieder wird Milch über das Stockende gegossen, bis der Vorrat erschöpft ist. So entsteht allmählich eine dicke, runde, feste Masse, die sogenannte Bolacha. Am nächsten Tage wird diese Prozedur fortgesetzt, und zwar so lange, bis die Kugel etwa 50 kg wiegt, wobei in Betracht zu ziehen ist, daß diese Bolacha noch einen Wassergehalt von etwa 5 % beibehält.

Die Farbe des Gummis im Innern der Kugel ist hellbraun, außen schwarz. Der Acregummi wird über Manaos nach Pará gebracht und dort durchgeschnitten, um ihn auf seine Reinheit zu prüfen. Denn nicht selten kommt es vor, daß die Gummiarbeiter zur Erhöhung des Gewichtes Blei oder andere Bestandteile beimischen. Von hier geht er als Parágummi nach den europäischen Märkten, unter denen London die erste Stelle einnimmt. In Pará und Manaos bestehen große Börsen sowie kapitalkräftige Bank- und Handelshäuser, die sich mit dem Export des Gummis beschäftigen.

Neuere Verfahren, um die Gummimilch zuzubereiten, sind vorläufig nur in sehr geringem Maße im Acre in Gebrauch; doch werden sich in absehbarer Zeit die Gummibesitzer in gewissen Distrikten genötigt sehen, ein anderes Verfahren einzuschlagen, da die ausschließlich zum Räuchern geeigneten Baumarten im Verschwinden begriffen sind. Der nicht ge-



räucherte Gummi erzielt einen um 25 % geringeren Preis. Zur Bearbeitung eines Gummibestandes gehört ein bedeutendes Kapital, weil die Gummiarbeiter stets nur auf Vorschuß an Geld und Waren leben, anderseits aber der Besitzer genötigt ist, die Leute auch bei schlechten Jahrgängen, speziell bei Hochwasser, nicht zu entlassen. Ein Hauptverlust an Geld tritt aber außer bei viel Regen für den Gummibesitzer ein, wenn ihm viele seiner Arbeiter wegsterben, ehe sie ihre Schulden beglichen haben. Ein guter Arbeiter holt im Monat bis zu zwei Zentner Gummi, je nach der Ausdehnung der Estrada, heraus; im Durchschnitt wird auf den Mann etwas mehr als ein Zentner gerechnet. Die Dauer der jährlichen Ausbeutung der Estradas wechselt mit der geographischen Lage und schwankt zwischen sechs und zehn Monaten im Jahr.

Die einzelnen Gummibarone verfolgen verschiedene Methoden bezüglich der Zeitdauer der Ausbeutung. Einige zapfen zwei Jahre und geben dann den Bäumen zwei Jahre Ruhe; andere arbeiten wieder bis zu sechs Jahren, um dann den Beständen weitere sechs Jahre Erholung zu gönnen. Bei dieser letzteren Art der Ausbeutung werden die Gummibäume überanstrengt und viele davon vollkommen ruiniert. Während ein Bestand ruht, wird ein neuer erschlossen, so daß ein ständiger Wechsel stattfindet. Im Acre werden nur Bäume von 30 bis 40 Jahren zum ersten Male angezapft und müssen etwa 20 Jahre lang ihre Milch abgeben, sind dann aber auch aufgebraucht.

Die Gummibarone rechnen das ganze Jahr hindurch mit einer gewissen Anzahl ständiger Arbeiter. Beginnt die Zeit des Zapfens, so wird



während dieser Monate der Bestand vermehrt, was meist mit großen Schwierigkeiten verbunden ist. Der ständige Arbeiter erhält das ganze Jahr hindurch seinen Monatslohn; der andere arbeitet auf Akkord. Versuche mit japanischen Arbeitern scheiterten seinerzeit; doch ist diese Frage infolge des großen Arbeitermangels wieder akut geworden.

So weit über den elastischen Gummi, der in Riesenbeständen an den Zuflüssen des Amazonas, im Acregebiet, Nord-, Mittel- und Ostbolivien vorkommt, jedoch anderwärts nicht zu finden ist. Wie schon erwähnt, kommt auch der Kautschukbaum vor. Zur Gewinnung dieses immerhin wertvollen Materials muß der Baum gefällt werden — ein leicht begreiflicher Übelstand; doch kennt man bis heute keine andere Methode.

Die Milch des Baumes läuft aus Kreuzschnitten, die alle $1\frac{1}{2}$ bis 2 m der Rinde beigebracht werden, in darunter befindliche Vertiefungen und wird dort mit Lauge konsistent gemacht. Außerdem gibt es viele gummihaltige Lianen in jenen Gegenden, die aber bislang nicht ausgebeutet wurden. Auch wird Guttapercha gefunden; doch lohnt sich bei den hohen Arbeitslöhnen die Ausbeutung nicht.

Eine Niederlassung in den Gummidistrikten besteht nur aus Holzbaracken primitivster Art, welche meist an den Flüssen gelegen sind. Baumstämme mittlerer Stärke werden in den Boden getrieben als Skelett; die Wände werden aus Palmstämmen aufgeführt, die vorher der Länge nach gespalten worden sind. Manchmal werden sie von außen mit feuchter



Erde beworfen, meist aber von innen nur mit einem leichten Baumwollgewebe bekleidet. Zu dem 1 bis 2 m über der Erde gelegenen Fußboden führt eine einfache Stiege hinauf. Die einzelnen Räume werden durch Baumwolltuch abgetrennt, das Dach mit mächtigen, bis 10 m langen Palmblättern eingedeckt und die Baracke ist fertig.

Hier haust der Gummibaron mit seinen Arbeitern. Als Bett dient meist eine Hängematte, mit dem Moskitonetz verhüllt, oder eine einfache, aus Rohr gefertigte Bettstelle. In abseits gebauten Lagerräumen sind große Mengen an Waren und Lebensmitteln aufgestapelt zum Unterhalt der Bewohner. Da finden wir aus Brasilien importiertes Yucamehl, Bohnen, Zucker, Dauerbrod, Cachaza (Zuckerrohrschnaps), gepreßtes Trockenfleisch; ferner allerlei Konserven, Sardinen, Corned Beef, Reis in großen Mengen; Champagner, feine Weine und auch geringen Wein, den sogenannten Vino Collares, für die Arbeiter. Die Gummibarone leben meist mit großem Luxus, soweit dies in jenen abgelegenen Gegenden möglich ist. Die feinsten Weine, Champagner und die besten Konserven sind für ihren Tisch bestimmt. Auch halten sich diese Herren meist einen kleinen Harem nach türkischer Art.

Unbeschränkt herrscht der Besitzer über seine Arbeiter, die ein wahres Sklavenleben führen. Die enorm teuren Lebensmittel und sonstige Waren werden, wie schon erwähnt, den Knechten auf Kredit vorgestreckt, und diese Schulden gehen manchmal in die Tausende, so daß der Arbeiter sie niemals abzahlen kann. Man erzählt sich diesbezüglich folgende kleine



Geschichte, welche wirklich vorgekommen sein soll. Ein Gummiarbeiter diente schon seit langen Jahren einem Herrn, ohne jemals seine Schuld tilgen zu können. Der Mann hatte schon mehrmals seinen Dienst wechseln wollen, weil er äußerst schlecht behandelt wurde; aber seine Schulden hielten ihn wie mit eisernen Ketten. Da rannte eines schönen Tages ein wilder Stier auf den Hof. Der Knecht hatte dem Zuckerrohrschnaps gerade etwas stark zugesprochen, und erregt durch das Getränk, warf er sich in selbstmörderischer Absicht dem wütenden Tier vor die Hörner. Nur mit Mühe wurde er von seinen Kameraden gerettet. Als man ihn fragte, weshalb er den Tod gesucht habe, gab er zur Antwort: „Jeden Tag, seit Jahren, werde ich von unserem Herrn mißhandelt, und dabei sehe ich, daß meine Schuld immer größer wird. Ich ziehe den Tod solchem Leben vor, und dann bekommt auch mein Herr seine Strafe; denn wer bezahlt ihm meine Schulden?“

Die Strafen sind äußerst hart; der geringste Ungehorsam oder eine kleine Nachlässigkeit werden mit Peitschenhieben geahndet; es kommt vor, daß so ein armer Knecht zu Tode geprügelt wird. Gerät der Gummibaron mit einem Nachbarn wegen der Estradas in Konflikt, so bewaffnet er seine Leute und überfällt die betreffende Ansiedlung. Mittelalter und Faustrecht im zwanzigsten Jahrhundert!

Auch auf Menschenjagd ziehen diese Despoten manchmal aus. Fällt es schwer, Arbeiter zur Gummiernte zu bekommen, so werden die Knechte der Baracke bewaffnet und unter Leitung eines findigen, verwegenen Mannes auf die Indianerjagd geschickt. Man überfällt bei Nacht einen Stamm, macht Frauen, kleine Kinder und alte Männer nieder und führt die jungen Männer und halbwüchsigen Knaben fort. Namentlich letztere sind sehr begehrt, da sie sich leichter eingewöhnen.

Folgendes Ereignis wurde uns von völlig glaubwürdiger Seite mitgeteilt[1]): Eine Expedition war auf Jagd nach Menschenfleisch in den Urwald gedrungen und überraschte nach einigen Tagen mühevoller Wanderung im Morgengrauen die Familien eines kleinen Stammes. Die Büchsen knallten, ein furchtbares Gemetzel begann, während ein Teil der Menschenjäger die jungen Männer und Knaben fesselte. Rotes Blut rann auf dem Erdboden; kleine Kinder wurden an den Haaren gepackt und an Baumstämmen ihr Kopf zerschmettert, so daß das Hirn die Kleider der Mörder bespritzte.

Ein junges, hochgewachsenes Weib von schönen Körperformen wehrte sich verzweifelt gegen die Angreifer, welche es zu schonen suchten, um vielleicht den Harem des Herrn damit zu bereichern. Es biß und kratzte, so daß es unmöglich war, ihm Fesseln anzulegen. Ein junger, blonder Engländer, der nicht zu der Expedition gehörte und durch Zufall in der Wildnis auf sie gestoßen war, stand allein abseits und betrachtete schaudernd die Metzelei, der er keinen Einhalt gebieten konnte. Ob das arme Weib in seinen Augen einen Strahl des Mitleids las? Sie stürzte auf ihn zu, umklammerte seinen Hals und überhäufte ihn mit Liebkosungen. Die Menschenjäger versuchten sie loszureißen, jedoch vergeblich. Da trat einer der entmenschten Gesellen von hinten heran, faßte ihr langes, schwarzes Haar und schnitt ihr die Kehle durch, so daß ein heißer Blutstrahl in das Gesicht des Engländers spritzte ...

Die Verhältnisse mögen sich mit der Zeit bessern; doch ist die brasilianische Regierung vorläufig noch nicht imstande, geordnete Zustände im Acregebiet einzuführen[2]). Wer denkt bei solchen Ereignissen nicht unwillkürlich an die von Europäern begangenen Grausamkeiten im schwarzen Kontinent? Gibt es wirklich einen Tropenkoller? So viel steht fest, daß jedweder Genuß von Alkohol in heißen Gegenden den Menschen rabiat macht; doch lassen sich dergleichen viehische Grausamkeiten auch nicht einmal durch Alkoholmißbrauch erklären, der übrigens im vorliegenden Falle, nach tagelanger anstrengender Reise durch den Urwald, kaum mitwirken konnte.

Obgleich die üppige Natur des Gebietes den Anbau so mancher Kulturpflanze begünstigt, findet man doch nur wenige und verschwindend kleine Flächen angebaut. Es lohnt nicht, den kostspieligen Arbeiter zur Anlage und Unterhaltung von Pflanzungen zu verwenden. Die Rodung des Waldes ist sehr schwierig; das rasch und üppig aufschießende Unkraut fordert ständige Aufmerksamkeit und Bearbeitung. Man findet vereinzelte Anpflanzungen von Orangen, Bananen, Zuckerrohr, Yucawurzel und auch Mais zur Nahrung der Maultiere und Tragochsen.

---

[1]) Wir unterlassen es, nähere Angaben über die Personen zu machen, welche vor einigen Jahren in dieser Tragödie mitspielten. [2]) Der erst kürzlich niedergeworfene Aufstand im Acregebiet beweist es.

Mannigfaltig ist die Tierwelt des Acretorritoriums. Zum Katzengeschlecht gehört zunächst der Jaguar oder südamerikanische Tiger, welcher den Menschen selten angreift, wenn er nicht gereizt wird; gefährlich werden die Jaguare, wenn sie erst einmal Menschenfleisch gekostet haben. Wenn sich in der Nähe der Siedlungen Spuren eines Tigers finden, so rüstet sich sofort alle Welt zur Jagd. Mit einer Meute von 40 bis 50 Hunden ziehen die Jäger aus und suchen den Jaguar einzukreisen. Die Hunde verfolgen die Fährte mit großem Eifer, ist doch dies Raubtier ihr grimmigster Feind. Wütendes Gebell zeigt schließlich nach langer Hatz den Ort an, wo sich der Tiger der Meute gestellt hat. Hierbei muß mancher Hund seinen Übereifer büßen, denn ein einziger Schlag der Pranke ist gewöhnlich tödlich. Sieht der Tiger sich sehr bedrängt, so bäumt er auf, und dann kann man ihm ohne Mühe den Fangschuß geben.

Eine Abart des Jaguars ist der Panther. Während das Fell des ersteren auf gelbem Grund schwarze Flecken zeigt, also nicht gestromt ist wie der indische Tiger, hat die eine der Pantherarten ein schwärzliches Fell, die zweite ein graues mit schwarzen Flecken. Sowohl beim Jaguar wie beim Panther kommen außerdem Variationen in der Färbung vor. Der Panther ist dem Menschen häufig gefährlich und folgt ihm oft tagelang durch den Urwald. Auch gibt es verschiedene Arten Wildkatzen, und es kommt vor, daß diese den Reisenden unverhofft aus dem Geäst der Bäume heraus überfallen.

Das Puma, der südamerikanische Löwe, wird dem Menschen nie gefährlich. Es meidet seine Nähe und flüchtet bei seinem Anblick. Hetzt man das Tier, so geht es zunächst auf seiner Fährte zurück, um den Geruchsinn der Hunde irrezuleiten, und wird es umstellt, so bäumt es auf.

Schwarze und braune Bären verschiedener Größe sieht man häufig, von welchen jener mit hellen Augenbraunen ein gefährlicher Geselle ist. Diese Tiere leben teilweise vom Fischfang in den Flüssen.

Der Ameisenbär kommt bis zur Größe eines Hundes vor. Interessant ist zu beobachten, wie er den Ameisen nachstellt. Zuerst wühlt er mit den Krallen im Bau, bis die Tierchen aufgestört durcheinanderwimmeln, und erst dann steckt er seine lange Zunge in den Haufen und verzehrt behaglich die Beute. Seine Behaarung ist bräunlich, mit Gelb und Weiß durchsetzt. Über den Rücken laufen schwarze Streifen.

Der graufarbige Waldwolf erreicht die Größe eines starken Hundes; dem Menschen wird er nicht gefährlich.

An Wildschweinen gibt es zweierlei Arten. Das Moschusschwein erreicht etwa die Größe des Hausschweines. Auf seinem Rücken befindet sich eine Moschusdrüse, die man sofort von dem getöteten Tier ablösen muß, sonst wird das Fleisch ungenießbar. Ein kleineres Schwein von vorzüglichem Fleisch lebt in größeren Herden. Die Jagd auf diese Tiere ist nicht ungefährlich; wird eines derselben angeschossen, so stürzt sich

die ganze Herde auf den Jäger, und wenn er sich auf einen Baum flüchtet, suchen sie sogar denselben zu entwurzeln und zum Fall zu bringen.

Auch das Stachelschwein lebt in den Urwäldern des Acregebietes; es erreicht eine Länge bis zu etwa 1 m.

Der von den Eingebornen wegen seines schmackhaften Fleisches viel verfolgte Tapir hat ausgewachsen etwa die Größe eines Esels. Er lebt in Sümpfen und an Bächen; seine Farbe ist rotbraun, die Haut haarlos und sehr dick; sie ergibt ein ausgezeichnetes Leder.

Das Wasserschwein, von den Eingebornen bisher wenig verfolgt, hat eine Haut, die ebenfalls ein weiches, vorzügliches Leder liefert.

Die Affenfamilie ist durch zahlreiche Arten vertreten, unter denen wir nur einige der bekannteren hervorheben wollen: Der Jucumari erreicht beinahe die Größe eines Menschen; er ist sehr stark, von grauer Farbe, und die Eingebornen behaupten, daß er zuweilen Weiber raube. Der Maneche, etwa 80 cm lang, hat eine gelblich schwarze Behaarung; ein unförmlicher Kropf verunstaltet ihn. Der Titi ist verschieden groß, bis zu 1 m, schlank, und schwarzgelb oder grau gefärbt. Dieser Affe kommt in großen Mengen vor. Der dunkel- und hellbraune Misete wird 50 cm lang und ist von gedrungener Körperbildung. Der Zwergaffe, ein nettes, possierliches Tierchen von hellgelber Färbung, erreicht die Größe der Hand eines ausgewachsenen Menschen. Schwer ist es, den dunkelgrauen, mittelgroßen Nachtaffen zu jagen. Er sieht nur in der Dunkelheit und geht nachts seiner Nahrung nach; bei Tage hält er sich im tiefen Dickicht versteckt. Weithin ertönt nach Sonnenuntergang sein Geheul durch den Wald. Der stattliche, bis zu 1 m große, schwarze Marimono besitzt an Hand und Fuß auffallenderweise nur vier Finger.

Das Affenfleisch bildet bei der einförmigen Nahrung der Acrebewohner eine willkommene Abwechslung. Es ist zart, saftig und recht wohlschmeckend; nur darf man nicht sehen, wie der Affe einem kleinen Kinde gleich zum Braten auf dem Roste liegt.

Hat der Jäger zum ersten Male das Glück, einen solchen Baumbewohner zu erlegen, so ist er nicht wenig erstaunt, daß seine Beute nach dem tödlichen Schuß nicht gleich zur Erde fällt. Denn gewöhnlich hängt sich der Affe mit seinem langen Schwanz rasch noch an einem Aste fest. Erst wenn das Blut erkaltet, lösen sich die Muskeln, und das Tier stürzt zu Boden.

Recht häufig trifft man das Faultier in den Wäldern an. Es erreicht die Größe eines mittleren, niedrig gestellten Hundes, und schwerfällig bewegt es sich mit Hilfe seiner langen Arme fort. Es hält sich gewöhnlich in den Bäumen auf, von deren Früchten es lebt, und bewegt sich oft tagelang kaum von der Stelle. Seine Haut wird als Sattelüberdecke sehr geschätzt.

Die Eichhörnchen ähneln unseren heimatlichen, doch sind sie etwas größer und von dunklerer Färbung. Auch die schmackhaften Gürteltiere kommen in verschiedenen Arten vor.

Sehr gefährlich kann Mensch und Tier der blutsaugende, fliegende Vampir werden, da sein Biß, welcher keinen Schmerz verursacht, gewöhnlich während des Schlafes erfolgt. Er wird bis zu 30 cm lang, und die Spannweite seiner ausgebreiteten Flügel beträgt ungefähr 80 cm.

Mannigfaltig sind die Eidechsenarten der Tropen, sowohl an Größe wie Färbung. Man trifft Eidechsen von 1 ½ m Länge, die mit kräftigem Schwanzschlag sich gegen den angreifenden Hund wehren und ihn häufig in die Flucht schlagen. Die Chupacoto, eine giftige [1]), weißgraue Eidechse, lebt in den Bäumen; eine andere, die Peni, stellt eifrig den Vogel- und Hühnereiern nach. Zu den Eidechsen gehört auch das Chamäleon. Dies Tier wird etwa 1 ½ m lang, bellt wie ein Hund und wechselt die Farbe, von schwarz zu grün und umgekehrt. Auch der Jausi ist erwähnenswert, eine grüne, etwa meterlange Eidechse mit weißem Kopf und weißer Brust.

Unheimlich ist die Anzahl der Schlangen. Unter den vielen Arten erwähnen wir die Klapperschlange, welche durch das eigenartige Klappern ihrer Ringe sich schon von weitem bemerklich macht; dann die Korallenschlange, ferner die Yoperojobobo mit prachtvoll schillernder Haut, die weißliche Pabilo, welche von den Ästen herabhängt, und deren Biß sehr gefährlich ist, sowie mancherlei Arten Wasserschlangen. Das einzige Mittel gegen Schlangenbiß ist eine subkutane, kräftige Einspritzung von übermangansaurem Kali, nachdem das betreffende Glied abgebunden worden ist. Ferner ist es sehr gut, den Patienten mit starken geistigen Getränken in einen Zustand hochgradigen Rausches zu versetzen, um die Herztätigkeit anzuregen und zu erhöhen.

Die Ameisenplage in jenen Gegenden macht den Feldbau häufig beinahe unmöglich. Die Wanderameise, dort Cepe genannt, überfällt manchmal die menschlichen Wohnungen, räumt dann mit allen Lebensmitteln auf und benagt die Einrichtungsgegenstände. Diese Ameisenart wird von den Ansiedlern sehr gefürchtet. Weitere Plagegeister sind die Sandflöhe, die ihre Eier in den Fuß legen und bösartige Geschwüre erzeugen; dann die ungezählten Moskitoarten, von denen besonders eine winzig kleine sehr lästig wird, da sie die Maschen des feinsten Moskitonetzes durchdringt. Giftige Skorpione und Spinnen, Schmeißfliegen, handgroße, behaarte Spinnen und noch so manches andere Ungeziefer belästigt die Bewohner, so daß eine peinliche Sorgfalt namentlich bei Reinigung der Zimmer walten muß.

---

[1]) Diese giftige Eidechse ist wohl identisch mit der in den Gebirgen von Córdoba und San Luis, Argentinien, vorkommenden. Obgleich die Giftigkeit gewisser Eidechsen häufig angezweifelt wird, können wir sie aus persönlicher Erfahrung bestätigen.

Eine bunte Vogelwelt belebt das Dickicht des Urwaldes, Papageien in allen Farbentönen, Kakadus, Pfefferfresser, Spechte, kleine und große Sänger, mächtige Adler und gefräßige Aasgeier, Tauben in vier Arten, darunter eine kleine Zwergtaube, nicht größer als ein Sperling; viele Entenarten, worunter eine tiefschwarze; Flamingos, Störche, Reiher, Wasserhühner — alle diese gefiederten Bewohner finden wir in Busch und Sumpf.

Groß ist der Fischreichtum der Gewässer. Da finden wir unter vielen Arten eßbarer Fische den bis zu 3 m langen Toro, den etwa 1 m langen Surubí, den kleineren Bagre, den gleichgroßen Guachere und Sábalo; ferner den Sable von 1 1/2 m Länge, den wohlschmeckenden Dorado, die eigenartige Palometa. Letztere beißt dem Schwimmer manchmal Stückchen Fleisch aus dem Sitzteil, worauf, durch das Blut angelockt, eine Unmenge Gefährten herbeischwimmen und ebenfalls den Menschen anfallen. Der Delfin, von den Anwohnern Bufeo genannt, wird bis zu 3 m lang; ebenso kommen verschiedene Arten Aale vor, darunter der gefürchtete elektrische Zitteraal, der den Menschen und Tieren beim Durchkreuzen der Wasserläufe gefährlich wird.

In großer Zahl bevölkern gefräßige Kaimane, das Krokodil Südamerikas, die Flüsse und Sümpfe. Eine schokoladenfarbige Art, der Choco, wird bis zu 5 m lang; eine andere, schwarze, ist ein wenig kleiner. Auch gibt es eine graue, bis zu 2 1/2 m lange Wassereidechse, die man auf den ersten Blick mit dem Kaiman verwechseln könnte, sowie eine Abart der Wasserkühe. Auch Schildkröten, und zwar drei Arten, kommen vor. Die Wasserschildkröte ist platt, ihre Schale schwarz mit gelber Zeichnung; die Landschildkröte hat eine etwas gewölbtere Form; ihre Schale ist von grüner, gelber oder schwärzlicher Färbung. Beide Arten erreichen einen Durchmesser von etwa 1 m. Ferner findet sich eine kleinere Abart der Wasserschildkröte, die sogenannte Galápago. Sie ist schwärzlich, platt wie ein umgekehrter Teller, und ihr Durchmesser überschreitet 50 cm nicht.

DIE ROTHÄUTE DES URWALDES. Eine große Zahl wilder Indianerstämme, von denen nur ein Teil mit der christlichen Bevölkerung in Beziehungen getreten ist, und deren Lebensweise, Sitten und Gewohnheiten sich teilweise noch unserer Kenntnis entziehen, bevölkern die nördliche Tropenwildnis, die Stromgebiete des Purús, Acre, Madre de Dios, Orton, Inambari und anderer Flüsse geringerer Bedeutung. Wir sehen vorläufig vom Gebiet des Beni, Mamoré und Itenes ab, die nach ihrer geographischen Lage und politischen Einteilung ein eigenes Ganze bilden, dem wir einen besonderen Abschnitt widmen wollen.

Der Stamm der Araonas bevölkert die Ufer des Madre de Dios und lebt weit zerstreut im Norden dieses Flusses. Diese Indianer unterhalten

Beziehungen zu den Gummibesitzern, arbeiten in den Estradas und treiben Tausch und Handel. Wie so mancher andere Stamm, werden sie schamlos von den Weißen ausgebeutet. Es wurde seinerzeit ein schwunghafter Menschenhandel mit diesen Söhnen der Wildnis getrieben; wie die wilden Tiere wurden sie gehetzt, eingefangen und verkauft.[1])

In Carmen de Toromonas, zwischen dem Beni und Madre de Dios gelegen, lernten wir einen Araona-Indianer kennen. Er war ein Mann von ungefähr vierzig Jahren, hochgewachsen, muskulös und von heller, beinahe weißer Hautfarbe. Seine Backenknochen traten stark hervor; eine breite, abgeplattete Nase und ein zu großer Mund verunzierten sein Gesicht. Schräggeschnittene, lebhafte Augen gaben dem Gesicht einen intelligenten Ausdruck. Er trug Schnurr- und Knebelbart; seine Haltung war selbstbewußt und stolz, sein Gang leicht und elastisch. Durch einen Dolmetscher verständigten wir uns mit dem Indianer. Auf die Frage nach Namen und Herkunft antwortete er: »Ich bin der Häuptling Huari. Meine Heimat ist dort« — hierbei deutete er mit seinem Zeigefinger nach Westen —; »ich kam hierher, weil eine Pest[2]) meine Familie hinraffte. Seit längerer Zeit ist dieser ‚Tata[3]) Ecué, mein Freund,« auf unseren Gastwirt zeigend.

Dann erzählte er: »Ich war zuerst Priester. Dann machte ich mich zum Häuptling; denn ich war der tapferste Mann meiner Tribus. Ich hatte mehrere Weiber, welche gestorben sind. Nur dem Häuptling und tapferen Krieger ist es bei uns erlaubt, mehrere Frauen zu besitzen. Das neugeborene Kind erhält unter vielen Zeremonien den Namen, den sein Vater oder der Häuptling angeben. Die Eltern bestimmen häufig nach Übereinkunft schon im Kindesalter die Paare, welche sich später heiraten sollen. Auch kommt es vor, daß die Hand einer Minderjährigen einem jungen Mann zugesprochen wird, dem in diesem Falle das Recht zusteht, an der Erziehung des jungen Mädchens teilzunehmen. Die Priester (Yanaconas) beten im Gotteshaus für das Wohl ihrer Tribus. In diesem sind Abbildungen unserer Götter aufgestellt. Wir glauben an verschiedene höhere Wesen, von denen Gott Vater im Himmel, Boníbiñamara Edutschi, das mächtigste ist. Wir beten auch den Enatuto an, den Edutschi als Gott des Wassers, den Gott des Tigers, welcher Barabazutotaata heißt; ferner den Gott der Heilmittel Babahuiñametze und noch manche andere. Wir glauben an einen guten und einen schlechten Geist.«

Soweit wörtlich die Ausführungen des Indianers. Durch Zeichen gab er zu verstehen, daß die Seele nach dem Tode zum Himmel aufsteigt, und unter den komischsten Grimassen, indem er sich an Leib und Kopf faßte, gedachte er des Gottes der Heilmittel. Die Araonas begraben ihre

[1]) Siehe die im vorigen Kapitel beschriebene Menschenjagd. [2]) Pest nennt der Indianer und auch Mischling jede epidemisch auftretende Krankheit. [3]) Tata, Väterchen.

Toten in hockender Stellung und in runden Vertiefungen. Das Grab wird dort geschaufelt, wo der Verstorbene zu schlafen pflegte, und man legt die Kleider, Pfeile sowie sonstigen Habseligkeiten des Toten in das Grab. Allgemein wird die verheiratete Frau geachtet. Das Eigentumsrecht ist nach dem Brauch dieser Indianer unverletzlich.

In einer anderen Baracke gelang es uns abermals, mit einem Araonaindianer zu sprechen. Er war ungefähr fünfzig Jahre alt, mittelgroß, fast kahlköpfig, krummbeinig und von fahler Gesichtsfarbe. Unter schmaler, gefurchter Stirn blickten ein Paar kleine Augen in die Welt, deren Brauen ausgerissen waren. In seinem Verkehr mit uns bewies er großes Zutrauen und Harmlosigkeit.

Über die Araonas erzählte er Ähnliches wie sein Landsmann Huari, unter anderem: Die neugeborenen Kinder werden mit dem Saft des Bi, einer apfelähnlichen Frucht, eingerieben. Dieses Verfahren soll die Haut dunkler machen und das Kind vor Krankheit bewahren. Vom zwölften Jahre an müssen sich die jungen Leute ihren Lebensunterhalt selbst suchen; dann ist auch ihr Unterricht im Fischen, Handhabung des Ruders und des Bogens beendet.

Diese Indianer sind äußerst geschickt in der Handhabung von Bogen und Pfeil. Wir waren Augenzeuge, daß ein kleiner Junge von etwa acht Jahren einen Bogen improvisierte, den Pfeil mit Zahn und Nagel zurechtmachte und darauf auf ungefähr 10 m Entfernung einen Kolibri erlegte.

Innerhalb der Verwandtschaft werden keine Ehen abgeschlossen; die Männer suchen sich ihre Frauen aus anderen Familien. Der glückliche Besitzer mehrerer Weiber, stets ein Häuptling oder angesehener Krieger, tritt zuweilen eines derselben an unbeweibte Gefährten zeitweise oder auch dauernd ab; Eifersucht scheinen also die Araonas nicht zu kennen. Ihre Liebenswürdigkeit geht sogar so weit, dem Fremden, welcher bei ihnen nächtigt, ein eigenes Haus sowie ein Weib zuzuweisen. Wehe dem Reisenden, der diese Aufmerksamkeit verschmäht; die Indianer würden dies direkt als Beleidigung empfinden. Nicht länger als drei Tage darf man die Gastfreundschaft in Anspruch nehmen, doch während dieser Zeit läßt es der Wirt an nichts fehlen, und nimmt keinerlei Bezahlung an.

Bei den jährlichen großen Festen tanzt jung und alt tagelang und trinkt alkoholfreie, aus Yucawurzel zubereitete Chicha. Trunkenheit und Glücksspiele sind diesen Naturkindern fremd, solange sie nicht mit den Ansiedlern in Berührung kommen.

Die bösen Geister wohnen im Körper des Tigers, Kaimans, Wildschweines oder einer Schlange. Passieren sie einen Fluß, so reiben sie sich mit dem Safte des Bi ein, um die bösen Wassergeister zu verscheuchen.

Die Sirineyris haben ihren Wohnsitz im Quellgebiet des Madre de

Dios. Sie leben ebenfalls von Jagd und Fischfang, halten sich aber von den Ansiedlern noch fern.

Die Matchúis werden den Ansiedlungen durch ihre Diebereien sehr lästig. Hauptsächlich sind es Werkzeuge, welche ihre Begierde erregen.

Neben dieser Tribu leben die Chacobos und Toromanas, und zwar im Osten des Madre de Dios. Letztere haben ähnliche Sitten und Gebräuche wie die Araonas, sind kräftig gebaut, von angenehmem Äußeren und heller Hautfarbe. Man findet sogar Leute mit rötlich-blondem Haar. Von Jugend auf reißen sie sich Augenbrauen und Stirnhaare aus, was ihnen einen eigentümlichen Ausdruck verleiht. Ihre Überlieferung erzählt von Missionaren, welche vor Jahren dort das Christentum lehrten. Gewisse religiöse Zeremonien erinnern an christliche Gebräuche, und die Taraonas besitzen sogar noch christliche Kultusgeräte, die sie verehren. Nach alten Karten zu urteilen, welche sich in Händen der Jesuiten in La Paz befinden, sind es Väter der Gesellschaft Jesu gewesen, die dort das Christentum gepredigt haben, und zwar vor ihrer Vertreibung aus den spanischen Kolonien Amerikas.

Die erste Arbeit einer Tribu, welche ihren Aufenthalt gewechselt hat, besteht im Bau eines kleinen, primitiven Gotteshauses. Gewöhnlich wird in der Mitte dieser Baracke eine Plattform hergerichtet, wo sie ihre Idole aufstellen. Diese sind gearbeitet aus Steinen, den Zähnen wilder Tiere oder aus Chontaholz[1]). Die Männer gruppieren sich während des Gottesdienstes auf der einen Seite der Plattform, die Frauen auf der anderen. Dort beten sie während vieler Stunden am Tage ihre Götter an, und nehmen sogar im Tempel ihre Mahlzeiten ein. Der Priester leitet die religiöse Feier. Dieser ist gleichzeitig der Medizinmann der Tribus. Priester und Häuptling sind im Besitz gewisser Vorrechte und werden vom Volke mit Ehrerbietung behandelt. Man sagt, daß der Priester während der Zeitdauer seines Amtes das Zölibat bewahren muß. Intelligente Kinder werden von Jugend auf für den Priesterstand vorbereitet.

Des Tages Mühe und Arbeit lastet auf dem Weib; der Mann beschäftigt sich nur mit Jagd, Fischerei und Krieg. Bodenbebauung findet nur in ganz geringem Maßstabe statt, doch wenden diese Indianer große Sorgfalt auf Anlage und Erhaltung der Wege. Auch sie sind sehr gastfreundlich, offenherzig und der Zivilisation zugänglich, aber verräterisch und rachsüchtig, wenn sie schlecht behandelt werden.

Selten streiten sie unter sich, doch besteht die Blutrache bei schweren Kränkungen und Mord. Zum Häuptling wird der tapferste und stärkste Krieger erwählt, dem sie zeitlebens untertan sind und Tribut an Wild, Fischen und Bodenprodukten zahlen. Wird er alt und gebrechlich, so unterstützt ihn ein Stellvertreter. Die Männer gehen völlig nackt umher,

[1]) Chontaholz ist bräunlich, äußerst hart und sehr schwer zu bearbeiten.

die Weiber tragen einen aus Baumwolle gewebten Lendenschurz. Unter den jungen Weibern findet man graziöse, schlanke Gestalten mit regelmäßigen Gesichtszügen.

Ähnliche Gewohnheiten und Sitten wie die Araonas haben die Chajes, welche wenig zahlreich sind.

Die Paraguas, Ipurinas und Caripunas, welche zwischen dem Rio Acre und Orton leben, ziehen den Tod dem Verlust ihrer Unabhängigkeit vor. Verschiedentlich haben sie die Ansiedlungen überfallen, wenn die Männer bei der Gummiausbeutung beschäftigt waren, und Weiber sowie Kinder getötet oder geraubt.

Im Norden des Purús entdeckte im Jahre 1905 ein portugiesischer Forscher einen bisher noch unbekannten Stamm, der angeblich nur im Dunkeln sehen kann. Tagsüber schlafen Männer und Weiber; nachts gehen erstere auf Jagd und Fischfang aus, während die Weiber Hausarbeit verrichten und aus selbstgefertigtem Stoff mittelst Dornen Kleider zusammennähen.

Kannibalismus ist bei einzelnen wilden Stämmen beobachtet worden. Kürzlich erzählte uns ein Landsmann, der in jenen Gebieten Gummibesitzungen hat, folgendes Erlebnis: Zwei müde Reisende langten abends bei den Hütten eines Indianerstammes an. Gastfreundlich wurden sie aufgenommen und erhielten eine Hütte zum Schlafen angewiesen. Ein junger Indianer bediente sie. Man setzte ihnen nach einer Weile einen irdenen Topf mit Suppe und Fleisch vor, und hungrig fielen beide über das Essen her. Sie verspeisten mit großem Appetit das vermeintliche Schweinefleisch, während der kleine Indianer, das Gesicht der Wand zugekehrt, auch seine Mahlzeit zu sich nahm. Nachdem der Topf geleert war, fragte der Junge, ob er noch mehr von dieser Speise bringen sollte, und mit Vergnügen bestellten die Hungrigen eine zweite Auflage. Doch welche Überraschung! Als einer der beiden Reisenden zulangte, zog er den Finger eines Menschen aus der Suppe. Der junge Indianer wurde befragt und antwortete in aller Seelenruhe: „O, heute erschlug mein Vater im Streit seinen Schwager, und jetzt essen wir ihn." Beide Gefährten stürzten sofort aus der Hütte . . . . . Der Rest ist Schweigen.[1])

Pfeil und Bogen sind die Waffen der Indianer, welche die großen Urwälder bevölkern. Sie benutzen zwei verschiedene Bogen, einen kleinen und einen großen. Letzterer muß im Liegen mit den Füßen gespannt werden und dient hauptsächlich zu Kriegszwecken sowie bei der Jagd auf wilde Tiere; er schleudert den Pfeil mit großer Kraft bis auf 50 m, und zwar mit großer Sicherheit. Von Jugend auf übt sich der Wilde im Pfeilschießen. Häufig beobachtet man, wie junge Burschen irgend einen rundlichen Gegenstand in die Höhe werfen und ihn dann einige Minuten lang

[1]) Das Ereignis ist verbürgt.

nicht zu Fall kommen lassen, indem sie ihn durch wohlgezielte Pfeilschüsse immer wieder hochtreiben. Fast nie verfehlt ein Pfeil sein Ziel, und so groß ist die Sicherheit der Schützen, daß sie Vögel im Fluge erlegen.

Mit Staunen beobachteten wir, wie die Indianer Fische jagten. Die Wilden fuhren mit ihren primitiven Booten auf den Strom hinaus, und scharf wurde die Stelle ins Auge gefaßt, wo ein Wasserwirbel den Stand eines Fisches verriet. Im selben Moment schwirrte ein Pfeil in hohem Bogen durch die Luft, stürzte abwärts und traf die Beute. Stets werden die Fische mittelst dieses indirekten Schusses getötet, bei dem der Pfeil erst hoch in die Luft steigt und dann senkrecht herabfällt. Übernachtet man bei einem Indianer, so fragt er den Gast, was für eine Fischart er zum Essen wünscht. Dann rudert er in seinem Boot auf den Fluß, und gewöhnlich kehrt er binnen kurzem mit der verlangten Beute zurück.

Verschieden sind die Pfeile je nach ihrer Verwendungsart. Es gibt Spielpfeile, solche, die nur im Kriege und gegen größeres Wild gebraucht werden, sowie Pfeile zum Schuß auf kleine Vögel. Die Kriegspfeile sind derartig eingekerbt, daß sie Widerhaken bilden und infolgedessen nicht aus dem Körper gezogen werden können, sondern durchgestoßen werden müssen. Auch verwenden einige Tribus giftige Pfeile. Der Pfeil ist eine sehr gefährliche Waffe im Busch, da der Indianer sich auf günstige Schußweite heranschleicht und der Standort des Schützen schwer zu ermitteln ist. Im Kampf tragen die Weiber den Kriegern stets frische Pfeile zu.

Zum Schluß wollen wir noch einige Worte aus der Araonasprache nebst Übersetzung anführen:

Edutschi	Gott	Tata-dí	mein Vater	Huahua-dí	meine Mutter
Aipona	Weib	Kimaedu	Bruder	Epereche	Freund
Ebo	Mund	Eana	Zunge	Ewoy	Nase
Emewa	Hand	Esama	Brust	Eguasi	Füße
Ideti	Sonne	Teche	Ja	Mawe	Nein
Pia	Pfeil	Beni	Wind	Koati	Feuer

Aibanimida? Wie heißt du? Epereche, kurimepumé! Freunde, ersehreckt nicht! Anianimepuke. Setze dich. Iscotzomike carapa? Wo ist dein Haus?

Aus der früheren Missionsepoche scheinen einige spanische Wörter zu stammen, wie camine, Weg; come-come[1]), das Essen und andere mehr.

[1]) Come ist der Imperativ des Verbums comer.

IM STROMGEBIET DES BENI UND MAMORÉ

AUSSCHAU. Das Departement des Rio Beni umfaßt das große Gebiet zwischen dem 10° 20′ und 16° 10′ Breitengrad und dem 62° 22′ sowie 70° 30′ Längengrad. Flach und eben ist das Gelände der ganzen Region, und nur die Hügelketten von Mosetenos und San Simón heben sich in geringer Höhe von der weit ausgedehnten Pampa ab.

Drei große Flüsse durchströmen das Departement, der Rio Beni, der Mamoré sowie der Bolivien von Brasilien scheidende Rio Itenes oder Guaporé, ein Nebenfluß des Mamoré. Das linke Ufer des Beni, welches schon zum Departement La Paz gehört, ist mit üppig wucherndem Urwald bedeckt. Auf dem rechten Ufer zieht sich längs des Flusses ein etwa 40 km breiter Streifen Wald hin; weiter nach Osten zu beginnt die baumlose Ebene. Auch der Rio Mamoré wird von seinem Zusammenfluß mit dem Itenes an nach Süden zu, bis zum Städtchen Exaltación, auf beiden Ufern von einem durchschnittlich 50 km breiten Waldstreifen begleitet. Von der Hauptstadt des Territoriums Trinidad an bis Exaltación schlängelt er sich durch die offene Pampa. Im Süden von Trinidad, nahe an der Grenze des Departements Santa Cruz, beginnt wieder dichter Urwald das Gelände zu bedecken. Auch der Rio Itenes durchfließt die Pampa; doch werden seine Ufer ebenfalls von einem verhältnismäßig schmalen Waldstreifen umsäumt.

In früheren Zeiten wurde die Beniregion schlechtweg als Ebene von Mojos bezeichnet. Heutzutage teilt sich das Gebiet in folgende Provinzen: Mojos, mit der Hauptstadt Trinidad, Yacuma, mit der Hauptstadt Santa Ana, Itenes, mit der Hauptstadt Magdalena, und Vaca Diez, mit der Hauptstadt Riberalta.

Trinidad ist die Hauptstadt des ganzen Departements. In seiner Entwicklung zurückgegangen, gleicht Trinidad dem Skelett einer früher bedeutenden Ortes. Halbzerfallene Häuser öffnen große Lücken in den Straßen, Gras sproßt auf Plätzen und Wegen, zur Regenzeit bilden sich überall Wassertümpel. Vor der Front der Häuser bieten breite Korridore den Bewohnern willkommenen Schatten, die Straßen sind breit und kurz; die einzigen Fuhrwerke, welche man zuweilen bemerkt, hohe, zweirädrige Karren, werden von vier und mehr Ochsen gezogen. Nur das Regierungsgebäude hat zwei Stockwerke; alle anderen Gebäude sind einstöckig und im alten, kolonialen Stil errichtet. Die gegenüberliegenden Straßenecken sind mit aus Baumstämmen gefügten Traversen verbunden, damit man während der Regenzeit trockenen Fußes passieren kann, ein Umstand, der

Reis mahlende Weiber.



Rio Beni. Baracke Todos Santos.



dem Karrenverkehr nicht gerade günstig ist. In der Mitte der schmucklosen, vernachlässigten Plaza erhebt sich ein artesischer Brunnen, welcher in der trockenen Jahreszeit die Einwohner mit Wasser versorgt. Auch befindet sich in jedem Hof eine Zisterne.

Gewohnheiten und Sitten sogar der besseren Gesellschaftsklasse sind äußerst patriarchalisch. Treten wir in ein Haus ein. In einem großen, luftigen Zimmer sehen wir einige Koffer, ein paar einfache Stühle, zwei mit künstlichen Blumen bedeckte Wandtische, zwei Spiegel und eine Menge von geschmacklosen Öldrucken an den Wänden. Eine Hängematte, die fast den Eingang versperrt, hängt von einem unbehauenen Dachbalken herunter. Die dicke Hausfrau sitzt auf einem Koffer und dreht Zigaretten; auf ihrem Schoße liegt eine kleine mit Tabak gefüllte Holzschüssel. In der Hängematte wiegt sich die Tochter des Hauses, eine niedliche, schwarzhaarige Kreolin, die sich lässig erhebt und uns begrüßt. Das Gespräch dreht sich um die kleinen Ereignisse des täglichen Lebens; neugierig forschen Mutter und Tochter nach dem fernen La Paz, von dem sie augenscheinlich nur einen sehr nebelhaften Begriff haben. Dann wird uns eine vorzügliche Tasse Landeskaffee vorgesetzt. Die Tochter erzählt eifrig von den kleinen Freuden ihres Lebens, den Tänzchen, erwähnt unbefangen ihren Cortejo[1])

[1]) Cortejo, Verehrer; Provinzialismus.



und zeigt uns, wie man mit kunstvollen Knoten eine Hängematte fertigt.

Die Hausindustrie, welche seinerzeit von den Jesuiten eingeführt wurde, ist im Verschwinden begriffen; das ganze Leben stagniert. Erst der gellende Pfiff der Lokomotive wird auch diese Gegenden aus ihrem lethargischen Schlaf wecken.

Die mittlere Temperatur beträgt etwa 25,5° C. Die Regenzeit umfaßt die Monate Dezember, Januar, Februar und März. Das Klima ist durchschnittlich gesund; Tersiana tritt nur an wenigen, sumpfigen Stellen und an Teilen der Flußufer auf.

Ackerbau wird nur in sehr geringem Maßstabe betrieben, obgleich sich das ganze Departement zum Anbau subtropischer Gewächse eignet. Ungeheuere, zum Teil verwilderte Rindviehherden grasen auf den weiten Pampas. In früheren Jahren wurde ausgedehnte Pferdezucht im Beniterritorium getrieben, doch räumte eine später zu beschreibende epidemische Krankheit, das sogenannte Mal de Caderas, schrecklich unter Pferden und Maultieren auf, so daß der Bedarf an diesen Tieren heutzutage größtenteils durch Import aus Argentinien gedeckt wird.

Das Tierleben gleicht im allgemeinen jenem des Acregebietes. Viele Venados, denen ihres schmackhaften Fleisches wegen eifrig nachgestellt wird, finden wir in Wald und Feld. Äußerst zahlreich vertreten sind Land- und Wasserschildkröten; flüchtige Kasuare bevölkern die weiten Pampas. Groß ist der Fischreichtum der Flüsse, deren Fang leider häufig mit Dynamit betrieben wird.

In der urwaldbedeckten Nordecke des Beniterritoriums, im Osten am Rio Itenes, sowie im Süden von Trinidad, nahe der Grenze von Santa Cruz, werden reiche Gummibestände ausgebeutet.

Wenden wir uns nun dem Rio Mamoré zu. Dieser Fluß ist in seiner ganzen Ausdehnung schiffbar, wenn man von einigen Stromschnellen absieht; in der trockenen Jahreszeit beträgt seine durchschnittliche Tiefe etwa 5 m, während in der Regenperiode seine Wasser häufig auf 20 m steigen und dann, wie die der anderen Flüsse des Gebietes, auf große Strecken Wald und Feld überschwemmen.

Wenn man von Trinidad aus im Boot den Fluß abwärts rudert, so



schweift der Blick weithin über die unermeßliche Pampa. Große Viehherden tauchen in der Ebene auf; hin und wieder erblickt man den ärmlichen Rancho der Hirten. Nähert man sich dem Städtchen Exaltación, so ändert sich allmählich der Charakter der Gegend. Einzelne Gruppen von Bäumen, dann zusammenhängende Waldstrecken begleiten das Flußufer, um bald in dichten Urwald überzugehen. Mächtige Bäume spiegeln sich in dem Gewässer, üppige Lianen verflechten das Unterholz zu undurchdringlichem Dickicht, und stellenweise sieht man hohe, graue Sandsteinblöcke, in deren Ritzen und Spalten saftiges Gras sproßt. Scharen von Affen hängen im Gezweig der Urwaldriesen, äugen neugierig nach dem vorübergleitenden Boot und empfangen die Reisenden mit lautem Geschrei. Wo sich eine Waldblöße auftut, taucht stellenweise die ärmliche Hütte eines Anwohners auf, der den Vorbeiziehenden freundlichen Gruß zuwinkt. Blutgierige Bremsen umschwärmen das Boot, und wenn man dann spät abends am Ufer anlegt und die Hängematten an niedrigen Ästen anbringt, steigen Wolken von Moskitos aus dem Schilf und fallen über die müden Reisenden her. Vom Fluß ertönt das Schnarchen der Kaimane, und oft kommt es vor, daß eines dieser Tiere ins Lager eindringt, sich des aufbewahrten frischen Fleisches bemächtigt und dann verschwindet, ohne die Menschen anzugreifen.

Der Rio Itenes, welcher dem Mamoré an Breite und Wassermenge nicht viel nachgibt, bildet auf einer großen Strecke die Grenze zwischen



Bolivien und Brasilien. Dieser Fluß entspringt nicht weit vom Rio Paraguay, und ergießt bei 11° 54′ südlicher Breite seine kristallklaren Wasser in die trüben des Mamoré. Eine große Bucht bezeichnet die Stelle, wo sich beide Flüsse vereinigen, und lange noch kämpfen die hellen Fluten des Itenes mit den gelblichen Wogen des Mamoré, in deutlichen, weißlichen Streifen sich abhebend.

Der Rio Beni bildet die Grenze zwischen dem Territorium gleichen Namens und dem Departement La Paz. Wenn man von dem weit im Süden etwas seitlich des Flusses gelegenen Reyes stromabwärts reist, erreicht man schon nach einigen 15 km den Hafen Salinas, der in seiner jetzigen, primitiven Form für die Schiffahrt noch wenig Wert hat, da ihn häufige Überschwemmungen heimsuchen. Auch das Flußbett des Beni umsäumt herrlicher Urwald; viele Baracken sieht man an seinen Ufern; denn undurchdringliche Wälder, reich an Gummibäumen, dehnen sich westlich des Flusses weithin im Departement La Paz aus. Dort, wo der wasserreiche Madre de Dios in den Rio Beni einmündet, liegt auf hohem Ufer das aufstrebende Städtchen Riberalta.

Riberalta (ribera alta) bedeutet „hohes Ufer des Flusses". Dicht vor der Mündung des Madre de Dios, dem Städtchen gegenüber, steigt eine niedrige, mit dichtem Wald bedeckte grüne Insel aus dem Wasser. Hoch oben, vom steilen Ufer aus, schweift der Blick über die schimmernden Fluten und entzückt ruht das Auge auf dem herrlichen Panorama, über dem sich der tiefblaue Himmel der Tropen wölbt. Die Straßen Riberaltas sind breit und gerade angelegt; vor den luftigen Häusern, aus Holz und Rohr erbaut und mit Palmblättern eingedeckt, bieten geräumige Verandas

Schutz vor den glühenden Strahlen der Sonne. Vor einigen Gebäuden grünen in kleinen Vorgärten üppige Tropengewächse, und schlanke Palmen wiegen ihr Haupt im Winde. Weit um den Ort herum ist der Urwald niedergelegt. Dort weidet jetzt Vieh im saftigen Grase, und üppige Maisfelder spenden reichen Ertrag. Aus dem dunklen Laub kleiner Orangenhaine leuchten große, goldgelbe Früchte, und kräftige Bananenstauden beugen sich unter der Last schwerer Fruchtbüschel.

Im Jahre 1882 zählte Riberalta nur drei im dichten Wald gelegene Häuser; denn bis 1880 war nur der Oberlauf des Beni bekannt, und die Gummiausfuhr geschah auf dem Rio Yacuma, einem Nebenflusse des Mamoré. Die Expedition des Doktor Heath, welcher 1880 den unteren Beni erforschte, erschloß neue Handelsgebiete, und seit jener Zeit begann die Gummiausbeutung auch hier. Riberalta wurde der Ausgangspunkt für die Erschließung der Gummiwälder am Madre de Dios, Orton und Acrefluß. Heute hat der Ort etwa 3000 Einwohner verschiedener Nationalität und ist der bedeutendste des bolivianischen Nordens. Sein Klima ist gesund, und seine Durchschnittstemperatur beträgt etwa 24° C. Riberalta ist Garnison.

DIE PAMPAS DER BENIREGION. An einem stillen Abend blicken wir von einer kleinen Erhebung in der Nähe Trinidads über das Land. Wie ein großer Glutball steht die untergehende Sonne am Horizont. Heiße, schwingende Luftwellen lassen sie scheinbar im Äther erzittern. Zu unseren Füßen dehnt sich, einem riesigen Feuermeer gleich, die weite Pampa aus, und wie weißliche Rauchwolken streicht wogender Nebel über die Ebene.

Welch entzückende Wolkengebilde ziehen am blauen Firmament, als wenn mit leichtem Pinselstrich der Maler auf saphirner Palette rötliche Töne mischte? Die Allmacht der großartigen Natur greift dem Menschen ans Herz; der schwermütige Ton, welcher über der einförmigen, unermeßlichen Flur liegt, übt einen eigenartigen Zauber auf den Beschauer aus und erweckt seltsame Gedanken. Ringsum tiefes Schweigen und trostlose Einsamkeit. Verlassen liegt sie da, die weite Pampa; nur einzelne Baumgruppen heben sich in der Dämmerung schattenhaft vom Horizont ab. Langsam wälzt der Fluß sein silberglitzerndes Wasser talwärts. An einem anderen Tage reiten wir in die Ebene hinaus. Ein leichter Wind streicht über die hohen Gräser der Pampa, den Meereswellen gleich flutet es hin und kommt zurück. Kleine Baumgruppen, sogenannte Isletas, die als schwarzblaue Punkte auf dem gelblichen Teppich der Pampa erscheinen, beleben die monotone Landschaft. Es wird Mittag. Erbarmungslos brennt die Sonne, helle Schweißtropfen perlen am glatten Haar unserer Pferde



herab, die Rinder ziehen in großen Scharen den schützenden Wäldchen zu und auch wir suchen den Schutz der Bäume auf. Dort rieselt zwischen sattem Grün ein kleiner Bach. Überall lagert träge wiederkäuend kräftiges Vieh; doch als wir näher kommen, stiebt die halbwilde Herde auseinander.

Nur ein mächtiger, schwarzbrauner Stier trabt auf uns zu mit gesenkten Hörnern; sein Schweif peitscht die Weichen, von Zeit zu Zeit bleibt er stehen, scharrt wütend mit dem Vorderfuß den Boden und schleudert mit Wucht Erdklumpen hinter sich. Tückisch stieren die blutunterlaufenen Augen, von Zeit zu Zeit läßt er ein ärgerliches Brummen hören; dann setzt er sich in Galopp. Wir hatten vom ersten Augenblick an die Gefahr erkannt, waren wir doch von den Eingeborenen eindringlich gewarnt worden. An Flucht ist in solcher Lage nicht zu denken. Wir sprangen rasch von den Pferden, die Büchsen flogen hoch, zwei Schüsse, aber fast ein Knall . . . . ., der Stier brach zusammen, und das Messer unseres indianischen Begleiters gab ihm den Todesstoß. Unser Frühstück wurde so um ein fettes, allerdings etwas zähes Rippenstück bereichert, das bald am lustig prasselnden Feuer briet.

Vom April bis November herrscht stets große Trockenheit in den Pampas des Beni. Das Gras verdorrt, der Boden trocknet aus; nur in den kleinen Wäldchen findet das Vieh hier und da das nötige Wasser, und meilenweit ziehen die Herden dahin zur Tränke. Dann kommt die Regenzeit; wolkenbruchartig stürzen ungeheuere Wassermassen nieder, die großen Flüsse treten über ihre Ufer und überschwemmen meilenweit das Flachland. Das Vieh rettet sich nach höhergelegenen Punkten; doch gehen häufig viele Tiere zugrunde. Es kommt vor, das die Einwohner der kleinen Dörfer den Verkehr mittels Nachen aufrecht erhalten müssen, und nicht selten verwandelt die Überschwemmung bis zu 55000 qkm Land in einen großen See, aus dem nur einzelne Bodenerhebungen und Baumgruppen inselartig hervorragen. Wenn sich dann die Wasser verlaufen, deckt bald frisches Grün den Boden, und die Rinder zerstreuen sich wieder über die Ebene.

Verschiedene Forscher, welche diese Gegenden bereisten, unter

anderen D'Orbigny, Church und Keller, glauben, daß die ganze Beniregion früher ein großes Binnenmeer war.

Durch geeignete Flußregulierungen und Abzugs- sowie Bewässerungskanäle können in Zukunft weite Flächen dem Ackerbau erschlossen werden. Boden und Klima begünstigen den Anbau von Mais, Reis, Tabak, Baumwolle, Lein, Yuca, Mandioca, Coca sowie der meisten tropischen Fruchtbäume. Um dies fruchtbare Land der Kultur zu erschließen, müßten auch hier kapitalkräftige Gesellschaften einspringen. Der billige Wassertransport auf den Flüssen sowie kommende Bahnlinien versprechen dem Beniegebiet eine große Zukunft.

DIE INDIANER DES BENITERRITORIUMS. Unter den Sammelnamen Mojos fallen verschiedene Indianerstämme, die alle das Beniterritorium bewohnen.

Zwischen den Wäldern von Chiquitos und Santa Cruz im Süden, den Wäldern des Ostabhangs der bolivianischen Anden im Westen und Südwesten, dem Hügelland von Chiquitos und Brasilien, wohnen folgende Stämme: Die eigentlichen Mojos, dann die Itonanas, Canichanas, Movimas, Cayubabas, Itenes, Chapacuras, Pacaguaras, Chacobos, Maropas, Sinabos und Sirionos.

Die Hautfarbe dieser Indianer ist gelblich-fahl, mit einer leichten, ins olivenfarbige spielenden Tönung. Ihre mittlere Größe beträgt 1,62 m; sie sind kräftig gebaut, ihre Stirn ist ziemlich flach, das Gesicht rundlich, die Nase kurz und gerade, der Mund normal. Ihre Augen sind etwas schräggestellt, die Backenknochen treten scharf hervor. Die eigentlichen Mojos sind harmlosen, fröhlichen Gemütes, stets aufgelegt zu Spiel und Tanz. Dagegen verrät der Gesichtsausdruck der Cayubabas und Chacobos Ernst, jener der Canichanas Melancholie, und aus dem Wesen der Itonanas spricht Schlauheit und Verschlagenheit.

Der Mojosstamm zerfällt in die Unterabteilungen der Baures und der Muchojeones[1]); beide bewohnen die Ebenen des Departements.

Die Itonanas, zahlreicher wie die Mojos, haben früher die Ufer des Rio Itonanas bewohnt und befinden sich heute in der Umgegend des Städtchens Magdalena, am selben Fluß gelegen.

Die Canichanas leben an den Ufern des Mamoré, nicht weit von San Pedro.

Die Movimas trifft man am Yacumafluß, die Cayubabas im Westen des Mamoré, unterhalb seines Zusammenflusses mit dem Guaporé oder Itenes.

Die Itenesindianer bevölkern die Ufer des Flusses gleichen Namens; die Chapacuras wohnen am Rio Blanco, im Norden von Chiquitos.

[1]) Sprich Mutschocheones.



Aus der Beniregion. Blasinstrument der Indianer.

Die Pacaguaras wohnen am Zusammenfluß des Beni und Mamoré, die Maropas an dem rechten Beniufer, nach den Pampas zu.

Die Chacobos können wohl als ein Zweig der Pacaguaras betrachtet werden, wenn sie auch einen geringen Rasseunterschied aufweisen. Sie sprechen die gleiche Sprache und leben zerstreut zwischen Exaltación am Mamoré und dem See Rogo Aguado, südlich des 12. Breitengrades.

Die Sinabos haben gleiche Sitten und Gewohnheiten wie die Chacobos, deren Sprache sie mit geringen Abweichungen reden. Man trifft sie nördlich von Exaltación, nahe bei den ersten Stromschnellen des Mamoré. Auch sie sind mit den Pacaguaras verwandt.

Die Sirionos, welche zwischen den Orten Carmen und Loreto de Mojos wohnen, gehören zur Rasse der Guarayos, die größtenteils im Departement La Paz und weiter im Norden leben. Die Itenes werden häufig fälschlich als Guarayos bezeichnet, mit denen sie nichts gemein haben.

In alter Zeit gründeten die Jesuiten zahlreiche Missionen unter den Mojosindianern, welche größtenteils zum Christentum bekehrt wurden. Dann kam die Austreibung der Missionäre, und die Tempel verfielen, doch haben die Mojos bis heute mancherorts Anklänge an christliche Sitten und kirchliche Gebräuche bewahrt. Die Missionäre hatten ihre musikalischen Fähigkeiten ausgebildet, sie Orgel- und Geigenspiel sowie mancherlei Tänze gelehrt. Noch bis heute haben sich die religiösen Tänze der Mojosindianer erhalten, unter denen der sogenannte Schwerttanz besondere Aufmerksamkeit verdient. Die Mojos übten früher vor den Altären diesen Schwerttanz; heute dient er zur allgemeinen Belustigung bei ihren Volksfesten.

Wir hatten Gelegenheit, einem solchen Schauspiel in Trinidad beizuwohnen. Die Schwerttänzer waren mit bunten Tipoyes bekleidet, eine Art Poncho, der an den Seiten offen ist; sie trugen lange Strümpfe und Schuhe mit hohen Absätzen, den Kopf schmückte ein fächerförmiger Aufsatz aus farbenprächtigen Vogelfedern. Die Indianer tanzten nach dem Takt einer großen Trommel; mit Schellen in der Hand begleiteten sie den Tanz, um die Knöchel schlang sich ein dicht mit kleinen Glöckchen besetztes Band. Lebhaft erinnerte uns dieser Tanz an die Zeiten, wo die Indianer unter Leitung der Jesuiten einem eigenartigen Staatswesen angehörten, Ackerbau, Industrie und Handel trieben und auf einer entschieden



Aus der Beniregion. Indianerinnen bei Herstellung der Chicha aus Yucawurzel.



Ein Tanzfest der Indianer.

höheren Kulturstufe standen. Heute sind die ehemals blühenden Ortschaften verschwunden, und nichts ist diesen armen Indianern geblieben als die Erinnerung an vergangene, bessere Zeiten. Die Ausbeutung der Gummidistrikte zieht viele dieser Leute nach den Wäldern des Nordens, ein Umstand, der zur Entvölkerung der Pampas beiträgt.



Indianerknaben.

DAS DEPARTEMENT LA PAZ

RUNDSCHAU. Das Departement La Paz nimmt hinsichtlich seiner Ein- und Ausfuhr die erste Stelle in Bolivien ein. Seine Einwohnerzahl beträgt ungefähr 450000 Seelen, darunter etwa 15000 Wilde. Die Bevölkerung setzt sich im übrigen aus Weißen, den typischen Mestizen, Cholos genannt, sowie den ansässigen Indianern, Aimarás und Quechuas, zusammen.

Das Departement, welches sich in elf Provinzen, nämlich Cercado, Muñecas, Omasuyos, Sud-Yungas, Nor-Yungas, Loaiza, Pacajes, Sicasica, Larecaja, Inquisivi und Caupolicán teilt, weist je nach der Höhenlage die extremsten klimatischen Gegensätze auf. Unter Schnee und Eis fördert der Bergmann in Höhen von 4000 bis 5500 m das Zinn; auf der rauhen Puna kommt nur die Kartoffel, Bohne, Gerste und Hirse fort, in den Tälern und Tieflagen gedeihen alle Gewächse der gemäßigten und tropischen Zone. Das Landschaftsbild ist aus diesem Grunde höchst interessant und wechselreich.

Hauptsächlichste Ausfuhrartikel sind das Zinn aus dem Minenzentrum Quimsa Cruz, der Gummi aus der Gegend des Mapiriflusses und den Wäldern zwischen dem Rio Beni und Madre de Dios, sowie Kupfer in großer Menge und vorzüglicher Qualität aus dem Minendistrikt Corocoro. Die Puna sowie die Täler versorgen den Markt der Stadt La Paz. Die große Hochebene bringt jedoch nicht den tausendsten Teil an dem hervor, was produziert werden könnte, wenn das Land bewässert und intensiv bebaut würde.

Das Problem der Bewässerung ist bis jetzt noch nicht gelöst. Man könnte hierzu die Gebirgsbäche stauen, oder auch Wasser aus dem Titicacasee ableiten; ob letzteres jedoch bei seinem wenn auch geringen Salzgehalt sehr geeignet wäre, ist noch eine offene Frage.

Da die Felder wegen Düngermangel seit Jahrhunderten abwechselnd brach liegen, so müßte die erste Sorge sein, Rieselweiden anzulegen und zunächst einmal die Viehzucht zu heben. Die hohe Lage der Puna bedingt eine spärliche Alpenvegetation, in der höchstens die Gramineen noch ihr Fortkommen finden. Die einheimischen Futterpflanzen sind folgende: Die Festuca dissitiflora, auch Aimará Chillihua genannt, findet man auf der ganzen Hochebene, und nur im Winter wird sie gelblich und kümmerlich; das Vieh frißt mit großer Vorliebe diese Pflanze, welche äußerst schnell nachwächst. Ferner kommen zwei Arten Steppengräser vor, Jichu genannt, die oft weithin die Ebene bedecken und hauptsächlich von den Llamas, Alpacas und Vicuñas gefressen werden. Gramineen mannigfacher



Art, von den Eingeborenen unter dem Sammelnamen Chiji zusammengefaßt, wachsen auf niedrigen, feuchten Stellen. Die Ufer der Seen und Sümpfe bedeckt hohes Schilf verschiedener Art. Die Puna ist baumlos, nur niedriges Gestrüpp kommt hier und da vor, und dies wird von den Indianern als Feuerungsmaterial verwendet.

Die Stadt La Paz hat nach offiziellen Angaben etwa 60 000 Einwohner; doch ist die im Jahre 1903 vorgenommene Zählung sowie später zusammengestellte statistische Daten nicht recht verläßlich, und wir können die Einwohnerzahl heute auf nahezu 100 000 Köpfe berechnen, welche monatlich in letzter Zeit beständig zunimmt. Über die Gründung der Stadt haben wir an anderer Stelle schon einiges vorausgeschickt. Interessante Angaben enthält auch eine Chronik vom Jahre 1586, der wir folgendes entnehmen:

„In der Stadt unserer lieben Frau von La Paz, in der Provinz Pacasas, der Königreiche und Provinzen von Piru [1]). Am 8. März des Jahres 1586 hat der sehr edle Herr Don Diego Cabeza de Vaca, Bürgermeister und oberster Richter der Stadt, auf Befehl des hochedlen Herrn Don Fernando de Torres . . . diese Beschreibung wie folgt verfaßt:

„Zum ersten Kapitel, die Stadt hat von den Spaniern den Namen ‚unsere Frau von La Paz' erhalten, aber in der Sprache der Indianer heißt sie Chuquiapo, das will sagen Goldeserbe . . . aus den alten Minen zog der Marquis Don Francisco Pizarro vieles Gold . . .

„Zum zweiten Kapitel, die zur Stadt gehörige Provinz wurde zu gleicher Zeit entdeckt, und damals fand auch die Eroberung des ganzen Reiches Piru durch den Marquis Don Francisco Pizarro und Don Diego de Almagro statt, und zwar einige Jahre nach Gründung der Stadt im Cuzco [2]), Arequipa und der Stadt La Plata [3]) in der Provinz Charcas . . .

„Zum dritten Kapitel, die Provinz ist kalt und trocken in den Monaten April bis September, die Monate September, Oktober und November sind milde, von Dezember an regnet es . . .

„Zum vierten Kapitel, die Stadt liegt in einem tiefen Tal, der Abstieg

[1]) Peru. [2]) Wohl Lima, „die Stadt der Könige". [3]) Das heutige Sucre.



ist ungefähr eine halbe Legua lang . . . es gibt viel Weide und Wasser, die Gräser bieten gutes Futter für die Landesschafe, die man hier Llamas heißt und auch für die spanischen Schafe und einige wenige Rinder. Unterhalb der Stadt gibt es viele Täler, in denen Wein, Feigen, Quitten, Pfirsiche, Birnen, Äpfel, Pflaumen angepflanzt sind, ebenso Weizen und Mais. Auch baut man Zuckerrohr, Orangen, Zydern, süße und saure Zitronen, Bananen, Paltas [1]), indischen Pfeffer und Coca. Die Indianer kauen die Coca und sagen, sie wäre ein Nahrungsmittel. Im Winter bereiten sie die Kartoffeln zur Aufbewahrung; diese Knollen werden dem Frost ausgesetzt sowie der Sonne und so allmählich getrocknet; man nennt sie dann Chuño [2]) . . .

„Zum fünften Kapitel, es gibt viele Indianer; sie tragen Hemden bis zu den Knien und einen viereckigen, acht Spannen langen Mantel, der von den Frauen aus bunter Wolle gefertigt wird. Die Reichen und Vornehmen schmücken sich mit goldenen und silbernen Arm- und Stirnbändern; die Weiber tragen Männerhüte, durchflechten ihr Haar mit bunten Bändern und schlingen ihren Zopf kranzförmig um den Kopf . . .

„Zum vierzehnten Kapitel, alle Indianer gehorchten früher den Inkas und zahlten ihnen Tribut. Die Dreißigjährigen zogen in den Krieg, die von fünfundzwanzig Jahren wurden bei den öffentlichen Bauten beschäftigt, die zwanzigjährigen mußten die Wege imstand halten und die Steine auf den Feldern auflesen, die Jungen von zehn Jahren jagten Vögel, welche sie den Inka und ihren Häuptlingen schenkten. Die fünfjährigen Kinder mußten, da sie noch nicht zur Arbeit herangezogen werden konnten, Läuse auf ein langes Haar ziehen, um sich nicht an den Müßiggang zu gewöhnen (wörtlich!). Die Indianer von fünfzig Jahren an verrichteten die Feldarbeit, pflügten, säeten und ernteten [3]).

[1]) Pálta, Butterfrucht. [2]) Chuño wird heute noch reichlich von der ganzen Bevölkerung genossen. [3]) Diese Beschreibung weicht teilweise von anderen Überlieferungen ab (siehe „Aus der Vergangenheit Boliviens").



„Die Otimarás beteten den Choque Guanca an, das heißt Herr des Goldes; auch verehrten sie den mit Schnee und Eis bedeckten Hillemana[1]), der sich fortwährend verändert. Hillemana will sagen Ewigkeit. Die Indianer berauschen sich gerne mit einem aus Mais zubereiteten Getränk; sie mahlen und kauen die Körner, lassen sie mit Wasser aufkochen und gären[2]). Dies Getränk ist nicht schwer, aber die Eingeborenen nehmen es in großen Mengen zu sich, so daß sie sich betrinken, und dann führen sie ihre Tänze auf mit Trommeln und Rohrpfeifen. Die Becher werden paarweise verteilt, und gleichzeitig trinken die beiden Gesellen aus ihnen. Bei diesen Gelegenheiten treiben sie viel Unzucht und Blutschande; auch erschlagen sie sich im Streit. Das Volk ist mit wenig zufrieden und sorgt nicht um den kommenden Tag. Alles, was die Indianer zum Leben brauchen, fertigen sie selbst . . .

„Zum zwanzigsten Kapitel, im Jahre 1582 wurden die im Südwesten von La Paz gelegenen Indianerdörfer Angoango und Canoma durch ein Erdbeben gänzlich verschüttet, und hierbei kamen 200 Indianer sowie viel Vieh um. Ein Flußlauf wurde gesperrt, die Erde senkte sich, und es entstand ein See . . .

„Zum sechsundzwanzigsten Kapitel, in dem gebirgigen Teil dieses Landes gibt es Tiger, Bären, Bergrehe, Papageien, auf den Pampas Gua-

[1]) Es ist der Berg Illimani gemeint, südöstlich von La Paz. [2]) Die mit dem Speichelferment zubereitete Chicha.



nacos und Vicuñas, ferner Llamas, welche die Indianer als Lasttiere benutzen.

„Zum achtundzwanzigsten Kapitel, in der Nähe von La Paz befinden sich reiche Goldminen, die von den Inkas bearbeitet wurden, auch gibt es große Salzlager bei verschiedenen Dörfern . . .

„Zum einunddreißigsten Kapitel, die Stadt wurde in Vierecken angelegt; einige gutgebaute Häuser finden sich vor; doch ist die Steinhauerkunst unbekannt. Die Wände werden aus Luftziegeln errichtet, die spanischen Häuser sind mit gebrannten Dachziegeln eingedeckt; jene der Eingeborenen aber mit Steppengras. Die Häuser der Indianer sind alle klein und niedrig, der Hof dient zugleich als Viehstall. In ein und demselben Raum schlafen, kochen und essen sie, und mit ihnen zusammen leben Hühner und Meerschweinchen . . .

„Zum siebenunddreißigsten Kapitel, es gibt in der Stadt ein Hospital, in welchem Spanier und Indianer aufgenommen werden. Auch besteht ein Franziskaner-, Jesuiten-, Augustiner- und Mercedarierkloster, aber kein Nonnenkonvent . . ."

Soweit im Auszug einiges aus dieser alten Chronik, deren Ausführungen teilweise noch auf die heutigen Verhältnisse zutreffen. Das Gepräge der Stadt ändert sich von Jahr zu Jahr, doch liegt über La Paz

Pongo (Hausdiener) u. Verkäufer von „Empanadas“ (Pasteten).



immer noch ein kolonialer Hauch. Noch sieht man manches Haus aus alter Zeit, mit verwittertem Wappenschild spanischer Geschlechter über dem Türrahmen, und auch neuere Gebäude lehnen sich teilweise an koloniale Bauart an, obgleich jetzt moderne Bauart allmählich die altväterlichen Gebäude verdrängt. Reinlichkeit und Hygiene lassen auch heutzutage noch viel zu wünschen übrig, obgleich die Stadtverwaltung bestrebt ist, diesen Übelständen abzuhelfen.

Die alten Straßen sind teilweise eng und steil, mit kleinen Feldsteinen geflastert. Die Beleuchtung ist elektrisch. Die Plaza Murillo, an welcher der Regierungspalast, das Kongreßgebäude und die im Bau begriffene Kathedrale liegen, macht mit ihren schattigen Bäumen und hübsch geordneten Blumenbeeten einen wohltuenden Eindruck. Zweimal in der Woche spielt hier die gute Militärmusik, und dann drängt und schiebt sich die elegante Welt auf dem verhältnismäßig engen Raum. Laute der verschiedensten Nationen schwirren durcheinander. Dort schreitet würdevoll ein ernster Diplomat oder behäbiger Kaufmann; in bunter Reihe ziehen glutäugige Kreolinnen in neuester Pariser Toilette und blonde Nordländerinnen vorüber, und manchmal taucht ein schlitzhosiger Indianer vereinzelt in der bunten Menge auf.

Mischlinge und Indianer feiern ihre Feste in den Außenvierteln und auch noch auf der im Westen der Stadt gelegenen Plaza San Pedro, und namentlich letztere fallen bei diesen Gelegenheiten durch ihre grotesken Tänze auf. Sogar am Allerseelentag, der anderwärts wehmütigen Betrachtungen gewidmet ist, begehen Mischlinge und Indianer auf dem Friedhof

La Paz. Tanzende Aimará-Indianer.



selbst ein eigenartiges, mit geistigen Getränken aller Art begossenes Trauerfest.

Die neue Stadt dehnt sich immer mehr talabwärts aus. Dort liegen die weitläufigen Anlagen des Prado, der namentlich in schönen Mondnächten viele Spaziergänger anlockt. Moderne Villen erheben sich allenthalben in dieser Gegend. Wandert man weiter abwärts ins Tal hinein, so gelangt man in etwa einer Stunde nach dem kleinen Vorort Obrajes, welcher bei seinem milderen Klima im Winter ein beliebter Aufenthaltsort mancher Familien ist.

La Paz liegt etwa 3630 m über dem Meeresspiegel. Sein Klima ist rauh, aber gesund, und viele Lungenkranke[1]) haben hier in kurzer Zeit völlige Heilung gefunden. Herzkranken und Rheumatikern kann dagegen der Aufenthalt nicht empfohlen werden. Eine große deutsche Brauerei versorgt die Stadt mit gutem Bier und erzielt starken Absatz.

Es bestehen neben fünf bolivianischen Banken auch zwei deutsche, nämlich die „Banco de Chile y Alemania“ und die „Banco aleman transatlantico“. Beide Kreditinstitute haben Filialen in anderen bolivianischen Städten eingerichtet.

Der größte Teil des Handels liegt in den Händen von Deutschen, deren Kolonie die zahlreichste ist. Auch die italienische Kolonie ist nicht unbedeutend, dann kommen Franzosen, Spanier, wenige Engländer, sowie in geringer Anzahl Türken und Chinesen. Die Einwanderung chinesischer Kulis ist nicht erlaubt. In letzter Zeit wandern immer mehr Nordamerikaner ein, speziell angelockt durch die Eisenbahnbauten der Regierung und den Aufschwung der Minenindustrie.

[1]) Es werden geradezu erstaunliche Heilerfolge erzielt.



In Quimsa Cruz bearbeitet eine kapitalkräftige nordamerikanische Gesellschaft reiche Zinnminen. In diesem Distrikt, welcher zur Provinz Inquisivi gehört, befinden sich die ergiebigsten Zinnlager des Departements und wohl auch der ganzen Republik. Nordwestlich von Quimsa Cruz und mit ihm durch die Kordillere von Araca verbunden, liegt die bedeutende, mit deutschem Kapital betriebene Zinnmine Araca.

Die vom Illimani herabströmenden Gewässer führen reichlich Gold. Besonders ist der Palcafluß hervorzuheben, der dem Rio La Paz zufließt und in dessen Bett allenthalben Gold gewaschen wird. Auch der Rio La Paz ist goldhaltig, war ja doch La Paz selbst eine alte Goldwäscherstadt. Etwa 5 km östlich der Stadt liegt die schon von den Inkas und Spaniern bearbeitete Mine Chuquiaguillo, welche von einer deutschen Aktiengesellschaft ausgebeutet wurde und jetzt an ein nordamerikanisches Syndikat übergegangen ist. Der goldhaltige Sand wird mittelst Monitoren ausgewaschen. Das Grobgold bleibt unter den Steinen infolge seines spezifischen Gewichtes liegen, wo man es dann aufliest; die größeren Steine müssen selbstverständlich aus der Mine entfernt werden, was entsprechende Anlagen erfordert. Das Feingold wird vom Wasser in den Schlußkasten geschwemmt und dort durch Quecksilber gebunden.

Verfolgen wir den Lauf der östlichen Kordillere weiter nach Nordwesten, so treffen wir auf die Zinnminen von Huaina Potosí und Milluni,



beide einer französischen Gesellschaft gehörig. Auch die Kordillere von Challana ist zinnhaltig; die von dort sowie von Sorata abfließenden Gebirgsbäche führen Gold; zu erwähnen ist besonders der Rio Kaka und Tipuani. Weiter im Norden liegen die Goldminen Pelechuco-Sorapata, am Fuße des Sunchuli.

Wie schon erwähnt, wird im Distrikt Corocoro Kupfer, und zwar teilweise in gediegenem Zustande, abgebaut.

Die vielen Silberminen des Departements La Paz haben wenig Bedeutung, da ein großer Teil derselben bei den niedrigen Silberpreisen, Abbau- und Transportschwierigkeiten vorläufig nicht mehr rentabel ist, auch manche durch Einbruch von Wasser zerstört wurden.

Wismut, Blei und Eisen werden vorläufig nicht abgebaut.

Ab und zu findet man Edelsteine, doch ist es nicht der Mühe wert, hierauf näher einzugehen. Vielleicht stößt ein Glücklicher einmal auf ein größeres Lager; es ist bekannt, daß die Inkas kostbare Edelsteine besaßen.

Wir hatten Gelegenheit, den Betrieb auf Zinnminen näher kennen zu lernen. Etwa 125 km von La Paz entfernt, liegt die schon erwähnte Mine Araca, der wir gelegentlich einen Besuch abstatteten. Der Weg führte uns bis dicht an die Schneegrenze, und gastlich wurden wir 4000 m über dem Meeresspiegel in dem Hause des Betriebsleiters aufgenommen. Am Tage nach unserer Ankunft besichtigten wir das nicht weit vom Wohnhause



gelegene Ingenio [1]). Der Bau ist sehr solide in Natursteinen aufgeführt und mit Wellblech gedeckt. Ohrenbetäubendes Getöse verbreiteten die in voller Arbeit befindlichen Maschinen, deren Antrieb durch eine Wasserturbine erfolgt. Das aus der Grube gewonnene Erz wird zur Verkleinerung in Kugelmühlen gebracht, welche vom Krupp-Grusonwerk stammen. Das gemahlene Erz kommt dann auf Schütteltische, wo es durch ständige Hinzuleitung von Wasser gewaschen, also konzentriert wird. Der Teil des Erzes, welcher nicht die nötige Feinheit erreicht hat, geht nochmals durch die Mühle. Nach diesem Verfahren breitet man das Zinnerz, welches immerhin noch manche fremde Bestandteile enthält, auf großen Tüchern zum Trocknen aus, und zwar bei gutem Wetter im Freien, bei feuchter Luft in einem erwärmten Raume. Nun ist das Zinn zur Verpackung fertig. Es wird in Säcke gefüllt und als sogenannte Barilla versandt. Eine Schwebebahn, die das Ingenio mit der Grube verbindet, bringt das Erz herab.

Tags darauf ritten wir auf steilem, schmalem Pfad die Kordillere hinan; es galt, die auf 4800 m liegende Grube zu besichtigen. Hier und dort lagen in Bodensenkungen ärmliche Steinhütten der Arbeiter, Schiefergeröll deckte den Hang, kahl und schwarzbraun stiegen wildzerklüftete Felsen empor, weißbläulich schimmerte hoch oben der ewige Schnee. Höher und höher klommen die Maultiere, und ihr Atem ging kurz in der dünnen Luft. Schneidender Wind brachte uns den Gruß der eisstarrenden Hochkordillere.

Nach zweistündigem, beschwerlichem Ritt langten wir auf der Grube

[1]) Ingenio, hier die zur Aufbereitung des Zinns nötigen Maschinenanlagen.



an. Deutlich sichtbar, wie über den Boden gezogene Stränge, stiegen die Zinnadern den Hang hinan, bis sie tiefer Schnee dem Blick entzog. An mehreren Stellen wurde fleißig gearbeitet. Hier war ein Stollen mittelst elektrischer Bohrmaschine in den Berg getrieben, dort wurde im Tagebau das Erz entnommen. Schon auf der Oberfläche der Adern sah man herrliche, dunkelbraune Zinnkristalle. Nachdem das Erz vom Bergmann zutage gefördert ist, wird es von Indianerinnen nach dem ungefähren Prozentgehalt sortiert und zerkleinert, worauf es die Schwebebahn nach dem Ingenio befördert. Bis auf etwa 5200 m kletterten wir noch den Berg hinan, wo unter Schnee und Eis das beste Zinn verborgen liegt. Beim Abstieg überraschte uns ein heftiges Schneegestöber; jenseits des weißflockigen Schleiers lachte die Sonne über tropischen Tälern.

Am anderen Morgen ritten wir in aller Frühe über das Dörfchen Araca nach La Paz zurück. In einem grünen, lachenden Tale hingeschmiegt an den Hang der Berge, liegt dieser kleine Ort malerisch zwischen weitausgedehnten Pfirsichhainen. Gelbliche Zitronen und goldige Orangen leuchteten aus dem satten Grün der Bäume hervor, farbenprächtige Blumen verbreiteten betäubenden Duft, im Geäst girrten wilde Tauben, Scharen von kleinen grünen Papageien bevölkerten die Hecken und erhoben sich unter lautem Geschrei, als wir näher kamen. Wir hielten einen Augen-



blick vor dem Hause des Ortsvorstandes und wurden dort mit einem wohlschmeckenden Pfirsichschnaps, dem sogenannten Duraznillo, bewirtet. Die Branntweinbrennereien bilden die hauptsächlichste Einnahmequelle der dortigen Grundbesitzer.

Weiter ging es über Berg und Tal, heiß und heißer brannte die Tropensonne, quälender Durst peinigte Mensch und Tier. Die letzte Höhe war überschritten. Langsam ging es über einen steilen Bergrücken hinab, und sehnsüchtig blickten wir nach dem in der Ferne auftauchenden Rio La Paz aus. Endlich erreichten wir die Talsohle und stillten den brennenden Durst mit dem trüben Wasser des Flusses. In später Nachmittagsstunde kamen wir auf der großen Finca Cotaña an und wurden in liebenswürdiger Weise von dem Verwalter aufgenommen.

Am anderen Vormittag besichtigten wir das Gut, welches sich in einer Länge von etwa 40 km, von der Schneegrenze des Illimani ausgehend, südwestlich bis zum Rio La Paz erstreckt. In der Finca[1]) sind alle nur denkbaren Klimate vertreten. Hoch oben nackter Fels und grimmige Kälte, tief unten im Flußtal tropische Hitze und üppige Vegetation; dort wächst die Chirimoya, der Pacay und das Zuckerrohr. In einer mittleren Höhe, wo die Durchschnittstemperatur etwa 20^0 C. beträgt, liegt das stattliche, solid gebaute Herrenhaus, umgeben von einem prachtvollen, gut gepflegten Park und Nußhainen. Alle Feldfrüchte der

[1]) Finca, Landgut.


Pelechuco.


Goldlager Sorapata.



gemäßigten, subtropischen und tropischen Zone gedeihen auf dieser prächtigen Besitzung, die wegen Arbeitermangel bis heute noch nicht in ihrer ganzen Ausdehnung bewirtschaftet werden kann.

Für den folgenden Tag verabredeten wir einen Jagdausflug auf Bergrehe[1]). Früh im Morgengrauen standen die gesattelten Pferde bereit, wir schwangen uns in die Sättel und ritten auf wohlgepflegten Pfaden den Scheefeldern des Illimani entgegen. Neben uns trotteten einige ortskundige Indianer, mit den Pferden gleichen Schritt haltend. Nach etwa 5 km ließen wir die Pferde in der Obhut eines Indianers und stiegen über Geröll den steilen Hang hinauf. Plötzlich hielt unser Indianer an und schaute aufmerksam in die Ferne. „Tata, venados!“[2]) Vergebens strengten wir unsere Augen an, aber selbst mit dem Fernglas war es nicht möglich, das ersehnte Wild zu erspähen. Rasch trieb uns das Jagdfieber vorwärts, doch verging noch eine gute Weile, ehe wir die ruhig äsenden Tiere zu Gesicht bekamen. Nun hieß es sich vorsichtig dem scheuen Wild nähern, und auf Umwegen, gedeckt durch Felsblöcke und Gestrüpp, birschten wir uns an. Endlich war ein sicherer Schuß möglich. Wild klopfte das Herz nach dem raschen Anstieg in der dünnen Höhenluft, so daß wir eine Weile still liegen mußten. Schnell noch das Fernglas ans Auge, um die schönsten Böcke auszusuchen, dann krachten die Büchsen, zwei Venados brachen im Feuer zusammen[3]), und donnernd gaben die Felswände das Echo der

[1]) Venados. [2]) Tata, Väterchen. Der scharfe Blick dieser Indianer ist bewundernswert.
[3]) Unter dem Auge des Venados befindet sich ein Schlitz, in dem ein Moschusbeutel liegt. Dieser muß sofort entfernt werden, da sonst das Fleisch ungenießbar wird.

Schüsse zurück. Spät abends langten wir mit unserer Jagdbeute in La Paz an.

Viel weiß die Sage von vergrabenen Schätzen aus alter Zeit zu melden. Man spricht vom Gold der Inkas, Kriegsschätzen aus der Kolonialzeit und auch von Wertgegenständen, welche die Jesuiten zur Zeit ihrer Austreibung verbargen. Manches wird zufällig gefunden, doch bleibt viel gleißendes Gold im Schoß der Erde vergraben. Auch wir erhielten einst durch einen alten Indianer sichere Nachrichten über einen vergrabenen Schatz und versuchten unser Glück. Rätselhafte Zeichen waren auf einsamem Fels hoch oben in der Kordillere eingeritzt, und bei unseren Nachforschungen stießen wir auch noch auf weitere Merkmale. Nach langem Suchen glaubten wir den richtigen Platz entdeckt zu haben. Mit großer Schwierigkeit und nur nachdem wir eine ausnahmsweise reichliche Bezahlung versprochen hatten, fanden sich zwei Indianer bereit, die Nachgrabungen auszuführen. Die Indianer haben nämlich eine große Scheu vor derartigen Arbeiten, da sie glauben, daß diese ihren Tod zur Folge haben. Zur Fernhaltung des bösen Geistes brachten sie jeden Augenblick auf unsere Kosten ausgiebige Trankopfer dar, wobei ein großer Teil des Fusels selbstverständlich durch die eigene Gurgel floß. Den Schatz fanden wir nicht, trotz günstiger Anzeichen. Wir bezahlten Arbeitslohn sowie Schnapsrechnung, und um eine Illusion ärmer ritten wir mißvergnügt nach La Paz zurück.

Bedeutendere Zinnminen im Betrieb.[1]
Ein Quintal = 46 kg.

Lage	Name	Jährlicher Export, Quintales	Annähernder Wert der jährl. Prod. in £
Prov. Cercado	Huayna Potosi & Milluni	12 000	36 000
„ „	Kala-Uyu	800	24 000
„ Omosuyos	San Francisco & Concepción	360	1144
„ Loaiza	Araca	25 000	50 000
„ „	Monte Blanco	3000	—
„ „	Mailachuma	2400	9000
„ „	San José	1253	3000
„ Inquisivi	La Coya	1200	3000
„ „	Empresa Encarnación . .	2000	4000

[1]) Sowohl im Departement La Paz, wie auch in den übrigen Departements, gibt es noch viele kleinere Minenbetriebe und in großer Anzahl namentlich solche, wo noch nicht mit genügendem Kapital gearbeitet wird und die bei genügender Kapitalaufwendung eine außerordentlich hohe Produktion geben können. Engländer und Yankees werden auch hier einmal wieder das Fett von der Suppe schöpfen!

Am Titicacasee. Ausblick von Yampupata nach Süden.



Wallfahrtsort Copacabana de los Incas.



AM TITICACASEE. Etwa 85 km nordwestlich von La Paz erreicht man die Ufer des höchsten Binnenmeeres der Welt, des Titicacasees [1], dessen wir schon an anderer Stelle Erwähnung getan haben. Von La Paz führt eine Schmalspurbahn über den Eisenbahnknotenpunkt Viacha nach dem Hafen Guaqui, den man nach dreistündiger Fahrt erreicht. Über diesen Hafen geht der hauptsächlichste Handelsverkehr zwischen Bolivien und Peru, und einige Dampfer mittlerer Größe vermitteln den Transport

[1]) Der Wasserspiegel tritt von Jahr zu Jahr weiter von den Ufern zurück.

Eine Balsa. (Titicacasee).



Titicacasee. Halbinsel Copacabana — Isthmus Yunguyo.



über den See nach dem peruanischen Städtchen Puno. Dort schließt die nach der Pazifickäste führende peruanische Bahn an; diese technisch kühn angelegte und höchst interessante Linie überwindet in zahllosen Krümmungen die Kordillere, berührt das in einem fruchtbaren Tale gelegene Städtchen Arequipa, erreicht den höchsten Punkt auf 4900 m bei der Station Alto Crucero, zwischen Puno und Arequipa, und endet am Hafen von Mollendo.

Glatt wie ein Spiegel lag der tiefblaue See da, als wir gegen 7 Uhr



morgens auf dem Dampfer Yavarí von Puno abfuhren, doch bald strich ein kühler Wind von der Kordillere her über das Wasser, und kurze, heftige Wellen brachten den Dampfer zum Rollen. In weiter Ferne schienen schneebedeckte Bergriesen die Ufer zu umsäumen, grauweiße Wolkenstreifen jagten am Firmament, und auf dem Kamm der Wellen schaukelten unzählige Möven, Taucher und Enten. Gegen Mittag legte sich der Wind, und wieder glich der See einer großen, glatten Fläche, in der sich vielgestaltige Wolkengebilde spiegelten. Weiß schimmerten auf blauem Grunde die Segel vieler Balsas, und manche dieser eigenartigen, aus Schilf geflochtenen Fahrzeuge strichen dicht am Schiff vorbei; andere wieder lagen ruhig mit eingezogenen Segeln auf dem See, und rotbraune Indianer warfen ihre Netze aus.

Der größte Fisch des Titicacasees, von den Eingeborenen Suche[1]) genannt, hat das Aussehen der deutschen Aalrute, bleibt aber etwas hinter ihrer Größe zurück. Die zur Klasse der Weißfische gehörigen Bógas, welche den See in ungeheuren Mengen bevölkern, werden nicht länger als 20 cm. Der kleine, dem deutschen Köderfisch verwandte Ispi wird geröstet auf dem Markte von La Paz feilgeboten. Es ist auffallend, daß während in den teilweise ebenfalls sehr hoch gelegenen Bergseen Asiens große Fische ihr Fortkommen finden, im Titicacasee nur kleine Arten zu finden sind. Die Regierung beabsichtigt, Versuche mit Salmarten anzustellen.

Zahlreiche, wohlbebaute Inseln tauchen allenthalben auf; wir fuhren ganz nahe an der großen Sonneninsel vorbei, die etwa 40 km im Umfang hat, und sinnend gedachten wir alter Zeiten. Dort soll nach der Sage der erste Inka Manco Kapac und seine Schwester und Gemahlin Mama-Ocllo herniedergestiegen[2]) sein; von hier zogen beide aus, um ihr Reich zu gründen. Heute noch mahnt zerfallenes Gemäuer an jene Zeit, wie der Sonnentempel, das Kloster der Vestalinnen[3]), ein Inkapalast und andere Ruinen. Lange waren diese Wahrzeichen einer großen Epoche der Ver-

---

[1]) Sprich: Sútsche. [2]) Oder aus den Wellen gestiegen; der Name Ocllo (spricht Óklio) wird vielfach als „aus den Wogen entstiegen" ausgelegt. [3]) Siehe S. 9.



gessenheit anheimgegeben, und erst heute ist in der Bevölkerung größeres Interesse an der Vorgeschichte des Landes erwacht, so daß die Regierung Maßnahmen zur Aufdeckung und Erhaltung dieser Monumente getroffen hat.

Auch die Mondinsel, unweit der Sonneninsel gelegen, erweckt historische Erinnerungen. Sie war dem Mond geweiht, dessen Tempel heute ebenfalls in Trümmern liegt. Die Insel Cumana, etwa 15 km lang, verdient Erwähnung wegen des Marmors, der sich auf ihr findet.

Die bedeutendsten Häfen des Titicacasees sind Escoma, Ancoraimes Huata, Chililaya, Carabuco, sowie der von Guaqui, Endstation der erwähnten Bahn nach La Paz. — Es ist wenig bekannt, daß an der Nord- und Westküste des großen Binnenmeeres, zum Beispiel bei Pomata und Puci, Petroleum vorkommt. Eine Zeitlang wurde dieses Erdöl, mit Kohlen vermischt, zum Heizen der Kessel auf den Titicacadampfern verwendet; in Puci quillt das Öl aus der Erde, und die Indianer gebrauchen es dort als Brenn- und Leuchtmaterial.

Gegen 3 Uhr nachmittags näherte sich unser Dampfer der etwa 600 m breiten Enge von Tiquina, gebildet durch die Halbinseln von Copacabana und Huarina, welche den See in zwei Becken teilt, den sogenannten Obersee oder eigentlichen Titicaca und den Untersee, Winamarca genannt. Auf der Halbinsel Copacabana liegt dicht am Strand das kleine Indianerdörfchen San Pedro, ihm gegenüber das Dorf San Pablo. Das Städtchen Copacabana ist seit alter Zeit als Wallfahrtsort berühmt, und jedes Jahr ziehen Scharen von Pilgern nach dem Marienbilde der Kirche. Dort herrscht dann während einiger Wochen ein buntes Treiben; die Indianer feiern ihre Maskenfeste und Tänze im ganzen Ort, überfüllte Dampfer fahren auf dem See hin und her, Pilger kommen und gehen. Nur während dieser Zeit kommt Leben in das sonst stille und einsame Dörfchen, dessen Bewohner allgemein bekannt sind wegen ihrer kunstvoll ausgeführten

Strohflechtereien, wie Körbchen, einflochtene Flaschen, Hüte und anderes mehr.

Gegen abend legte der Dampfer an der Mole von Guaqui an. Die Station liegt von dem Indianerdorf gleichen Namens einige zwanzig Minuten entfernt und bietet wenig Bemerkenswertes; dort findet die Zollabfertigung sowohl des Reisegepäcks als auch der eingeführten Waren statt.

DIE RUINENSTADT TIAHUANACU. Schon an anderer Stelle erwähnten wir die geheimnisvolle Ruinenstadt Tiahuanacu, deren zyklopische Bauten in altersgraue Zeit zurückreichen [1]). Manche dieser Monumente hat der Zahn der Zeit benagt, und viele liegen heute tief vergraben. Wir greifen deshalb zunächst auf alte Urkunden zurück, welche einige Schilderungen der Ruinen bringen, so wie sie in der ersten Epoche spanischer Eroberung erhalten waren.

Der Inkannachkomme Garcilaso de la Vega [2]) schreibt folgendes [3]): „Unter anderen staunenswerten Werken in Tiahuanacu ist ein von Menschenhand geschütteter Berg vorhanden, und damit er nicht rutsche, wurden große Grundmauern aus Stein aufgeschichtet; der Zweck dieses Bauwerkes ist unbekannt. An einer anderen Stelle, abseits dieses Berges, befanden sich zwei aus Stein gemeißelte Figuren von Giganten, mit langen, bis zum Boden herabwallenden Gewändern und Kopfschmuck, denen Wind und Wetter schon sehr zugesetzt hat. Man sieht auch eine große Mauer, aus riesigen Blöcken gefügt, von denen es unverständlich ist, wie sie an ihren Platz geschafft wurden, zumal es weithin keine Felsen noch Steinbrüche gibt. Anderwärts sieht man große, stolze Gebäude; vor allem bewunderswert sind hohe, aus Stein gefügte Tore, von denen manche aus einem einzigen Stein gearbeitet sind. Manche dieser Tore ruhen auf Steinfundamenten von 30 Fuß Länge zu 15 Fuß Breite und 6 Fuß Tiefe. Es ist unbegreiflich, mit welchen Werkzeugen dies Material bearbeitet wurde. Die Eingeborenen sagen, daß alle diese Bauten aus einer Zeit stammen, in der das Inkareich noch nicht bestand, und daß die Inkas nach dem Vorbild dieser Monumente die Festung Cuzco erbauten. Es geht die Sage unter den Indianern, wonach die Stadt Tiahuanacu in einer Nacht aus dem Boden wuchs. Es scheint, als ob diese unvollendeten Werke nur der Anfang eines großen Planes gewesen sind.

„Mein Freund, Diego de Alcobaza, welcher in der Gegend als Priester einer Gemeinde vorsteht, schrieb mir folgendes: In Tiahuanacu, das hart am See gelegen ist, gibt es bewundernswerte Altertümer. Dort fand ich einen großen Hofraum, der 15 Klafter im Quadrat mißt und dessen Höhe

[1]) Siehe „Aus der Vergangenheit Boliviens". [2]) Siehe „Aus der Vergangenheit Boliviens".
[3]) Nach der Originalquelle, in wörtlicher Übersetzung.



mehr als zwei Manneslängen beträgt. Auf der einen Seite des Hofes stößt ein Gemach von 45 Fuß Länge und 22 Fuß Breite an, dessen Dach einer Strohdeckung gleicht. Der Hofraum mit Wänden und Fußboden, das Gemach, sein Dach und seine Tore, die Türschwellen von zwei Toren des Gemachs, sowie ein weiteres Tor des Hofraumes, alles dies besteht aus einem einzigen Stück. Die Wände des Hofraumes und jene des Gemachs sind drei Viertel Ellen dick. Das Hausdach scheint aus Stroh gefertigt zu sein, doch besteht es aus Stein, der so geritzt ist, daß er einem Strohdach ähnlich sieht. Der See bespült eine Seite des Hofes[1]), und die Eingeborenen sagen, daß dies Haus sowie die übrigen Gebäude dem Schöpfer des Weltalls geweiht waren. Wir finden auch eine große Menge kunstvoll behauener Steine vor, die Männer und Weiber darstellen. Die einen trinken aus Gefäßen, andere sitzen oder stehen, wieder andere überschreiten einen Bach, der zwischen den Gebäuden rinnt.

Verschiedene Weiber halten in ihrem Schoß oder an der Brust Säuglinge, andere wieder tragen Kinder auf dem Rücken. Die Indianer sagen, diese Statuen wären Menschen eines verschollenen Geschlechts, welche ihrer Sünden wegen in Stein verwandelt wurden".

So weit der Inka Garcilaso de la Vega. Eine andere alte Chronik aus dem 16. Jahrhundert sagt folgendes über diese Reste prähistorischer Zeit:

„In Tiahuanacu, am Wege von Cuzco nach La Paz und Potosí, gibt es sehr alte Bauwerke, und einige derselben sind auf den Bergen in Form von Festungen aufgeführt, denn alle diese Kuppen sind rings ummauert. Es finden sich große Steinwerke vor, hierunter das drei Ellen hohe und zwei Ellen breite Tor eines Gemachs, welches aus einem einzigen Stück

[1]) Heute ist der See etwa 12 km von Tiahuanacu zurückgetreten.



besteht, so zwar, daß die Toröffnung herausgehauen zu sein scheint. Man hat große Riesen gefunden, die aus einem einzigen Steinblock gehauen sind, und auch noch andere merkwürdige Dinge. Die einzelnen Steine sind ohne Kalk oder sonstiges Bindemittel in äußerst genauer und sorgfältiger Weise zusammengesetzt, so daß man kaum eine Fuge bemerkt. Es ist wunderbar, daß es viele Meilen in der Runde keinen Steinbruch gibt, aus dem diese Blöcke hervorgegangen sein könnten, und die Indianer haben keinerlei Überlieferung, aus welcher man auf die Herkunft dieser Steinmassen schließen könnte."

Die Bedeutung des Namens Tiahuanacu konnte bis heute nicht klargelegt werden. Die einen deuten [1]) ihn als „trockene Mühle", weil dort auch tatsächlich primitive, ausgehöhlte Mahlsteine gefunden wurden. Andere wieder erklären den Namen als „trockenes Ufer", ein Umstand, der auf das Zurücktreten des Sees hindeuten würde und vieles für sich hat. Die schlechteste Deutung ist unbestreitbar „setze dich, Guanaco" (oder huanacu); so soll ein Inka zu einem schnellen Boten gesagt haben, Tiahuanacu aber ist bekanntlich keine Inkastadt.

Wir kommen zur Beschreibung des heutigen Tiahuanacus. Die Ruinenstadt macht auf den Besucher den Eindruck einer ungeheuren Werkstatt, die plötzlich von den Arbeitern verlassen worden ist. Man erblickt zunächst eine Menge Gemächer mit gleichförmigen Skulpturen geschmückt, ferner einen künstlichen Hügel auf Steinfundament erbaut, 17 m hoch,

[1]) Die Deutungen legen die Aimarásprache zugrunde.



210 m lang, 150 m breit, der drei konzentrisch übereinandergelegene Terrassen bildet. Nicht weit von diesem Hügel stehen zwei große Idole mit langen Gewändern und Haarschmuck. Aus einer Menge schlanker Säulen ragt ein Riesentor hervor, mit mathematischer Genauigkeit aus einem Stück gearbeitet und mit feiner Reliefarbeit sowie Hieroglyphen und gekrönten Bildwerken ausgestattet. Ein rechteckiger Tempel von 150 m Länge und 130 m Breite weist auf einer Seite eine Säulenreihe auf, ferner sind noch andere Tempel vorhanden, außerdem Bäder und eine große Kloake. Hier und dort zerstreut sieht man Gesimse, Fußstücke von Pyramiden, Sockel, behauene Blöcke und so mancherlei nicht vollendete Steinhauerarbeit, so daß es den Anschein hat, als ob ein Naturereignis oder ein plötzlicher feindlicher Überfall die Ureinwohner überrascht hätte.

Mancherlei Hypothesen sind über den Ursprung der Steinbauten Tiahuanacus aufgestellt worden, ohne bisher völlige Klarheit gebracht zu haben. Ein Teil der Blöcke ist wahrscheinlich auf großen Schiffflößen über den See bis nach Tiahuanacu geschafft worden, denn am damaligen Ufer des Sees befindet sich heute noch ein deutlich erkennbarer Ausschiffungsplatz, und nur etwa 50 Schritte davon sind unbearbeitete Steine liegen geblieben. Der rötliche Stein, aus dem einige Obelisken, Idole und die Säulen des Palastes gefertigt sind, stammt aus jetzt noch erkennbaren Steinbrüchen, 7 km südwestlich von Tiahuanacu gelegen. Wieder andere Monolithe sowie Tore in Pumapunco, dicht bei Tiahuanacu, bestehen aus Lavaformationen.



Nun ist es nicht unwahrscheinlich, daß die Bewohner die flüssige Lava des damals wohl tätigen Vulkans Kajappia in Kanälen herableiteten und in Formen gossen; tatsächlich hat man derartige Formen, allerdings in Tiahuanacu, gefunden, in denen Idole gebildet wurden. Die am Fuße des Vulkans gegossenen Blöcke mußten dann per Wasser nach Tiahuanacu gebracht werden. Wenn man die in Tiahuanacu gefundenen Werkzeuge aus gehärteter Bronze betrachtet, so kommt man zum Schluß, daß es unmöglich war, mit ihnen die harten Lavasteine zu bearbeiten, welche heute der beste Steinhauer mit feinen Stahlinstrumenten nicht kunstvoller aushauen könnte. Wohl aber ist es möglich, daß diese Instrumente zur Bearbeitung des oben erwähnten roten und weicheren Steines genügten.

Geheimnisvolles Dunkel deckt die Vergangenheit Tiahuanacus[1]), doch sprechen mancherlei Umstände dafür, daß die Einwohner im Kampf mit fremden Eindringlingen erlegen sind. Jedenfalls steht es fest, daß eine Katastrophe die im Bau begriffene Stadt überraschte. An einigen Stellen liegen Menschen- und Tierknochen durcheinander und angebrannte Knochenreste erwecken die Vermutung, als ob der Sieger dort grausige kannibalische Feste gefeiert hätte. Ein Naturereignis, wie mehrfach angenommen wurde, hat jedenfalls Tiahuanacu nicht zerstört.

Ein französischer Forscher, Herr Courty, stellte im Jahre 1903 mit sehr geringen Mitteln oberflächliche Nachgrabungen an, die trotzdem mancherlei Altertümer zutage förderten. Leider wurden diese Ausgra-

[1]) Siehe „Aus der Vergangenheit Boliviens“.



bungen nicht mit dem nötigen Sachverständnis geleitet. Wann wird der Tag kommen, an dem deutsche Gelehrte, die doch sonst überall in der Welt mit echt deutscher Gründlichkeit und Sachverständnis vergangene Kulturepochen erschließen, sich den Ruinen Tiahuanacu zuwenden? Wir sind fest davon überzeugt, daß systematisch und methodisch betriebene Ausgrabungen nicht weniger interessante Resultate zutage fördern würden, wie in Griechenland, Ägypten, Kleinasien usw. Die bolivianische Regierung steht sicherlich jedweder derartigen Initiative sympathisch gegenüber, und es wäre wünschenswert, daß deutsche Forscher beizeiten die Sache in die Hand nehmen, ehe sich Gelehrte anderer Nationen an die Arbeit machen.

EIN RITT IN DIE KORDILLERE. Die Osterwoche nahte heran. Seit Monaten im Joch der strengen Berufspflicht, fühlte ich mich zu sehr als moderner Mensch. Das mußte anders werden. Also ein rascher Entschluß, einige kurze Vorbereitungen — und dann trabte ich eines schönen Tages mit zwei Begleitern talabwärts. Esel und Llamas treibende Indianer kreuzten unseren Weg; hier und da auch ein Wagen, mit glutäugigen, schwarzhaarigen Paceñas besetzt, aus dem lustige Grüße herüberschallten; eine Gruppe berauschter Indianer, Männer und Weiber, die auf der Straße nach dem Klang ihrer Rohrpfeife tanzten; vereinzelte Reiter . . . . . dann wurde unser Weg einsam.

Wir bogen in das Tal von Calacoto ein. Auf beiden Seiten umsäumten den Weg die mit Gerste, Kartoffeln, Oca[1]) und Bohnen[2]) bestandenen Felder der Finca. Rechts, in einiger Entfernung, bemerkten wir

[1]) Oca, eine süße Kartoffel der kalten Zone Boliviens; nicht mit Bataten zu verwechseln.
[2]) Sogenannte „dicke Bohnen“ (Saubohnen).



das niedrige, unscheinbare Herrenhaus mit seinem roten Ziegeldach und verwilderten Obstgarten. Die Anwohner waren alle zum Osterfest nach Obrajes gewandert; vor einer kleinen Indianerhütte bemerkte man eine Anzahl brauner Kinder, die sich vergnügt mit zottigen Hunden im Sande wälzten, während ein etwa zehnjähriges Mädchen vor dem niedrigen Ofen kniete und mit vollen Backen das Feuer aus Llamamist anblies.

Allmählich wurde der steinige Pfad steiler, die Vegetation dürftiger. Spärliche Gerste sproßte auf einigen dem Hang abgewonnenen Feldern, zwischen Heidegras leuchteten goldgelbe, kleine Blumen.

Es ging die Höhe hinan. Wildzerklüftete Schluchten, primitiv überbrückt, steile, zackige Felsen, die senkrecht in die Höhe strebten, spärliches Gestrüpp, Kakteen aller Art — das war so ungefähr der Gesamteindruck der Gebirgslandschaft. Je höher wir kamen, desto empfindlicher wurde die Kälte, und fröstelnd hüllten wir uns in die Mäntel. Endlich, um 5 Uhr nachmittags, ritten wir über den Grat der Gebirgskette und stiegen langsam wieder talabwärts. Einsam und öde blieb die Gegend. Ein kleiner, tiefgrüner See tauchte auf, von schroffen, schwärzlichen Felsen umgeben. In starrer Ruhe lag die glatte Wasserfläche; kein Vogel, nicht einmal einer der so häufig vorkommenden kleinen Taucher war zu sehen.

Rechts am Wege lag eine aus Felsengestein aufgeführte, halbzerfallene kleine Kapelle. Ein verwittertes Holzkreuz ragte vom Dache, welches von einem knorrigen, kräftig hochstrebenden Baum durchwachsen war, der im Innern des Kirchleins Wurzel geschlagen hatte, und jetzt sein grünes Gezweig schützend über die morsche Bedachung ausbreitete. Boliviens Vergangenheit und Gegenwart in packendem Bild! fuhr es mir unwillkürlich

durch den Sinn. — Einige Kreuze aus schlichtem Holz, an Stellen, wo einsame Wanderer vom Tode überrascht wurden, erhöhten noch den düsteren Eindruck der Gegend.

Am Fuß eines rötlichen Bergkegels lag eine einsame Finca. Die niedrigen Wohn- und Wirtschaftsgebäude waren mit Stroh gedeckt; grüne Gerstenfelder hoben sich aus der öden graubraunen Umgebung hervor. Vom Turm einer kleinen Kirche, dicht bei den Gebäuden gelegen, tönte der schrille Klang einer Glocke durch die Abendluft.

Steil schlängelte sich unser Pfad nunmehr den Hang entlang. Es wurde Nacht, ehe wir in das Tal des Palcaflusses einritten. Schroff emporstrebende schwarze Felswände begleiteten uns auf beiden Seiten des engen Tales, und fahles Mondlicht warf eigenartige Reflexe auf die in allerlei Farben schillernden Felsblöcke im Flußtal, so daß mein Pferd manchmal schnaubend mit zitternden Flanken stehen blieb und kaum vorwärts zu treiben war, manchmal in wilden Seitensätzen den phantastischen Gebilden auszuweichen suchte.

Dicht vor dem Städtchen Palca holten wir unseren Indianer ein, der mit einem beladenen Maultier vorausgeschickt worden war. Weißglitzernd im Mondlicht schlängelte sich der Fluß durch das Städchen; über Straßen und Häusern lag duftiger Nebelschleier. Einer meiner Begleiter, der landeskundig war, hatte uns ein erträgliches Nachtquartier versprochen; leider kam es anders. Es war erst 1/28 Uhr, und trotzdem fanden wir alle Türen verschlossen. Mein Begleiter pochte vergeblich an das große Hoftor seines Bekannten, nichts rührte sich im Innern; nur ein böses Schwein fuhr grunzend in offenbarer Wut gegen die Bohlen des Tores.

Es blieb nichts anderes übrig, als den Corregidór[1]) aufzusuchen. Erst nach längerem Klopfen öffnete das kleine dicke Männchen schlaftrunken und mürrisch seine Türe; hinter ihm tauchte im weißen Nachtgewand, von dem sich die langen schwarzen Zöpfe wirkungsvoll abhoben, seine bessere Hälfte auf, neugierig über die Schulter des Dorfpaschas lugend. Der Mann wollte im ersten Augenblick von nichts etwas wissen, doch wirkten die Saldatenmütze und die blanken Knöpfe an der Uniform meines Burschen bald aufmunternd. Ein Talisman, den ich ihm in Form eines amtlich gestempelten Schriftstückes unter die Nase hielt, ließ ihn rasch aus der Tür treten und sich in allerlei Entschuldigungen ergehen. In seinem Hause sei leider kein Platz, er verfüge nur über ein einziges bewohnbares Zimmer, aber Futter für unsere Tiere, einige Hühner oder sonst etwas zu essen, sowie anderweitiges Nachtquartier — dafür wolle er schnell sorgen.

Bald lag vor den Pferden ein großer Haufen Gerste[2]) aufgetürmt,

---

[1]) Corregidór, etwa Ortsvorsteher. [2]) Reife Gerste auf dem Halm, das Pferdefutter der Gegend.

und die Frau Ortsvorsteher, diesmal im kurzen Cholarock, kochte in einem großen irdenen Topf zwei Hühner, Reis, Kartoffeln und spanischen Pfeffer. Dann setzten wir uns mitten auf der Straße an einen niedrigen Tisch und ließen es uns schmecken. Die Flaschen wurden entkorkt, der Corregidór schmunzelte, seine bessere Hälfte trank mit zierlicher Verbeugung auf das Wohl der Caballeros ... Es war Mitternacht, als wir unser Nachtlager aufsuchten, in einer stinkigen Indianerhütte. Recht minderwertig war unser erstes Quartier! Dabei als Zugabe die bekannten kleinen Insekten mancherlei Art ...

In aller Frühe brachen wir am anderen Tage auf, gastlicheren Gefilden zustrebend. Der Weg schlängelte sich allmählich bergan. Rechts ein breites Flußtal, in dem einige verlassene Goldwäschereien zu bemerken waren. Links steile, rötliche Felswände, in deren Spalten kümmerliches, gelbgrünes Gestrüpp wucherte. Unsere Tiere kletterten mühsam; die Flußlinie wurde immer undeutlicher, bis sie schließlich tief unten als schmales silbernes Band im Tale glitzerte. Und dann wurde der Pfad immer enger. Links schmiegte er sich an eine schroff emporstrebende Wand, während rechterhand der Fels steil bis auf einige tausend Meter abfiel.

Ein gefährlicher und schwindelerregender Moment! Pferde und Maultiere setzten behutsam einen Fuß vor den anderen. Ein falscher Tritt — und in Atome zerschmettert wäre man in der Tiefe angelangt. Mich überläuft noch jetzt eine Gänsehaut, wenn ich an diese Passage denke, an den schmalen, glatten Pfad, auf dem der schwindelfreie Indianer sorglos einherschreitet.

Dann wurde der Weg besser. Wir ritten durch die Felder mehrerer Fincas, die aber noch immer das ausgesprochene Gepräge der Puna trugen. An Bäumen nur einige Weiden, sodann Gersten- und Kartoffelfelder. Doch herrschte hier schon etwas milderes Klima, wie einige mit Weizen bestellte Äcker bewiesen. Vom schneegekrönten Illimani her wehte ein eisiger Wind, und dabei brannte die Sonne erbarmungslos vom tiefblauen Himmel.

Endlich stiegen wir auf steilem Pfad talabwärts. Nach einem Ritt von etwa einer Stunde änderte sich zusehends Szenerie und Vegetation. Die Sonne brannte und sengte, die Luft wurde erdrückend schwül. Üppiges Gras wucherte in den Felsspalten, grünbelaubte Bäume warfen stellenweise dichten Schatten auf den Weg. Wir waren auf der Talsohle angelangt. Rauschend und plätschernd stürzte ein kristallklarer Gebirgsbach über Felsgestein, und gierig schlürften die durstigen Tiere das köstliche Naß. Auch wir tranken in langen Zügen.

Uns gegenüber, an den jenseitigen Hang geschmiegt, schimmerten die weißgetünchten Mauern einer Finca zwischen sattem Grün. In vollem,

herrlichem Schmuck subtropischer Vegetation prangte die Landschaft. Welcher Kontrast! Nur einige Wegstunden entfernt die kalte Puna, mit ihren Gerste-, Kartoffelfeldern und Kaktusstauden. Hier unten im Tal und an den Hängen Orangen, Zitronen, Bananen, Weinstöcke, Feigen, Pfirsiche...

Noch stärker aber wurden die Gegensätze, als wir durch die Baumgärten dieser Finca wieder aufwärts ritten, den Berg erklimmend. Unten im Grunde, dicht am rauschenden Flüßchen, leuchtete der Hang gleich einem bunten Teppich; das hellere Grün der Bananen mischte sich mit dem satten, dunkelgrünen Ton der Orangen- und Zitronenbäume, während in allen Farben schillernde Blumen und zarte Gräser den Boden bedeckten. In den Zweigen hochstämmiger Pacays girrten wilde Tauben, und kleine, gelbgefiederte Sänger schmetterten ihre Lieder in der Krone schlanker Chirimoyas. Etwas weiter hinauf hingen saftige, großbeerige Trauben im goldgelben Gerank der Rebstöcke, und unter Pfirsichbäumen, die ihre Frucht sowie einen Teil ihres Laubes schon abgelegt hatten, öffneten tiefrote Herbstrosen ihre schwellenden Knospen. Noch weiter oben Pfirsichbäume im vollen Schmuck ihrer herrlichen, duftigen Früchte; dann schwerbehangene Feigenbäume, weiterhin Pfirsiche, die noch nicht ausgereift waren, und schließlich Äpfel, Birnen, Weizen, Gerste, Kartoffeln, Bohnen, Hirse auf windgepeitschtem, rauhem Feld ... Nach halbstündigem Ritt sind wir wieder im Punaklima angelangt. Ich sah abwärts, und traute kaum meinen Augen: Noch konnte man deutlich in der Tiefe die tropischen Fruchtbäume unterscheiden, und schon fegte uns der eisige Wind des Illimani wieder um die Ohren. Innerhalb einer halben Stunde war die Vegetation der verschiedensten Klimate wie in einem Kaleidoskop an uns vorbeigezogen!

Gegen Abend erreichten wir eine Finca am Fuße des schneebedeckten Riesen, gastlich aufgenommen von einem alten, gemütlichen Herrn, dem unser mitgeführter Landwein vorzüglich mundete. Bis spät in die Nacht hinein saßen wir unter dem niedrigen Dach des Wohnhauses; wild heulte der Bergwind und schüttelte und rüttelte an Tür und Fenster. Der Alte aber erzählte vom geheimnisvollen Illimani.

Er war auf der Finca aufgewachsen; tagtäglich hatte er auf die großen, blauweißschimmernden Schneefelder des Berges geblickt. Und da war ihm eines Tages die Lust angekommen, das Geheimnis des Riesen zu ergründen. In Begleitung eines Indianerknaben klomm er bergaufwärts. An tiefen, grausigen Schluchten ging es vorbei, über Gletscher und Felsspalten kletterten die Kinder. Wildzerklüftetes Gestein zwang zu großen Umwegen, kristallklare Bergseen tauchten auf, fremdartige, nie gesehene Vögel bevölkerten die Gegend. Und dann verschwamm und flimmerte alles vor seinen Augen; auf weichen, weißen Schnee sank er müde hin, neben seinen Begleiter. Als er erwachte, lag er auf seinem kleinen Bett



in der Finca des Vaters. Indianer waren ausgeschickt worden, die Kinder zu suchen, und hatten sie halb erstarrt hoch oben auf dem Berge gefunden, dort, wo selbst das klettergeübte Venado oder die Vicuña nicht mehr hinkommt ... So erzählte der Alte, und mit Interesse hörten wir zu. Hat doch bis heute noch kein kühner Bergsteiger den trotzigen Riesen Illimani bezwungen!

Die Morgensonne warf ihre ersten Strahlen über die grünen Felder der Finca und vergoldete den First des Hauses, als wir, mit unseren weittragenden Mauserkarabinern bewaffnet, zur Jagd auf Bergrehe auszogen. Von Indianern geführt, kletterten wir den ganzen Vormittag über Stock und Stein. Aber alle Mühe war vergebens! Trotzdem es dort in der Kordillere viele Rehe gibt, bekamen wir nicht ein einziges zu Gesicht. Dafür hatte sich aber einer meiner Begleiter einen langen Kaktusdorn ins Knie getrieben und der andere eine unfreiwillige Rutschfahrt von einigen dreißig Metern in eine tiefe Schlucht hinein gemacht, welcher seine Hosen in ihrem hinteren Teil leider nicht standhalten konnten, so daß ein Pflaster aus Leinwand über die interessante Stelle genäht werden mußte.

Nach herzlichem Abschied von unserem freundlichen Gastgeber Herrn S. ging's am folgenden Morgen abermals dem Tale zu. Gegen Mittag langten wir auf der Finca Cebolluyo an, wo wir wieder unter Orangen- und Zitronenbäumen wandelten und unseren Wein mit dem Eis des Illimani kühlten. Hier trafen wir einen bekannten Herrn aus La Paz. Es wurde eine Pfirsichbowle gebraut, und bis spät in die Nacht hinein saßen wir unter tiefgrünen Orangenbäumen, während der laue Nachtwind säuselnd durch das Gezweig strich und der Mond zitternde Reflexe auf Baum und Strauch warf.

Früh am andern Morgen rieben wir uns den Schlaf aus den Augen, nahmen ein erfrischendes Bad und ritten talaufwärts, in der Richtung nach La Paz. Gegen Abend erreichten wir die Finca Millocato, wo ein Teil des wertvollen Bodens aus Mangel an Arbeitskräften nicht angebaut ist. Die Art und Weise, wie diese Landgüter bewirtschaftet werden, ist äußerst primitiv, und doch bringen sie eine gute Rente. Die indianischen Arbeiter empfangen keinen Lohn an Geld, sondern bekommen ein bestimmtes, der Größe ihrer Familie entsprechendes Stück Punaland zugewiesen, das auch stets auf den nächstliegenden Höhen der in den Tälern gelegenen Fincas vorhanden ist. Dafür müssen sie einige Tage in der Woche für den Besitzer arbeiten, und nur diejenige Finca, zu welcher reichliches Punaland gehört, verfügt über die nötige Anzahl Arbeiter. Auf den Fincas der Puna herrscht ein ähnliches System. Arbeiter für Geld gibt es vorläufig noch nicht! Patriarchalische Zustände, die hin und wieder durch einen Indianeraufstand unterbrochen werden, obgleich diese in den Tälern ziemlich selten sind, während sie auf der großen bolivianischen Hochebene häufiger vorkommen. Dort sind eben die Lebensbedingungen freier und der Unterhalt dürftiger — Umstände, welche zuweilen die Indianer zur Revolte gegen die Landbesitzer treiben.

Der Verwalter der Finca Millocato, ein liebenswürdiger Spanier, ließ nach dem Abendessen einen großen, klangvollen Phonographen spielen. Furchtsam und neugierig umstanden die Indianer die offene Tür des Zimmers, und unser freundlicher Wirt erzählte, daß die unwissenden Naturkinder im Anfange geglaubt hätten, ein böser Geist hause in dem Instrument. Sie hatten verlangt, das unheimliche Ding möge von der Finca entfernt werden, und nur mit großer Mühe hatte sie der Verwalter beruhigen können.

Auf unserem Rückritt nach La Paz fiel mir ein großer Übelstand auf, welcher beständig die im Flußtale gelegenen Fincas bedroht. Es ist dies die sogenannte „Mazamorra". Wenn im Hochsommer wolkenbruchartige Regengüsse niedergehen, waschen sie von den Kreidefelsen eine schlammige Masse ab, die sich dann langsam talabwärts wälzt, alles auf ihrem Wege überflutend und begrabend. So manche Finca ist schon völlig unter

diesen Schlammwellen verschwunden, und zu kostspieligen Verteidigungsanlagen fehlt es den meisten Besitzern am nötigen Kapital.

Eisig fegte uns der kalte Höhenwind um die Ohren, als wir nach sechstägiger Abwesenheit spät abends in La Paz anlangten, nachdem wir im ganzen einige 200 km zurückgelegt hatten, und fröstelnd zündete ich in meinem Schreibzimmer den Ofen an . . .

DIE YUNGAS. Am Osthange der mittleren Hochkordillere Boliviens, im Departement La Paz und Chochabamba, finden wir eine Anzahl niederer, vorgelagerter Höhenzüge, von äußerst fruchtbaren Tälern durchzogen, die man mit dem Kollektivnamen Yungas bezeichnet. Welch wunderbaren, unvergeßlichen Anblick gewähren diese mit dichtem Wald bedeckten Hügelketten, wenn man sie zum ersten Male hoch oben von der Kordillere aus überblickt!

Unzählige, weißschäumende Gebirgsbäche stürzen vom Osthang des Hochgebirges hinab, durcheilen die Täler und zerinnen am nebelumschleierten Horizont. Grauweiße Wolken ziehen am Firmament, und ihr Schatten tönt das Grün des unermeßlichen Waldes in mancherlei Abstufungen. Mit dichtem Unterholz bedeckte Ketten steigen in kapriziösen Windungen zu Tal; tiefe Schluchten und Felsspalten deckt die üppige Vegetation der Tropen und hüllt ihre schroffen Zacken in sattes Grün. Auf den Höhen neigt die schlanke Palme ihr Haupt im Wind der Kordillere, die Hänge deckt knorriger, niedriger Urwald, am Ufer der Flüsse und Bäche sprossen buntschillernde Blumen.

Tausende von roten, blauen, grünen, goldgelben Schmetterlingen gaukeln im Gezweig der Bäume, winzige Kolibris naschen den Honig der Blüten; zwei Hirscharten, ein großer Sumpfhirsch und der sogenannte Rothirsch, ferner das Venado, das Moschusschwein und in großen Herden das kleine Wildschwein bevölkern das Holz. Der kräftige Schwarzbär trottet auf der Suche nach Honigwaben durch den Wald, bei Nacht ertönt das Gebrüll des Tigers und Panthers; im dichten Gezweig lauert die Wildkatze auf Beute, das Puma umschleicht die Gehöfte und schwerfällig bricht der Tapir durch das Unterholz.

Affen verschiedener Größe und Färbung beleben in großen Scharen das Gehölz, und nach Sonnenuntergang richten sie häufig unter den Fruchtbäumen der Fincas arge Verwüstungen an; dann stellen sie stets eine Wache aus, so daß der durch das wütende Gebell der Hunde aus dem Schlaf geschreckte Ansiedler selten zu Schuß kommt.

Zahlreich, wie im Urwald des Nordens, sind die Schlangenarten, worunter die gefürchtete Klapperschlange sehr häufig vorkommt. Ferner erwähnen wir den Ameisenbär, das Gürteltier, Stachelschwein, den Fuchs,



Waldwolf, Ameisen, giftige Spinnen, Skorpione; dann Papageien, Tauben, Möwen, Enten, Rebhühner, Uhu, rotköpfige Kardinale, Spottvögel, Spechte, Pfeffervögel, Reiher, Adler, Kondore und noch so manch anderes Getier.

Großen Reichtum an herrlichen Nutzhölzern und vielerlei einheimischen Pflanzen bergen die Yungas, und ausgedehnte, fruchtbare Landstrecken harren der Hand des fleißigen Kolonisten. Unter den vielen, vorzüglich als Bauholz, zur feinen Möbeltischlerei und medizinalen Zwecken geeigneten Bäumen und Pflanzen nennen wir die Zeder, den wilden Nußbaum, den Amarillo, Jacarandá, Amarant (Hymenea floribunda), Sandelholz, den Chinabaum.

Die Rinden und Blätter einiger Bäume werden zum Färben benutzt; auch gibt es tanninhaltige Pflanzen verschiedener Art. Zimt und Vanille wachsen wild, ebenso der Kakao. Auch der Gummibaum kommt in den Yungas vor, weiterhin der Perubalsam, eine Art Johannisbrotbaum, der giftige Leche-leche, der ölhaltige Balsam- und Copaibabaum, der Rizinusstrauch, die Baumwollstaude, der Eriodendron, die Agave, eine Art Brotfruchtbaum, und verschiedene Palmenarten. An vielen Stellen hat die Hand des Menschen mühsam Breschen in den dichten Wald gelegt; doch herrscht stets Arbeitermangel, und dieser Umstand beschränkt die dort betriebene Tropenkultur.

Der Ruf des vorzüglichen Yungaskaffee geht weit über die Grenzen Amerikas hinaus; Fruchtbäume verschiedenster Art versorgen den Markt von La Paz, wie der Chirimoya- und Paltabaum, der Pacay, Gojavebaum, Banane, Orange, Zitrone. Baumwolle wird nur für den Hausgebrauch gepflanzt. Auf den Fincas baut man Mais, Reis, Maní, Yuca, süße Kartoffeln, Zuckerrohr, die einheimische Pflanze Jamach'ppeke[1]) und Coca. Letztere ist das wertvollste Produkt der Yungas und erzielt bei dem großen Ver-

[1]) Sprich: Chamatschpéke.

Lastträger in den Yungas.



brauch im Inlande hohe Preise, und gerade hier macht sich der Mangel an Arbeitskräften besonders fühlbar, da die Nachfrage das Angebot übersteigt. Der Export bolivianischer Coca nach Europa ist bisher kaum der Rede wert, doch führen die Nordprovinzen Argentiniens große Quantitäten Coca zum Konsum der Bevölkerung ein[1]).

Die Pflanze, welche die Cocablätter hervorbringt, ist ein mittelgroßer Strauch, der reihenweise an den Hängen der Berge gepflanzt wird, und warmes Klima, große Aufmerksamkeit sowie Reinhalten von Unkraut verlangt. Ursprünglich ein Kind des Urwaldes, kommt die Coca heute nur noch als Kulturpflanze vor. Schon dreijährige Sträucher können abgeerntet werden; zum Einsammeln der Blätter kann man nur sachverständige Arbeiter gebrauchen, da sie erst abgepflückt werden dürfen, wenn sie nahe am Abfallen sind. Zu Boden gefallene Blätter sind fast wertlos, und gute Coca muß eine frischgrüne Farbe haben; gelbe oder fleckige Blätter sind minderwertig. Nach dem Pflücken wird die Coca dünn geschichtet zum Trocknen ausgebreitet. Dies geschieht unter Dach in Hütten, wo die Luft ständig freien Zutritt hat, und die Blätter müssen fleißig gewendet werden. Die völlig getrocknete Coca wird dann in Ballen gepackt unter sorgfältiger Schichtung der Blätter und kommt in dieser Form zum Verkauf. Die Coca ist ungeheuer empfindlich gegen Nässe und muß stets in trockenen Räumen, erhöht vom Erdboden, bei ständiger Ventilation aufbewahrt werden. Für den Seetransport ist es zweckmäßig, sie in verlötete Blechgefäße zu verpacken, unter Beigabe einiger Stückchen Holzkohle.

Die eigenartige Wirkung des Cocablattes beruht auf den Eigenschaften des darin enthaltenen Cocain, in Verbindung mit anderen Substanzen. Der Genuß des Blattes reicht in die prähistorische Epoche Boliviens zurück, und schon lange vor der Herrschaft der Inkas wurde von den Eingeborenen Coca gekaut, welche von den alten Chroniken aus der Kolonialzeit als „Cuca“ bezeichnet wird. Die Inkas schränkten den Gebrauch der Coca ein, unter spanischer Herrschaft wurde ihr Gebrauch auch unter

[1]) Ein großer Teil dieses Artikels geht über Uyuni—Calama—Atacama und die Calchaquitäler nach Salta.

Cocapflanzung, Stat. Gertrudis. Bei Coroico Yungas.



den niederen Volksklassen der Indianer allgemein. Es möge hier ein Artikel im Auszug Platz finden, den einer der Verfasser im Jahre 1904 im „Militär-Wochenblatt“ veröffentlichte[1]):

„Die Kriegsvorbereitungen Argentiniens führten mich im Jahre 1898 nach den zu der Hochebene von Atacama hinaufführenden Calchaquítälern. Die Bevölkerung und mithin auch die Dienstpflichtigen setzen sich fast aus lauter, allerdings „zahmen“ Indianern zusammen. Dort lernte ich zum ersten Male praktisch die Eigenschaften der Coca kennen. Dort, wie auch hier in Bolivien, wird dieses Blatt von den Indianern in großen Mengen konsumiert.

„In dem kleinen Städtchen Cachi, wo ich mich zeitweilig aufhielt, waren zwei Infanteriebataillone konzentriert. Da wir unbeschränkte Vollmacht hatten, beorderte ich schon in den ersten Tagen 200 Mann des nicht eingezogenen Landsturmes zu Arbeiten auf Exerzierplatz und Scheibenstand.

„Nachdem der Ansturm der einigermaßen verzweifelten Gutsbesitzer abgeschlagen war, verhandelte ich mit den Leuten über das ihnen zu liefernde Essen. Gehalt gab es nicht. Ich war sehr erstaunt, als man mich bat, statt des Essens einige „Tambores“ (so nach der Verpackung genannt) Coca zu spenden. Wo wollten die Leute bei diesem nach meiner Ansicht mindestens überflüssigen Bedarfsartikel die Kraft zur Arbeit hernehmen? Ich wurde aber bald durch meinen liebenswürdigen Quartier-

[1]) „Militär-Wochenblatt“ 1904, Nr. 59: „Eine Beigabe zum eisernen Bestand“.

wirt, einen hochgebildeten alten Herrn, der dortschon jahrelang in der Einsamkeit eines weltverlorenen Städtchens lebte, eines Besseren belehrt.



„Ich gab also den Leuten ihre Coca, und habe es nicht bereut. Die Arbeiter kauten den ganzen Tag, und in etwa vierzehn Tagen hatte ich meinen Exerzierplatz und Scheibenstand. Was genossen diese Indianer mittlerweile an Speisen? So gut wie gar nichts, da sie auf ihren kärglichen Lohn verzichten mußten und ich nicht über die Mittel verfügte, ihnen einen Zuschuß in Geld zu geben.

„Als ich nach hastig betriebenen Detailübungen zum ersten Male die Bataillone zusammenzog, stieß ich wieder auf die Coca. Es fiel mir auf, daß die Leute alle so dicke Backen hatten. Mein Adjutant, ein frisch ausgebildeter Offizier der Gegend, meinte gleichmütig: „Sie kauen Coca." Ja, da soll aber doch gleich . . . Und doch ließ ich ihnen schließlich ihren lieben Brauch, und habe es nicht zu bereuen gehabt.

„Man hatte mir gesagt, daß der Indianer es fast acht Tage ohne Essen und ohne eine Abnahme seiner Kräfte zu spüren aushalten könnte, wenn ihm nur seine Coca nicht fehle. An diesem Tage war um 4 Uhr morgens angetreten worden. Auf schlechten Gebirgswegen marschierte die Truppe einige 20 km. Um Mittag war die Marschübung, an die sich ein zweistündiges Gefecht geschlossen hatte, zu Ende, und die Truppe ruhte auf dem Exerzierplatze. Da an diesem Tage wegen mangelnder Transportmittel die Verpflegung in bar ausgezahlt worden war, erwartete ich, daß die Leute sich auf die zahlreichen Verkaufsbuden stürzen würden. Dies fand aber nicht statt. Nur die Städter kauften Brot und Fleisch; die Indianer sparten ihre Groschen und kauten Coca. Nach einer Stunde Rast wurde



Felspartie in den Yungas.



an dem Tage noch eine Schießübung angestellt. Um 6 Uhr abends rückte die Truppe in ihre Quartiere. Und dabei hatte sie kaum einen Bissen genossen! Bei späteren Übungen habe ich mich überzeugen können, daß diese Leute tatsächlich tagelang ohne feste Nahrung den größten Anstrengungen gewachsen sind.

Dies hat mich auf den Gedanken gebracht, daß es wohl der Mühe wert wäre, in Deutschland Versuche mit diesem Blatt, behufs seiner Beigabe zum eisernen Bestand, anzustellen.[1]) Daß der Gebrauch der Coca wirklich einen Kräfteverfall auf Tage hinaus aufhält, habe ich praktisch erproben können, und zwar ist hierbei das Wichtigste, daß keinerlei nachteilige Nachwirkungen auftreten. Der Indianer sagt, Coca sei ein Nahrungsmittel. Das ist natürlich eine irrige Auffassung, aber es ist charakteristisch, daß er dies Blatt für ein solches hält. Die praktische Wirkung der Coca dürfen wir aber nicht nach den durch Cocain hervorgerufenen Symptomen bemessen, obgleich selbstverständlich innige Beziehungen zwischen diesem Extrakt und dem Cocablatt bestehen. Ich denke mir, die Magennerven werden abgestumpft, und das Hungergefühl tritt zunächst nicht ein. Dabei bleibt aber der Mann frisch und zu jeder Anstrengung befähigt.

„Hier in Bolivien gibt es indianische „Sachsengänger", die zur Arbeit von der Puna nach der subtropischen Yungasgegend wandern. Die Fußreise dauert sieben bis acht Tage, und auf der ganzen Tour kaut der Indianer nur Coca."

Diesen Ausführungen fügen wir bei, daß bei den letzten Expeditionen bolivianischer Truppen nach dem Acregebiet ein Infanteriebataillon zwei Tage lang sich nur mit Coca frisch und marschfähig erhielt, trotzdem keine Lebensmittel zur Hand waren. Außerdem leistet die Coca bei Verdauungsstörungen und Magenschwäche gute Dienste und auch gegen Seekrankheit wird sie manchmal angewendet, sei es gekaut oder als Aufguß. Ihre, abgesehen von den Magennerven, im allgemeinen nervenanregende Eigen-

[1]) Bisher hat diese Anregung leider keinen Erfolg gehabt; welcher ungeheure Vorteil erreicht wird, wenn man die Truppe ev. ohne Nahrung für einen oder zwei Tage im Notfalle marsch- und gefechtsfähig erhalten kann, bedarf keiner Erörterung. Zu näherer Auskunft ist Oberstleutnant v. Vacano, La Paz, Bolivien gern bereit.



Plaza von Coroico.



Tanzende Aimará-Indianer. (Coroico, Yungas.)



schaft scheucht den Schlaf und regt geistig an. Die gefürchtete Höhenkrankheit, Puna oder Soroche genannt, welche sich in Atemnot und Herzbeklemmungen äußert, wird ebenfalls durch die Coca gemildert. Bei den Indianern Boliviens, Männern und Weibern, ist der Cocagenuß etwa vom fünfzehnten Jahre an allgemein.

Die einheimische Pflanze Jamach'ppeke[1]) verdient ebenfalls erwähnt zu werden. Sie kam ursprünglich wildwachsend in den Yungaswäldern vor, war schon den ersten Spaniern bekannt und wird heute in beschränktem Maßstabe angebaut. Die Frucht wird gepflückt und dann sofort auf einem flachen Steine gemahlen, bis die Knollen völlig zu Brei geworden sind. Dann werden in Wasser die Fasern herausgewaschen, und das so gewonnene Mehl wird auf Tüchern zum Trocknen ausgebreitet. Dieses Mehl ist außerordentlich nahrhaft und leichtverdaulich; es wird hauptsächlich kleinen Kindern gereicht, und auch für Rekonvaleszenten ist es sehr zuträglich. Vielleicht würde diese Pflanze, ebenso wie die Coca[2]), in unseren ostafrikanischen Kolonien gut fortkommen. Wir können zu

[1]) Jamach'ppeke ist ein Wort der Aimarásprache und bedeutet Vogelkopf. Die Pflanze gehört zur Familie der Orchideen, ist aber noch nicht näher bestimmt. [2]) Die Coca namentlich ist wegen ihrer stabilen und hohen Preislage ein Produkt, dessen Anbau äußerst gute pekuniäre Erfolge zeitigt. Auch die Verpflanzung des Gummibaumes nach tropischen Kolonien verdient Beachtung. Kaffee und Baumwolle unterliegen häufig großen Preisschwankungen.

einem Versuch raten und glauben, daß die Pflanze in heißem und feuchtem Klima allenthalben gut gedeihen wird.

Auch Gold findet sich in fast allen Flüssen und Bächen der Yungas; namentlich der Rio Coroico mit seinen Zuflüssen ist sehr reich an dem edlen Metall, welches aus Mangel an Arbeitskräften und wegen schwieriger Wegeverhältnisse bisher nur in sehr geringem Maßstabe ausgebeutet wird.

Im Nordwesten der Yungas folgen die eine ähnliche Vegetation aufweisenden Provinzen Larecaja, Muñecas und Caupolicán, an die sich weiter im Norden der an das Acregebiet grenzende Koloniebezirk anschließt. In allen diesen Gegenden wird Gummi gewonnen, und in manchen Gold führenden Flüssen arbeiten bereits kapitalkräftige Gesellschaften.

SÖHNE DER WILDNIS. Einige Tagereisen von La Paz entfernt liegt im Nordwesten die geheimnisvolle „Republik" Challana. Bis vor Kurzem ein Staat im Staate! Trotz verschiedentlicher Strafexpeditionen war es der Regierung bisher nicht möglich, die unbotmäßigen Aimará-Indianer der Urwälder Challanas völlig zum Gehorsam zu zwingen, woran hauptsächlich die Unwegsamkeit des zerklüfteten und stark bewaldeten Geländes schuld ist.

An der Spitze dieses eigenartigen Räuberstaates stand bis vor Kurzem ein ehemaliger bolivianischer Militär, der mit starker Hand das Zepter schwang[1]). Die Bewohner Challanas kann man nicht als „Wilde" bezeichnen, denn sie beuten ihren Gummi aus, treiben Ackerbau und Handel und monopolisieren ihr Gebiet, das auch sehr reich an Zinn und Gold ist. Ohne Erlaubnis des Chefs wurde niemand in das Challanaländchen hereingelassen; namentlich auf Goldsucher haben diese Indianer ein scharfes Auge.

Vor etwa sechs Jahren fand eine nach Challana gerichtete Goldsucherexpedition ein tragikomisches Ende. Drei Herren germanischer Abstammung, deren Namen wir mit diskretem Schleier bedecken, zogen nach sorgfältiger Vorbereitung dem Challanafluß zu. Unter ihrer Ausrüstung befand sich ein Taucherapparat, Zelte, photographische Apparate, Koffer und Kisten voll Konserven, feinen Weinen usw. Man reiste mit großem Komfort .....

Nach einigen Tagen langte die Expedition wohlbehalten am Challanafluß an; an einem Wasserfall wurden die Zelte aufgeschlagen, der Taucherapparat zurechtgemacht, und bald prasselte ein lustiges Feuerchen, an dem eine reichliche Abendmahlzeit zubereitet wurde. Die abgesattelten Maultiere weideten friedlich in der Nähe, und schon wollten sich die Herren zum sukkulenten Abendbrot niederlassen, als es plötzlich auf dem entgegengesetzten Flußufer krachte; blaue Rauchwölkchen stiegen aus dem Gebüsch, und zischend strichen die Kugeln über das Lager. Wo sie ge-

[1]) Er wurde mittlerweile von den Indianern ermordet.



rade saßen und standen, warfen sich die Expeditionäre hinter einige schützende Erdhügel, während das Feuer der Challana-Indianer immer lebhafter knatterte.

Bei einbrechender Dunkelheit hörte die Schießerei auf, um bei Morgengrauen von neuem die unglücklichen Goldsucher in Angst und Schrecken zu versetzen. Das Ende vom Liede war ein fluchtartiger Rückzug, bei dem sämtliche Lasttiere samt Taucherappart in die Hände der Indianer fielen. Später wurden „diplomatische Noten“ mit dem Chef des Räuberstaates ausgetauscht, die jedoch keinerlei Erfolg hatten. Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen .....

Friedlicher sind die Lecos-Indianer, welche in den Gummiwäldern des Rio Mapiri arbeiten und als Schiffer den Personen- sowie Güterverkehr auf den Flüssen vermitteln. Sie sind sehr geschickte Bogenschützen und liegen fleißig der Jagd auf Affen, Tapire und dem Fischfang ob; doch bauen sie auch sorgfältig ihre Felder an. Unter den Weibern findet man graziöse Gestalten mit wohlgeformten Gesichtszügen, und auch die Männer sind von schlankem Wuchs. Fast sämtliche Lecos-Indianer beherrschen die spanische Sprache, im Gegensatz zu den Aimarás der bolivianischen Hochebene.

Diese Indianer üben den eigenartigen Brauch der Couvade; kommt die Frau nieder, so geht sie schon nach wenigen Stunden wieder ihrer Arbeit nach; dafür aber legt er, der Herr des Hauses, sich drei Tage lang ins Wochenbett. Die liebende Gattin pflegt ihn, sorgt für Speise und Trank und bindet ihm ein Kopftuch um die Stirn. Während dieser Zeit ist es völlig unmöglich, den Lecos-Indianer zum Aufstehen zu bewegen oder ihn gar zur Arbeit anzuhalten; zwingt man den Ehemann zum Auf-

Sorata. (Im Hintergrund der Illampu, 7700 m.)



stehen, so ist eine Erhebung der Stammesgenossen zu gewärtigen. Stammverwandt mit den Lecos sind die weiter nördlich wohnenden Apolo-Indianer.

Unterhalb Rurenabaque, zwischen den Flüssen Madre de Dios, Beni und an den Ufern des Madidi, hausen die gefürchteten, unzähmbaren Guarayo-Indianer. Unmöglich ist es, ihre Zahl auch nur annähernd anzugeben, doch sind sie nach allen Angaben einer der stärksten Stämme; auch über ihre Sprache ist nichts Näheres bekannt. Diese wilden, tapferen Nomaden streifen ständig durch die Wälder und bedrohen häufig die Baracken am Mapiri und Beni. Guarayo soll in der Übersetzung Mörder bedeuten; der Stamm lebt in steter Fehde mit allen übrigen Tribus, überfällt ihre Wohnstätten, mordet und plündert. Es ist bis heute noch nicht gelungen, einen Guarayo zu zähmen; denn er zieht den Tod der Gefangenschaft vor, und sogar Kinder verweigern die Aufnahme von Nahrung und sterben freiwillig den Hungertod.

Im Frühjahr werden die Guarayos namentlich den auf den Flüssen reisenden Geschäftsleuten gefährlich, da sie sich dann auf der Suche nach Schildkröteneiern befinden, welche diese Tiere im Ufersand der Wasserläufe verscharren. Häufig kommt es vor, daß der Reisende bei Morgengrauen durch die Schreckrufe „Los bárbaros!“ seiner indianischen Diener aus dem Schlafe geweckt wird. Dann heißt es schnell die Flucht ergreifen.

So viel über die allgemein gefürchteten Guarayos, deren Ausrottung wohl mit der Zeit erfolgen wird, da sie sich schwerlich der Kultur unterwerfen werden.



Zum Schluß wollen wir noch einer Indianergenossenschaft Erwähnung tun, die gar nicht weit von La Paz, etwa 30 km entfernt, in den Bergen wohnt und sich eine gewisse kommunale Selbständigkeit bewahrt hat. Es sind dies die „zahmen" Indianer von Collana, vom Stamme der Aimarás. Wertvolle Minen befinden sich in ihrem Besitz, und eifersüchtig wachen sie darüber, daß niemand nähere Einsicht in die Gruben nimmt. Zwei Nordamerikaner, die um das Jahr 1903 die Geheimnisse von Collana zu erforschen suchten, verschwanden spurlos.

In demselben Jahre ritt ein österreichischer, auf der Durchreise begriffener Diplomat zur Jagd auf Venados in die Berge, begleitet von einigen Herren aus La Paz. Der Jagdeifer führte die Gesellschaft allmählich immer weiter ins Gebirge hinein, und als die Nacht anbrach, hatten sie glücklich den Weg verloren. Da tauchte ein Indianer in der Nähe auf. Er wurde auf spanisch befragt, schüttelte den Kopf und antwortete mit einem Schwall gutturaler Laute der Aimarásprache; schließlich verständigte man sich doch insofern, daß die Rothaut unsere Jäger nach einem nahegelegenen Dorf bringen wollte.

Nach einem Ritt von etwa einer Stunde erreichte man ein Indianerdorf, das, mit starker Mauer umgeben, in einem Wald von Kaktuspflanzen halb verborgen lag. Auf einer kleinen Plaza machten die Jäger Halt, umgeben von einer neugierigen, mißtrauischen Menge schlitzhosiger Indianer; nach einer Weile erschien der Ortsvorsteher; man nötigte sie, abzusteigen, und führte sie in ein niedriges Zimmer.

Die Situation wurde entschieden unbehaglich. Draußen auf der Plaza tönten erregte Stimmen, drinnen verhandelten die Jäger mit dem Ortsvorsteher, einem alten, hageren Indianer, der ein wenig Spanisch radebrechte. Augenscheinlich glaubten die Indianer, die Herren befänden sich auf der Suche nach Minen; schließlich aber war es möglich, sie zu überzeugen, daß es sich nur um eine harmlose Venadojagd handelte. Während

Zusammenfluß des Rio Ugapi und Rio Kaka. Gallapos (Flöße.)



der Unterhandlungen hockten zwei mit Gewehren bewaffnete Rothäute neben der Tür und ließen die geängstigten Nimrode nicht aus den Augen.

Nun änderte sich glücklicherweise das Benehmen der Dorfbewohner. Die Menge lief auseinander, der Ortsvorsteher nahm Platz zum versöhnlichen Trunk, und schließlich streckten sich die ermüdeten Herren auf improvisierten Betten aus. An Schlaf war aber nicht zu denken; draußen vor der Tür hielten einige Indianer Wache, und was die Jäger besonders ängstigte, waren vier Stollen, die unter dem Erdboden vom Zimmer herausführten, so daß das Schließen der Tür keinerlei Sicherheit bot.

Die Nacht verging ohne weiteren Zwischenfall, und frühmorgens fanden sich einige Indianer als Jagdbegleiter ein. Die Herren zogen aus, erlegten unter kundiger Führung sechs Venados und kehrten gegen Mittag nach dem Dorf zurück. Die Szenerie war jetzt wie ausgewechselt; auf einem sauber gedeckten Tisch dampfte eine Cacuela[1]), appetitlich dufteten gebratene Hühner sowie ein Lammviertel; die Mahlzeit, der alle Ehre angetan wurde, beschloß Obst und Kaffee. Der Dorfpascha verweigerte hartnäckig, ja beleidigt, jedwede Bezahlung; man zeigte den Fremden sogar den Eingang der Stollen ins Bergwerk, das mitten im Dorfe liegt, und

[1]) Suppe mit Fleisch, Gemüse; ähnlich dem spanischen Puchero (sprich: Putschéro).

schließlich trennten sich Weiße und Rote in bestem Einvernehmen; doch waren die Jäger schließlich froh, das unheimliche Dorf hinter sich zu haben.

Die Geschichte hatte noch ein Nachspiel, denn nach einigen Wochen erschien der Ortsvorsteher in La Paz und bat schmunzelnd einen der Herren, er möge bei seinem Söhnchen Gevatter stehen .....

Die Felder dieser Indianer von Collana werden außerordentlich sorgfältig angebaut, und zahlreiche Schafherden weiden auf den Bergen. Die Anwohner sind sämtlich sehr wohlhabend, bezahlen ihre Abgaben und Minensteuern pünktlich, wollen aber ihre kommunale Selbständigkeit um 'jeden Preis bewahren. Die Regierung läßt die Leute deshalb auch in Ruhe.

IM ERZGEBIET ORURO

AUSBLICK. Weitaus, einförmig, mit Steingeröll bedeckt und spärlichem Graswuchs bestanden, erstreckt sich die baumlose Pampa von Oruro über ein Gebiet von etwa 50000 qkm. Aus dieser riesigen Ebene erheben sich mäßig hohe Gebirgszüge meist vulkanischen Ursprunges; die östliche und westliche Kette der Anden bildet nach zwei Seiten hin ihre natürliche Grenze; im Norden schließt sich das Departement La Paz, im Süden jenes von Potosí an.

Der sandige Boden, ungeheure Kalklagerungen, in denen man Reste von Muscheln und Fossilien findet, Dünen und Sandhügel deuten darauf hin, daß früher dort ein großes Meer sich ausdehnte, als dessen letztes Überbleibsel der Titicacasee und Lago Poopó sowie der beide Becken verbindende Rio Desaguadero zu betrachten sind.

Da kein Punkt des großen Departements unter einer Höhe von 3600 m liegt, so ist das Klima rauh, trocken, windig und sehr kalt. Die fast stets wehenden, in ihrer Richtung veränderlichen Winde haben schroffe atmosphärische Umschläge im Gefolge, die sich in den tiefergelegenen Teilen in häufigen Hagelschlägen äußern, während dann in der Hochkordillere Schnee niedergeht. Im Winter hüllt sich auch manchmal die weite Pampa in einen glitzernden Schneemantel; doch schwindet er stets bald unter den Strahlen der Sonne. Die mittlere Jahrestemperatur übersteigt 10^{0} Celsius nicht, und an einigen höhergelegenen Punkten herrscht stets eine bei der dünnen Luft doppelt empfindliche Kälte.

Der Boden ist im allgemeinen wenig produktiv, woran teilweise das Klima und die Beschaffenheit der Erdkrume, andererseits aber auch das Fehlen geeigneter Bewässerungsanlagen sowie die Indolenz der indianischen Bevölkerung schuld sind. Die Erde ist stellenweise sehr salzhaltig, und mehrere weißschillernde, ausgetrocknete Salzseen erscheinen dem Reisenden in der Ferne wie große Wasserbecken. Der Ackerbau beschränkt sich auf den Anbau von Gerste, Kartoffeln, Bohnen und Hirse; doch kommen an geschützten Stellen unsere Gartengemüse teilweise noch fort.

So arm das Departement an Bodenerzeugnissen ist, nimmt es doch hinsichtlich seines Handels und namentlich infolge seines großen Mineralreichtumes und seiner entwickelten Minenindustrie eine hervorragende Stelle ein. Im Schoße der Berge finden sich alle nur denkbaren Metalle und Bodenschätze, wie Wismut, Borax, Antimon, Schwefel, Kalk, Kaolin, Torf, Kobalt, Kupfer rein und gebunden, Eisen, Achat, Wolfram, Magnesia, Gold, Bimsstein, Blei, Zinksulfate und Karbonate. Besonders aber her-



Arbeiter aus Oruro.

vorzuheben sind Zinn und Silber, deren Abbau in großem Maßstabe betrieben wird. Auch kommen eisen- und schwefelhaltige heiße Quellen vor, die aber bis jetzt zu Heilzwecken noch nicht benutzt werden.

Die Stadt Oruro liegt 3694 m über dem Meeresspiegel. Im Schutz des Berges Pié de Gallo [1]) dehnt sich die in altem, kolonialem Stil erbaute Stadt aus, welche im Jahre 1606 unter dem Namen Villa de San Felipe de Austria infolge der daselbst gelegenen reichen Silberminen gegründet wurde. In alten Zeiten war Oruro stark bevölkert und sehr reich, eine würdige Nebenbuhlerin der Silberstadt Potosí. Schon die Inkas und später die Spanier bauten die ergiebigen Silberminen ab; jedoch entvölkerte sich die Stadt später mit dem Rückgang der Silberpreise. Erst in neuerer Zeit ist wieder ein Aufschwung eingetreten, infolge der großen Nachfrage an Zinn. Heute werden sogar in der unmittelbaren Umgebung der Stadt sowie in dieser selbst ganze Hügel von Zinnerz [2]) durchgearbeitet, welche seinerzeit wegen der Bedeutungslosigkeit dieses Metalls beim Abbau des Silbers entstanden.

Die Einrichtungen der Minen sind moderner Art; über 300 m tief wurden die Schächte in den Erdboden getrieben, und ein Labyrinth von langen Stollen durchschneidet die Berge. Die berühmtesten Minen sind Socavón de la Virgen, San Cristóbal und San José, alle drei dicht bei der Stadt und in dieser selbst gelegen.

Oruro hat heute etwa 30000 Einwohner, hierunter viele Minenarbeiter. Seine zentrale Lage zwischen den wichtigsten Departements der

[1]) Hahnenfuß. [2]) Zinn und Silber finden sich in den gleichen Gängen.

Republik erhöht die Bedeutung der Stadt, und die Bahnen, welche sie mit Hafenort Antofagasta und mit La Paz verbinden, hat viel zu ihrer Entwicklung beigetragen. Viele Backsteinhäuser sind an Stelle der alten, aus Luftziegeln errichteten Gebäude getreten, die seinerzeit noch mit Pampagras eingedeckt waren. Wenn der schneidende Pampawind durch die Straßen fegt, bringt er von den am Ostrande der Stadt gelegenen Arenáles[1]) dichte Sandwolken herein, die sich mit dem Staub der Straßen mischen und die ganze Stadt in einen trüben Schleier hüllen.

Die Fremdenkolonien, unter denen die deutsche eine sehr geachtete Stellung einnimmt, tragen viel zum Fortschritt Oruros bei, und manch stattlicher Laden ziert die Straßen. Oruro macht auf den ersten Blick zwar einen etwas dürftigen Eindruck, doch sind dort ganz gewaltige Kapitalien angelegt. Der internationale Klub ist ein Mittelpunkt sozialen Lebens; er besitzt eine sehr gute Bibliothek und ist mit Komfort ausgestattet. Mehrere gute, von Europäern geleitete Hotels bieten dem Reisenden genügende Bequemlichkeit.

Die Straßen sind meist einstöckig, die Straßen kurz und gerade; der Verkehr ist lebhaft. In den Hauptverkehrsadern herrscht ständig ein ohrenbetäubender Lärm, schrill gellt der Pfiff der Dampfmaschinen aus den Minen, knarrend und ächzend wälzen sich schwere, zweirädrige, erzbeladene Karren durch die Straßen, und dazwischen tönt das Geklingel unzähliger kleiner Glöckchen am Hals der Maultiere und Pferde. Mitten in der Stadt liegt eine alte Festung, die von den Spaniern im Jahre 1820 während der Unabhängigkeitskämpfe erbaut wurde; um das nötige Gelände freizulegen, wurde damals ein Drittel der Stadt abgebrochen. Bis vor kurzem diente der Bau noch als Kaserne für die Garnison; jetzt ist eine geräumige und vorzüglich eingerichtete Kaserne für die Truppen vorhanden.

Einer freundlichen Einladung Folge gebend, besuchten wir vor einigen Jahren die Mine Socavón de la Virgen, deren Eingang in der Stadt selbst liegt. Um die Arme frei zu behalten, hatten wir die mit Unschlitt gefüllten Bergmannslampen im Knopfloch befestigt, und so tappten wir vorsichtig, einer hinter dem anderen, durch den Stollen. Etwa 200 m lang war der Boden eben, Wände und Decke ausgebaut, so daß Schutz gegen eventuell durch Dynamitexplosionen hervorgerufene Verschüttungen vorhanden ist. Weiterhin wurde der Weg sehr beschwerlich; schroffe Kurven mahnten zur Vorsicht; man kletterte beim trüben Licht der Lampe über steile Absätze mit tiefen Löchern und Rissen, und bald nötigte uns der enge Gang zum Kriechen, bald erweiterte er sich wieder. Der Führer schritt voraus und warnte mit lauter Stimme vor ausspringenden Felskanten, Wasserlöchern und tiefen Schächten.

[1]) Arenáles, Sanddünen, die in steter Bewegung sind; bei starkem Wind ist es gefährlich, durch diese Dünen zu reiten.



Nach beschwerlichem Marsch, der etwa eine halbe Stunde gedauert hatte, ruhten wir in einer Grotte aus; die mit Gasen geschwängerte, heiße Luft, die finsteren, zerklüfteten Gänge, von denen das Wasser herabtropfte, die trostlose Öde der ganzen Szenerie — alles dies legte sich bleiern auf die Nerven. Nach verschiedenen Richtungen zweigten sich von der Grotte Galerien ab, aus denen vibrierend der metallische Klang der Hammerschläge ertönte; aus der tiefen Dunkelheit tauchten hier und da kleine, zitternde Flämmchen auf, die wie Irrlichter vorüberhuschten und verschwanden.

Wir wanderten zurück und atmeten erleichtert auf, als vor uns der Eingang des Stollens gleich einem Stern in dunkler Nacht auftauchte, und in langen Zügen sogen wir die reine, kalte Luft ein. Ein kräftiges Frühstück beschloß die denkwürdige Wanderung durch das Bergwerk Socavón de la Virgen.

Sehr reiche, reine Zinnformationen finden sich besonders in Huanuny, Provinz Carangas, nördlich vom Salzsee Coipasa vor, und in der Gegend von Poopó stößt man auf ergiebige Gold-, Silber- und Zinnlager. Bei dem Städtchen Poopó liegen am gleichnamigen Flüßchen viele große Anlagen zur Konzentrierung des Zinns, und auch die in Oruro geförderten Metalle müssen hier aufbereitet werden, da dort stets Wassermangel herrscht.

Auch die Umgegend von Challapata, 111 km südlich von Oruro an



Zinnlager.



Maschinentransport nach der Mine.

der Bahn gelegen, ist reich an Silber- und Zinnminen. Das erst im Jahre 1893 gegründete Städtchen erfreut sich eines lebhaften Handelsverkehrs, und es werden hier sogar Erze von Potosí verschifft.

Bedeutendere Zinnminen im Betrieb. Ein Quintal = 46 kg. (Die Minen produzieren teilweise Zinn und Silber).

Lage	Name	Jährlicher Export, Quintales	Annähernder Wert der jährl. Prod. in £
Prov. Cereado	Socavón de Oruro	—	67 000
„ „	San José	—	29 000
„ „	Morococala	12 000	29 000
„ „	Negro Pabellon	3 600	8 000
„ „	Huanuni, Penny & Duncan	31 000	100 000
„ „	Ei Balcon	41 000	100 000
Prov. Poopo	Antequera	6 000	1 400
„ „	El Acre	3 600	—
„ „	Avicaya	42 000	170 000

IN DER TOTENSTADT. In einigen Gegenden Boliviens, so im Departement La Paz und vor allem in dem von Oruro, finden wir an einsamen, abgelegenen Stellen seltsame Bauwerke, ohne Symmetrie errichtet, teilweise einzeln, dann wieder willkürlich in unregelmäßige Gruppen zerstreut. Zeugen einer altersgrauen Vorzeit, haben sich diese schmucklosen, niedrigen, aus einer zähen Mischung von Erdschlamm und Steppengras errichteten Häuschen trotz Wind und Wetter bis in unsere Zeit erhalten.

Man nennt sie Chulpas[1]) oder Wohnstätten der Chulpas, ein Kollektivname, welcher sowohl die prähistorischen Bewohner als auch ihre Heimstätten umfaßt. Häufig sind diese Chulpas viereckig, wie jene von Escoma, Departement La Paz, oder die von Caracollo, Provinz Cercado, und Carangas, im Departement Oruro. Andere wieder sind rund und turmförmig aufgebaut, wie zum Beispiel die von Sillustani, in der Nähe des Lago Umayo.

Die Sonne stand schon tief am Horizont, als wir uns der nicht weit von Poopó gelegenen Totenstadt näherten. Von weitem schimmerten die weißen Häuser herüber; es machte den Eindruck, als ob sie frisch geweißt wären, indessen ist diese helle Färbung der Erdmasse eigen. Trostlos umfing uns die Einsamkeit der weiten Pampa; der kühle Abendwind wellte

[1]) Sprich: Tschúlpa; man nennt sie auch Huácas, Chácas und Pucaras; jedoch werden diese beiden letzteren Benennungen auf Stein- und nicht auf Erdbauten angewendet.



Blick auf eine Mine.



die Steppengräser und strich mit eigentümlich surrendem Geräusch durch die Wohnstätten der Toten.

Es wurde abgesattelt, die Pferde erhielten ihr Futter, und dann bereiteten wir uns aus den mitgeführten Vorräten ein Abendbrot. Bald sank die Nacht hernieder, und ohne den Bauten einen Besuch abzustatten, legten wir uns in der nächstliegenden Chulpa zur Ruhe. Dort lagerten wir über dem Grabe der geheimnisvollen, prähistorischen Bewohner, und grübelnd schweifte der Geist in längst vergangene Zeiten zurück. Noch ehe der erste Inka sein Zepter über dem großen Reiche schwang, erstanden diese Bauten, und dort, wo jetzt dicht bei dem Eingang unser Feuer flackerte und glimmte, mögen wohl auch die Alten abends plaudernd um den Herd gesessen haben. Der Schlaf schloß endlich unsere müden Augen; wie lange mochte es wohl her sein, seit ein menschliches Haupt dort Ruhe suchte?

Helles Gewieher unserer Pferde weckte uns früh am anderen Morgen, und wir schritten zu den beabsichtigten Nachgrabungen. Unsere Indianer, von abergläubischer Furcht erfaßt, weigerten sich hartnäckig, zu arbeiten, so daß wir persönlich zu Hacke und Schaufel greifen mußten. In einem Gelaß, so groß, daß vier Personen darin schlafen konnten, und zwar zwei nebeneinander und die anderen beiden gegenüber, Fußsohle gegen Fußsohle, begannen wir zu graben; eine beschwerliche Arbeit in der dünnen Luft!

Auf ungefähr 80 cm Tiefe stießen wir auf eine Gerippe, daß in



hockender Stellung in einem halb zerfallenen, aus Steppengras geflochtenen Korbe saß; nach dem Knochengerüst zu schließen, war es der Angehörige einer großen, hochgewachsenen Menschenrasse [1]). Gegen Mittag verließen wir die ungastliche Stätte mit unserem Funde; dies war unser erster Besuch in einer Totenstadt.

Die viereckigen Chulpas gleichen einem großen, massiven Kasten, sind verschieden groß und ungefähr 4 m hoch; ihr oberer Teil ist abgeplattet; der Durchmesser der massiven Erdwände beträgt etwa 80 cm. In das Innere gelangt man durch einen niederen, schmalen Eingang von elliptischer Form, welche der Sonne zugekehrt und so auch vor den sehr häufigen Westwinden einigermaßen geschützt ist. Innen sind die Chulpas nur etwa 2 m hoch, die Decke bildet ein 2 m starkes Spitzgewölbe. Breite und Länge des Raumes richtete sich offenbar nach der Anzahl der Familienangehörigen. So finden wir Chulpas, deren Innenraum für einen oder zwei nebeneinanderliegende, ausgestreckte Menschen genügte, und solche für vier Personen, wie oben erwähnt.

Manche Skelette lassen deutlich erkennen, daß der Mensch lebendig

[1]) Die heutigen Aimarás und Quetchuas sind nur von Mittelgröße.



begraben wurde; die Schädel der Männer zeigen eine künstlich abgeplattete Stirn [1]), während jene der Weiber wohl infolge von Vererbung eine ganz unbedeutende Abplattung aufweisen. Etwa 5% aller bisher aufgefundenen Schädel sind trepaniert. Wir sahen auch Schädel, in denen deutlich der Eindruck einer Bóla [2]) erkennbar war, und in der Mitte dieser Vertiefung befand sich ein kleines Loch von etwa 1 cm Durchmesser. Es ist nicht unmöglich, daß dieses Loch im Schädel getöteter Feinde zum Herausnehmen oder Aufsaugen der Gehirnmasse diente.

Es kommt vor, daß man in den Chulpas über der Erde, gegen die Wand gelehnt, Skelette findet; doch sind dies Leichen neuerer Zeit, welche dort von Indianern bestattet wurden.

Auch allerlei Gerätschaften und Gebrauchsgegenstände findet man in den Gräbern, wie Bekleidungsstücke aus grob gesponnener Wolle,

1) Die Stirne der männlichen Kinder wurde in zartester Jugend künstlich abgeplattet.
2) Bóla, Wurfkugel aus Stein, wie man sie unter den Trümmern in Tiahuanacu findet. Der heutige bolivianische Indianer kennt diese Waffe nicht mehr, die noch im 19. Jahrhundert von den argentinischen Pampa-Indianern geführt wurde.

Tipóys, Decken, Röcke, Mützen, Sandalen, ferner die zum Spinnen und Weben nötigen Geräte, die aus Holz, Knochen und Kupfer gefertigt sind. An Schmuck enthalten die Gräber kleine Kügelchen aus buntem Stein, kupferne Ringe, Schmucknadeln aus Kupfer, wohl auch aus Silber, doch selten aus Gold gefertigt. Auch hat man silberne und goldene Bänder gefunden, sowie Messer und Beile aus Kupfer.

Hin und wieder stößt man auf einen Gegenstand aus Bronze; die meisten Geräte zum Hausgebrauch und zur Bearbeitung des Bodens bestehen aus Stein, so Handmühlen, Stoßmörser, auch viele Beile, und zwar aus Silur und Syenit. Auch die Wurfkugeln wurden aus Syenit gefertigt. Als Waffen dienten Schleuder und Wurfkugeln; in großer Menge findet man Stricke aus Steppengras gedreht, knöcherne Nadeln und Ahlen, ferner hölzerne Löffel und Töpferwaren.

Monolithe, ähnlich denen Tiahuanacus, doch gröber gearbeitet, kommen häufig in der Nähe der Chulpas vor.

Die Skelette sind meist völlig konserviert und manchmal mit Haut überzogen; jedoch kann man wohl in den meisten Fällen nicht von eigentlichen Mumien sprechen, da die Konservierung wahrscheinlich eine Folge des Höhenklimas ist. Dennoch scheinen die Alten schon ein Mittel zur Erhaltung der Leichen gekannt zu haben, denn selbst in feuchten und warmen Gegenden, welche die Fäulnis einer Leiche beschleunigen müssen, findet man gut erhaltene Mumien. Im Jahre 1897 wurde eine in der Nähe von Cochabamba gefundene, vortrefflich erhaltene Mumie von heller Farbe nach Paris gesandt, deren Bauch eine Naht aufwies. Man behauptet, daß die Leichen mittelst der Tara, einer einheimischen Frucht, behandelt wurden; diese besitzt antiseptische Eigenschaften und wird heute noch im Kürschnerhandwerk angewendet.

AUS DER TIERWELT. Die Tierwelt des Departements ist infolge der großen allgemeinen Höhenlage wenig reichhaltig; doch sind drei wichtige Arten hervorzuheben, die Vicuña, das Alpaca und die Chinchilla.

Die Vicuña gehört ebenso wie das Alpaca, Guanaco und Llama zur Familie der Kamele; doch ist sie schlanker und zierlicher gebaut als letztgenannte. Überall auf der bolivianischen Hochebene und auch an den Hängen der Kordillere findet man dieses scheue Wild in Trupps von zehn bis zwanzig Stück; aber leider ist die Art, da jeglicher Jagdschutz fehlt, in rascher Abnahme begriffen.

Die Überlieferung erzählt uns, in welcher Weise die alten Aimarás und Quechuas Vicuñas jagten: Im Halbkreis wurden Rohrstäbe in die Erde gesteckt und durch Stricke verbunden; über das Ganze breitete man buntfarbige Decken, die im Winde flatterten und schillerten. Ein Teil der



Jäger verbarg sich hinter diesen Tüchern, ein anderer trieb die Vicuñas in den Kreis, unterstützt von einer Meute Hunde. Hinter den Treibern folgte eine zweite Reihe Jäger, unter sich mit Stricken verbunden, und diese schlossen allmählich den Kreis, so daß die Vicuñas nicht ausbrechen konnten. Die Tiere, welche vor den Tüchern zurückscheuten, wurden lebend gefangen, gebunden und dann nach Hause gebracht. Versuchte einmal ausnahmsweise eine Vicuña durchzubrechen, so wurde sie von den hinter den Decken verborgenen Männern abgefangen.

Bei den großen Hofjagden der Inkas wurde in anderer Weise verfahren; Tausende von Indianern reichten sich die Hände und kreisten so die Vicuñas meilenweit ein. Allmählich wurde der Kreis immer mehr verengt, wie bei einem Kesseltreiben, so daß schließlich Hunderte von Vicuñas in die Hände der Jäger fielen. Auch mit Boleadóras[1]) wurden die Vicuñas in früherer Zeit gejagt, wie noch heute Venados, Guanacos und Strauße im südlichen Argentinien.

Nur ein einziges Männchen befindet sich bei dem Rudel weiblicher Vicuñas und wacht über ihre Sicherheit; ein schriller Pfiff ist das Zeichen zur Flucht. In der Brunstzeit, bei Herbstbeginn, finden erbitterte Kämpfe unter den Böcken statt, wobei nur einer als Sieger und Herr des betreffenden Rudels das Kampffeld behauptet. Die Unterlegenen ziehen traurig

[1]) Boleadóras, Wurfkugeln, an Riemen befestigt, die sich um die Hinterbeine des verfolgten Tieres schlingen.

ab und leben in strengstem Zölibat bis zum nächsten Herbst; häufig trifft man diese Böcke in kleinen Rudeln an.

Die äußerst feine, seidenartige Wolle der Vicuñas ist sehr geschätzt, und es wäre wohl der Mühe wert, sie zu zähmen und, gleich den Alpacas und Llamas, in großen Herden in der Kordillere und auf der Puna zu halten, da sie mit jeglichem Futter zufrieden sind. Aus den Fellen der Vicuñas werden sehr hübsche und warme Schlaf- und Vorlegedecken gefertigt, deren Preis verschieden ist, je nachdem die Decken nur aus Füßchen oder Halsstücken oder aus Bauchteilen zusammengesetzt sind.

Der Indianer der Hochkordillere und Puna fristet sein trauriges, einsames Dasein in großer Dürftigkeit; sein ganzer Reichtum besteht in einigen Schafen, Eseln und Llamas, und wenn man ins Gebirge reitet, sieht man ihn häufig bei seiner Herde auf einem Felsblock sitzen, in der Hand die traditionelle Rohrpfeife, welcher er melancholische Töne entlockt. Zwischen die Llamas gemischt, kann man manchmal einige schlanke, feinwollige Alpacas bemerken, deren wertvolle Wolle leider bisher nicht in größeren Mengen produziert wird. Die Tiere sind von verschiedener Färbung, weiß, schwarz, grau und rötlich, und ausgewachsen etwa 80 cm hoch; wenn man das Alpaca, wie üblich, alle zwei Jahre schert, so gibt es 5 bis 7 kg seidenartige Wolle. Das Alpaca kreuzt sich leicht mit der Vicuña, und dieses Kreuzungsprodukt trägt eine verfeinerte, ausgezeichnete Wolle, wie wir zu bemerken Gelegenheit hatten. Von der Chinchilla wurde bereits in dem Abschnitt „Rundschau. Aus der Gegenwart Boliviens“ berichtet. Es ist ein kleines Tier aus der Familie der Viscachas (Bergratte, Eriomys lanigera), von der Größe eines kleinen Kaninchens, und hat ein kleines, weiches, grauglänzendes Fell, das auf dem Rücken ins Weißliche übergeht und auf der Brust hellgrau getönt ist. Die Chinchilla lebt in Erdhöhlen an den Hängen der bolivianischen Westkordillere, und zwar nur in gewissen Gegenden, wie Carangas und Lipez[1]). Eine chilenische Abart ist etwas kleiner, und ihr Fell erzielt nicht den Preis der bolivianischen Chinchilla. Die Indianer verfolgen des Tier eifrig, und es ist daher eine starke Abnahme der Art zu bemerken. Man geht in Bolivien damit um, die Chinchilla zu züchten, was nach gemachten Erfahrungen keine großen Schwierigkeiten bietet. Auch kreuzt sich das Tierchen mit der Viscacha, die in großer Anzahl vorkommt; doch ist, wie bereits erwähnt, das Fell dieses Bastards minderwertig.

[1]) Auch auf der Hochebene von Atacama kommt die Chinchilla vor.

DAS SILBERLAND POTOSÍ

DIE SILBERSTADT. Über die Gründung der Silberstadt Potosí hat sich folgende Sage erhalten: Huaina Capac, der elfte Inka, besuchte mit zahlreichem Gefolge die Minengegend von Porco, und staunend hörte er von dem großen Reichtum der Berge[1]). Er schickte Arbeiter aus, um die Mineralschätze ans Tageslicht zu fördern; doch da erhob sich ein wildes Grollen im Innern des Berges, und eine kräftige Stimme rief: „Pachacamac janac pachapac guaccaichan!“[2]) Der Inka küßte unterwürfig den Erdboden und befahl seinen Untertanen, sich zu entfernen. Damals senkte sich der Berg unter großem Getöse[3]), und davon ist ihm der Name Potosí geblieben.

Diese Prophezeiung ging in Erfüllung, als die ersten Spanier, Don Juan de Villarroel und die Brüder Diego und Francisco Centeno, an den Ort kamen. Der Indianer Hualcca entdeckte die Schätze des Berges durch einen Zufall. Auf der Suche nach einem verloren gegangenen Llama streifte er durch Schluchten und Täler; die Nacht brach herein, und der Hirt zündete an einer geschützten Stelle ein Feuer an. Durch die Hitze wurde das Metall, welches an dieser Stelle zutage trat, geschmolzen, und am folgenden Tage erblickte der erstaunte Indianer lange Streifen gleißenden Silbers.

Am 10. April 1545 versammelte sich eine Anzahl Indianer und Spanier, unter ihnen Villarroel und Diego de Centeno, auf dem Berge. Dort knieten alle zum Gebet nieder; dann ergriff der Hauptmann Villarroel die spanische Fahne, stieß den Schaft in den Erdboden und nahm Besitz im Namen seines Souveräns Karl V. Die schöne Huaina, aus der Familie der Inkas, sprengte aus silbernem Krug reichlich Chicha nach allen Richtungen, und dann flehte sie den Segen des Christengottes und der Berggeister herab.

Die beiden obenerwähnten Spanier begannen gemeinsam mit je sechs Arbeitern das Silber abzubauen; am 20. April des gleichen Jahres, am Tage der Santa Inés, stieß man auf eine reiche Ader, und unter allgemeiner Zustimmung wurde der Ort mit Weihwasser auf den Namen „la descubridora de Centeno“ getauft[4]), weil Don Diego de Centeno unter Mithilfe der Heiligen die Ader entdeckt hatte. Diese Mine wurde weltberühmt ihres fabelhaften Reichtums wegen.

---

[1]) Nach Garcilazo de la Vega. [2]) „Der Herr bewahrt die Schätze für einen anderen, der später kommen wird!“ (Quechuasprache). [3]) Getöse, Potojsí. [4]) „Die Entdeckerin des Centeno“; auf die heilige Inés bezogen: Sie, die Heilige, welche dem Centeno bei der Entdeckung beistand.



Einige Monate später zählte Potosí bereits 170 Spanier und 3000 Indianer, und am 4. Dezember gründete der Hauptmann Villarroel, die beiden Brüder Centeno, Santandia nebst einigen anderen Edlen die Stadt. Bald darauf jedoch umtoste wildes Kampfgetümmel den Berg, und die Indianer von Cantumarca, im Verein mit jenen der umliegenden Täler, griffen die Spanier an. Erbittert kämpften Weiße und Rote, Ströme von Blut rannen den Berg hinab, und schließlich wurde Frieden geschlossen durch Vermittlung der schönen Huaina, welche dem Anführer der Indianer ihre Hand reichte und so die Einigkeit wiederherstellte. Ein Trinkgelage besiegelte den Frieden. Soweit Sage und Überlieferung. Noch heute feiern die Einwohner von Potosí ein Erinnerungsfest an jene Schlacht, „chicha y sangre"[1]) benannt.

Im Jahre 1561 erhielt Potosí den Titel „Fidelísima Villa Imperial"[2]). 1611 zählte die Stadt 160000 Seelen; heute beträgt die Einwohnerzahl etwa 16000 Seelen. Die kommende Bahnverbindung mit Argentinien und mit den größeren Städten Boliviens sowie der Aufschwung der Zinnindustrie und die vor einigen Jahren aufgefundenen reichen Kobaltlager stellen einen neuerlichen Aufschwung Potosís in Aussicht.

Die Stadt liegt am Fuße des berühmten Silberberges Potosí, der nach einer Berechnung bis heute etwa sieben Milliarden Mark Silber ergeben hat. Der Berg, welcher das Wappen Boliviens ziert, gleicht einem nahezu regelmäßigen, aber oben abgestumpften Kegel und hat an seiner Basis einen Umfang von etwa 8 km, während die flache, kreisförmige Kuppe einen Durchmesser von ungefähr 10 m hat und 4830 m über den Meeresspiegel beziehungsweise 784 m über das Niveau der Stadt aufragt. Der Berg ist rein vulkanischen Ursprungs, und die Eruptivmassen haben die

[1]) Chicha und Blut. [2]) Treueste kaiserliche Stadt.

ursprüngliche Bergkruste aufgefaltet und zur Seite gelegt. Trotz des langjährigen Abbaues ist der Silberreichtum noch lange nicht erschöpft; ja es werden sogar heute noch immer wieder neue Adern angeschnitten. Besonders markant treten sieben Silberadern hervor, welche sich von unten nach oben fächerförmig erweitern. Man schätzt die Zahl der Stolleneingänge auf 6000 bis 8000, und der Berg gleicht im Innern mit seinen unzähligen Gängen einem großen Bienenstock; infolgedessen wird die Arbeit immer gefährlicher, und es kommen bisweilen stellenweise Einstürze vor. Ferner scheint es, als ob der Berg in langsamem Sinken begriffen wäre, denn Zeichnungen aus früherer Zeit geben einen stärkeren Neigungswinkel an als neuere Aufnahmen.

Die Spanier trafen in der ersten Zeit große Vorsichtsmaßregeln, um sich vor Überfällen der Indianer zu schützen. So war der Stolleneingang in den Berg mit einer starken eisernen Tür versperrt. Frühmorgens schloß man sie hinter den Minenarbeitern ab; abends wurden die Indianer einzelnen herausgelassen und in einem mit dem Stolleneingang durch die erwähnte Türe direkt verbundenen Hause untergebracht. Potosí war mit einer Mauer umgeben, und nie durfte ein Indianer die Stadt betreten; am Kirchturm von San Cristobal befindet sich heute noch eine hohe Kanzel, von wo aus den auf den nahen Bergen hausenden Indianern Messe gelesen wurde.

An die alte, noch heute im Betrieb befindliche Münze knüpfen sich mancherlei Erinnerungen. Sie wurde im Jahre 1572 gegründet mit einem Kostenaufwand von 1148000 Pesos Fuertes; das zum Bau nötige Holz wurde von Orán, heute argentinisches Gebiet, ohne Fuhrwerk herangeschleppt. Zur spanischen Zeit waren in der Münze nicht weniger als 1800 Indianer beschäftigt, die als Sklaven gehalten wurden. In Potosí prägte man alles Geld, Silber und auch Gold, für das Mutterland; im Jahre 1750 führte man 12000000 Pesos Fuertes nach Spanien aus. Das Münzgebäude ist ein herrlicher altspanischer Bau mit sehr soliden Mauern aus Hausteinen gefertigt, mit vielen inneren Höfen und Säulengängen. Es nimmt eine Fläche von etwa 20000 qm ein und hat zwei Stockwerke. Heute ist die Anstalt mit den neuesten Schmelzöfen, Silber- und Goldprägemaschinen ausgerüstet, und es werden dort noch immer viele Sachen aus altspanischer Zeit eingeschmolzen.

Im Besitz mancher Familien befinden sich die feinsten silbernen Filigranarbeiten, die übrigens auch heute noch kunstvoll in Potosí angefertigt werden, und diese werden bei Geldmangel zum Silberwert der Münze überliefert. Auch massiv silberne Wertgegenstände gelangen zur Einschmelzung. Vor noch nicht langer Zeit wurde eine von Indianern zur Zeit der Conquistadores angefertigte, künstlerisch gearbeitete silberne Rüstung eingeschmolzen, und nur die Sturmhaube ging in den Besitz eines



Potosí. Kirche San Christóbal mit Kanzel und Berg von Potosí.



deutschen Sammlers über. Massive silberne Waschgeschirre aus altspanischer Zeit, mit kunstvollen Wappen verziert, Toilettengegenstände[1]) mannigfacher Art, mit Silber durcharbeitete Stühle und Schränke und anderes mehr sind keine Seltenheit. Leider verschwinden diese wertvollen Sachen nach und nach, da kein Absatz nach außen vorhanden, der sie der Altertumsforschung erhielte.

Auch der Falschmünzerei hat die Münze seinerzeit gedient. Zur Zeit König Philipp II. von Spanien stand ein gewisser Rocha[2]) der Münze vor; obwohl an sich ein überaus reicher Minenbesitzer, trieb ihn die Habsucht dazu, in der Münze selbst falsches Geld zu prägen. Er wurde schließlich ertappt, zum Tode verurteilt und reichte an König Philipp ein Gnadengesuch ein unter dem Versprechen, der Krone einen Segler mit voller Silberladung zu schenken, falls sein Leben verschont würde. Doch die Zeit verging, der Tag der Urteilsvollstreckung nahte heran, ohne daß eine Antwort aus Spanien eingetroffen wäre, und der Verurteilte sorgte allmählich ernstlich um seinen Kopf. Die Gnadenfrist eines Jahres war schließlich abgelaufen, und Rocha suchte in Verhandlungen mit dem Vizekönig behufs eines weiteren Aufschubes zu treten, bis die Antwort aus Spanien eingelaufen wäre. Um seinen Zweck zu erreichen, bot er ihm an, die Länge und Breite einer Quadra[3]) (Straße) mit doppelt gelegten Pesos

1) Es wurde vor kurzem ein Nachtgeschirr von 30 kg eingeschmolzen. 2) Streng historisch. Nach diesem Rocha werden noch heute die Falschmünzereien Rochunos genannt. 3) Etwa 120 m lang und 8 m breit.

Fuertes zu bedecken. Als hierauf der Vizekönig nicht einging, machte er ihm ein noch größeres Angebot, nämlich auf dem ganzen Wege von Potosí bis Sucre[1]) in einer Reihe Peso an Peso zu legen, allein auch dieses Anerbieten wurde zurückgewiesen, und am festgesetzten Tage erfolgte die Hinrichtung. Zwei Tage später kam das Schiff mit der königlichen Begnadigung an. Die Münze hat auch in verschiedenen Revolutionen eine Rolle gespielt und mußte manchen Ansturm aushalten.

Auf den bei Potosí gelegenen Höhen befinden sich 36 Seen, die zum Aufspeichern des für die Erzkonzentration nötigen Wassers dienen und seinerzeit mit einem Aufwand von 3 000 000 Pesos hergestellt wurden.

Bedeutendere Zinnminen im Betrieb. Ein Quintal = 46 kg.			
Lage	Name	Jährlicher Export, Quintales	Annähernder Wert der jährl. Prod. in £
Potosí	Gebrüder Bebin....	2 500	1 300
„	Metting...........	7 000	9 000
„	Eduardo La Iglesia..	—	10 000
„	Cosme Alluralde ...	5 000	—
„	Vladislavichy Co....	7 700	10 000
„	Tomas Elie........	4 800	7 000
„	P. Calvimonte......	5 000	9 000
„	Mendieta	12 000	16 000
Prov. Bustillos	La Salvadora	192 000	—
„ „	Animas & San Miguel	34 500	90 000
„ Peres	Compañia Llalagua .	6 400	—
Prov. Porco	Empresa Alianza....	4 000	10 000
Prov. NordChichas	Aramayo, Franck Co.	41 600	180 000

LAND UND LEUTE. Nicht nur die Stadt Potosí, sondern auch das Departement birgt große Mineralreichtümer, und es wird nicht viel Zeit verstreichen, bis europäisches und nordamerikanisches Kapital dort festen Fuß faßt, obgleich man auch heute schon flott arbeitet.

Eines der ältesten Goldlager ist jenes des Berges Poconota, in der Provinz Nord-Chichas; der Dorado von Poconota setzt sich aus einem System von parallelen, gelblichen Quarzadern zusammen und enthält reichlich Gold. Die Spanier beuteten diese Mine schon wenige Jahre nach der Eroberung aus, und zwar im großen Maßstabe, wie die noch heute sichtbaren Arbeiten beweisen. Die Freiheitskriege unterbrachen

[1]) Etwa 150 km.



den Abbau; doch mauerten die Eigentümer der Mine sorgfältig Stollen und Schächte zu, wohl in der Hoffnung, bei friedlicheren Zeiten die Arbeiten wieder aufnehmen zu können. Eine französische Gesellschaft deckte diese Minen wieder auf. Die Goldgänge liegen auf etwa 3000 m Höhe über dem Meere, und zwar in einer Mulde, wo alles für den Verbrauch Nötige angebaut wird; auch Bau- und Brennholz, Algarrobos, Molles und Weiden finden sich in der Nähe.

Neuerdings lenken die außerordentlich reichen Goldminen von Amayapampa die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Amayapampa liegt etwa 4000 Meter über dem Meer, 25 Kilometer östlich des bedeutenden Minenzentrums Uncia.

In jener Gegend befinden sich verschiedene sehr ergiebige Goldminen, doch die reichste von allen geht über die Höhen von Amayapampa und wird von der „Compañia aurífera Amayapampa de Bolivia" ausgebeutet. Augenblicklich sind 15 hauptsächliche Adern bekannt, deren Produktion zwischen 60 und 350 Gramm auf die Tonne schwankt.

Die Provinz Süd-Chichas, deren Hauptstadt Tupiza ist, durchfließt der goldreiche Fluß San Juan de Oro, wo kapitalkräftige englische Gesellschaften große Bagger- und Stauanlagen eingerichtet haben. Die Resultate waren bisher wenig befriedigend. Auch am Oberlauf des Rio Pilcomayo, dessen wir später gedenken werden, waschen die Indianer Gold.

In der Provinz Porco befindet sich die berühmte Mine von Huanchaca, welche ohne Zweifel eine der reichsten Silberminen der Welt ist,

sowohl wegen der Stärke der Adern als auch wegen des hohen Feingehaltes; vom Jahre 1874 bis 1883 wurden dort 555868 kg Silber gefördert, und seitdem steigt die Produktion von Jahr zu Jahr. Neben dem Silber wird auch Zinn abgebaut. Von Huanchaca führt eine Schmalspurbahn nach der an der Linie Oruro—Antofagasta gelegenen Station Uyuni.

Auch die Minen der Colquechaca, in der Provinz Chayanta, bringen reichen Ertrag an Silber und Zinn: In der Mine San Bartolomé wurden in sechs Jahren, von 1879 bis 1885, 5586448 Bolivianos[1]) an Silber gewonnen; doch gab es in anderen Jahren auch Kapitalverlust.

So viel über diese drei bedeutenden Minen.

Die durchschnittliche Höhenlage des Departements bedingt ein kaltes Klima, wenn wir von den tiefergelegenen, warmen Tälern absehen. Auf den Höhen gedeiht die Gerste, Bohne, Kartoffel und Hirse; in den Tälern kultiviert man Wein, Obstbäume der gemäßigten Zone, Weizen, Mais und Gartengemüse.

Die Viehzucht befindet sich noch in den Anfangsstadien; es gibt viele Schafe, Ziegen, Llamas, Alpacas, Vicuñas, und auch die Chinchilla kommt hier, wie in Oruro, vor.

Die Bevölkerung des Departements setzt sich zusammen aus etwa 210000 Indianern, einschließlich der wilden, 95000 Mestizen, 25000 Weißen und wenigen Negern.

Die wilden Chiriguanos, welche an den Ufern des Pilcomayo hausen, kommen einmal im Jahre in Mengen nach der Stadt Potosí, wo sie dann allerhand Gegenstände zum Verkauf ausbieten, wie Felle, Goldkörner, Papageien und Affen. Geld hat für diese Wilden keinen Wert, und so entwickelt sich denn bei der Gelegenheit ein äußerst lebhaftes Tauschgeschäft. Klima sowie Polizei verbieten natürlich diesen Söhnen der Wildnis, im gewohnten Adamskostüm die Stadt zu betreten, und so wird denn vorher mit irgendeiner alten Hose Toilette gemacht; dieses Kulturstück ist ihnen aber augenscheinlich sehr unbequem, so daß sie es schleunigst ablegen, sobald sie auf der Rückkehr ihre wärmeren Gegenden erreichen.

Häufig bringen einzelne Chiriguanos vom Pilcomayo und seinen Nebenflüssen Fische nach der Stadt, wobei sie ein eigenartiges Konservierungsverfahren beobachten: Während des mehrtägigen Marsches vergraben sie tagsüber die Fische im kühlen Boden, und bei Nacht setzten sie ihren Weg fort. Die Fische kommen auch ziemlich gut erhalten in Potosí an.

[1]) Der Boliviano war damals etwa vier Mark wert.

MEIN NEUER HERR CHEF. Höchst charakteristisch für vergangene Zeiten, wo in dem Minengebiet der Kordillere an manchen Stellen noch wildes Faustrecht herrschte, ist folgende, dem „Argentinischen Wochenblatt" entnommene Episode[1]):

Die Sonne brannte mit Tropenglut auf uns beide nieder. Es herrschte eine enorme Hitze. Meine treue Mula und ich fingen an, Zeichen von Ermüdung zu zeigen: das Tier durch die langsame, unsichere Gangart und wiederholte Versuche, zu botanisieren, ich durch bedenkliche Schlafanfälle, deren ich kaum Meister werden konnte, obwohl der schmale Weg am Rande eines tiefen Abgrundes am wenigsten dazu geeignet war, meine Siesta auf dem Reittier zu halten.

Meine Gedanken streiften zurück in die Jugendzeit, wo der jetzt selige Dozent für Geschichte uns mit Zeichen des größten Abscheues die auch bereits seligen Hunnen als Kerle beschrieb, die tagelang im Sattel hocken konnten, das Fleisch mürbe ritten, ehe sie es verzehrten, und grob behauenen Klötzen ähnlich sahen. Mein Gott, wie naiv! Tagelang im Sattel! Ich bin wochenlang im Sattel und würde mit Vergnügen und entsprechender Ausdauer das größte Stück Fleisch mürbe reiten, wenn ich es hätte. Ja, ich würde gern ein „unzugerittenes" Beefsteak verschlingen! Das machen sechs Tage aufgedrungener Enthaltsamkeit. Was endlich das Aussehen anbelangt, so sah ich auch nicht gar so fashionabel aus. Einige Indianerkinder gaben bei meinem Anblick ganz bemerkbare Zeichen eines intensiven Schreckens.

Merkwürdig, vor Jahrzehnten schlief ich auch bei derselben öden Hunnengeschichte in der Schule ein wie jetzt auf meiner Yégua[2]), die plötzlich kurze Schritte machte, wodurch sie ihre Unruhe zu erkennen gab und mich weckte. Was mag nun das wieder für eine angenehme Unterbrechung des ewigen Einerlei sein? Das kluge Tier hat so eine Art, mir alle Ereignisse bemerkbar zu machen; kreuzt eine Eidechse oder sonst etwas Kriechendes den Weg, so beliebt sie einen mächtigen Seitensprung zu machen, der auf das unliebsamste den Zusammenhang meiner Gedanken stört und schon einige Male zu Auseinandersetzungen zwischen uns beiden geführt hat.

So arg ist es diesmal nicht, nur ein einsamer Reiter ist es, der etwa zwanzig Schritte vor mir, durch eine Krümmung des Tales bisher verdeckt, sichtbar wird. Er hat mich wahrscheinlich gleichfalls durch die Unruhe seines Tieres bereits bemerkt und reitet nun langsam, um mich nachkommen zu lassen. Augenscheinlich ist es ihm unangenehm, Menschen wie mich im Rücken zu haben. Ja, ja, weit haben wir's gebracht!

Da mein Tier gleichfalls schneckenlangsam ging, so könnten wir so einige Tage wie Don Quixote und sein treuer Diener hinziehen. Das

[1]) Ein wahrheitsgetreu geschildertes Erlebnis. [2]) Yégua, hier Stute des Maultieres.

dürfte jedoch meinem Reisebegleiter wider Willen auf die Dauer nicht konvenieren; er wird vermutlich absitzen und sich angelegentlich mit dem Bauchgurt seines Maultieres beschäftigen, dasselbe unruhig machen und möglichst quer über den Weg stellen, so daß mir seine werte Persönlichkeit verdeckt wird und er noch Gelegenheit hat, unbemerkt den seitwärts hängenden Karabiner fertig zu machen.

Richtig, schon manövriert er! Da! Nur der breite Hut und ein Paar Glutaugen gucken über den Sattel. So hätte ich es an seiner Stelle auch gemacht, nach meiner Ansicht vielleicht mit etwas mehr Berechtigung. Mir bleibt natürlich nichts übrig, als heranzukommen und die Freundlichkeiten zu eröffnen; denn dasselbe Manöver zu machen wäre ein Zeichen von Feindseligkeit und Feigheit. Das einzige, was mir erübrigt, ist, scheinbar aus Ermüdung die rechte Hand in die Hüfte zu stützen; dabei erfasse ich meinen Revolver. Dieser Griff ist allerdings durch den Poncho vollständig verdeckt, allein mein Gegenüber merkt ihn ganz genau, ebenso, daß ich auf der einen Seite fast bügelfrei bin, um möglichst rasch von der Mula heruntersegeln zu können.

Doch inzwischen sind wir dicht aneinander gekommen, und die Höflichkeit der Kordillere verlangt, daß ich mich erkundige, ob er meiner Hilfe bedarf, um den Schaden am Sattelzeug zu beseitigen. Der Caballero versichert, höflich dankend, daß bereits alles wieder in Ordnung sei. Wir erschöpfen uns in Artigkeiten, tauschen Namen, Zigaretten und natürlich auch einen Schluck aus dem „Riechfläschchen".

Oftmals, wenn ich nach langer Wanderung oder Ritt in den Tropen nach Wochen zum ersten Male wieder auf einer gastfreundlichen Hacienda[1]) einen Schluck Exportbier erhielt, habe ich es lebhaft bedauert, daß die menschliche Kehle nicht mindestens die Länge von Wien bis Triest habe, womöglich mit Eisstationen. Diesmal aber war ich glücklich, die „Tigermilch" drunten zu haben. Dieses Getränk gab mir nun allerdings keinen hohen Begriff von meinem neuen Reisegefährten; er hingegen hing noch immer an meiner Kognakflasche und schien sich dabei seiner ersten Lebenstage zu erinnern, denn sein Gesicht zeigte einen geradezu verklärten, kindlichen Ausdruck.

Nachdem wir, das heißt er, endlich fertig waren, ritten wir selbstverständlich nebeneinander oder, wenn es der Weg nicht erlaubte, hintereinander weiter, die erste Zeit zur gegenseitigen Musterung benützend. So trabten wir eine geraume Zeit nebeneinander, ohne ein Wort zu sprechen. Mein Begleiter platzte endlich heraus: „Mineningenieur, nicht wahr?"

Ich nickte bejahend. Das zu erraten, dazu gehörte nicht viel.

„Verzeihen Sie, wohin reisen Sie?"

„Nach E . . . in Geschäftssachen."

[1]) Landgut.

Er dachte nach, rechnete augenscheinlich aus, daß ich in reichlich sechs weiteren Tagen in E . . . sein könnte, denn er sagte mir den Tag meiner Ankunft.

„Trotzdem werde ich erst in einem Monat dort sein," schnitt ich seine weiteren Berechnungen ab.

„Warum?"

„Weil ich früher dort nichts zu tun habe und lieber die Zeit benütze, die Kordillere zu besichtigen."

„Ah so!" Wieder folgte eine Pause. Endlich brach er das Schweigen, um, wie es sich gehört, nun auch von sich zu reden: „Ich habe auch eine Mine!"

„Das glaube ich!"

„So, woher wissen Sie das?"

„Sie wären sonst der erste, der hierzulande keine Mine hätte."

„Ja, aber ich habe eine gute Mine!"

„Selbstverständlich."

„Sie kennen Sie?"

„Nein, aber ich habe bis jetzt noch keinen Minenbesitzer getroffen, der versichert hätte, eine schlechte Mine zu haben."

Das leuchtete ihm ein. „Ja, aber meine Mine ist tatsächlich gut, eine Goldmine nicht weit von hier." Allerdings, dann konnte sie gut sein, hier war klassisches Terrain dazu. „Ich habe sie aber noch nicht lange." Das war an der ganzen Sache vorderhand unbedingt das Wahrscheinlichste, zumindest in seufzender Erinnerung an den bewußten Flascheninhalt.

Wieder ritten wir eine Weile schweigend weiter. Wollen Sie nicht mitkommen, die Mine zu besichtigen, da Sie doch freie Zeit haben?"

„Nein, ich danke, eine freie Mine würde mich wohl interessieren, aber bereits denunzierte[1]) Minen sind wie verlobte Mädchen, sie verlieren jedes Interesse."

Dies schien ihm zwar einleuchtend, aber doch kränkend; ich bedauerte dies im stillen aufrichtig, ich bin sonst im allgemeinen ein ganz gefälliger Mensch, aber vielleicht einige Leguas in die Berge hineinzureiten, wahrscheinlich ohne Weg, in die Quebradas[2]), bloß um eine fremde Goldmine anzuschauen; ich danke!

„Ich suche einen Mineningenieur," entrang es sich endlich seinen Lippen. „Ich meine wir beide könnten ein Geschäft miteinander machen!"

Nun war die Sache heraus. Natürlich kam es jetzt zu raschen Auseinandersetzungen, deren Resultat darin bestand, daß er mich als Mineningenieur, Betriebsleiter, Direktor, Generaldirektor, Bergrat, Oberbergrat, usw. usw. engagierte, gegenseitige Kündigungsfrist zirka zwei Minuten, Bezahlung die Hälfte des gewonnenen Goldes, sofortiger Eintritt, freie

[1]) Gesetzlich in Besitz genommene. [2]) Quebráda, Schlucht.

Station. Die Wohnung mußte ich mir aber erst bauen! Die Hauptbedingung seinerseits war, die Mine nie verlassen — wegen selbstverständlicher Diebstähle der von ihm beizustellenden indianischen Arbeiter. Ich akzeptierte ohne Zögern die Bedingungen, schöner konnte ich die fehlenden drei Wochen nicht totschlagen.

Wir mußten jetzt absitzen, denn hier ging es vom Wege ab in die Seitentäler hinein. Seufzend folgte ich dem Beispiele meines neuen Herrn Chefs, der sich mit allen Dingen, die man nicht gerne aus den Augen läßt, belud. Meiner Mula gereichte das zur großen Befriedigung, und im vollständigen Mißverkennen der Sachlage wollte sie sich noch legen.

So rannten wir denn die Schlucht hinein, deren Mitte ein kleiner Bach einnahm, die Seiten bedeckt mit Steinen und Gerölle aller Größen und Formen; zwischendurch und darüber hinweg turnten wir in der glühenden Mittagshitze, in der dünnen Luft der Hochkordillere; es war zum Erbarmen. Mein Herr Chef voraus, ich hinterdrein, bald wechselten wir das Ufer durch den seichten Bach durch, dann wieder in ein Seitental hinein, und das so an zwei Stunden.

Ich überlegte eben, ob ich kündigen oder Gehaltsaufbesserung verlangen sollte, als mein Führer erschöpft stillestand und mit einer Handbewegung andeutete, daß wir zur Stelle seien. Ein Blick genügte, mir zu zeigen, daß es sich hier um eine Goldwäscherei handle; die alten Ablagerungen des Baches enthielten also dieses angenehme Metall.

Als wir uns etwas erholt hatten, beehrte mich mein Prinzipal mit der Einladung zum Speisen, das heißt, er brachte ein ziemlich mitgenommenes Stück Schafbraten hervor von jener Sorte von Schafen, welchen scheinbar die Wolle nach einwärts wächst. Ich steuerte aus meinem „blechernen Vorrat“ eine Konservenwurst bei, die mir ein liebenswürdiger Hacendádo[1]) für die Reparatur einer Brunnenpumpe vor acht Tagen aufgenötigt hatte. Wir hatten aber Hunger, also speisten wir vergnügt, ich noch dazu durch die Leutseligkeit und Herablassung meines Chefs sehr angenehm berührt.

Dann hielten wir „Betriebssitzung“ und kamen überein, daß mein Chef sofort aufbrechen müsse, um vier Indianer als Arbeiter und die nötigen Speisen für morgen herbeizuschaffen, während ich unterdessen die geeignete Stelle für eine Hütte (Direktionsgebäude), die Schwemmrinne usw. aufzusuchen hätte.

Wir verabschiedeten uns, und ich hatte Gelegenheit die Ortskenntnis meines Gönners zu bewundern, der direkt einen der stark geneigten Bergabhänge hinaufstieg, begleitet von seinem Tier, das wie ein Hund folgte. Meine Arbeit war bald erledigt, denn wir befanden uns an dem zur Errichtung des industriellen Etablissements geeignetsten Punkte. Eine Stunde benutzte ich in der Folge zur Durchsuchung des Tales bachaufwärts, wo-

[1]) Hacendádo, Gutsbesitzer.

bei ich eine kleine Fläche Büschelgras entdeckte, was mir von seiten meiner Mula beinahe eine Umarmung zugezogen hätte: dann kehrte ich zurück, um meine Schlafstätte zuzurichten, wie man es gewöhnt ist im Urwald und in der Steppe.

Frühzeitig schon erwartete ich die Arbeiter, die auch bald mit allen Utensilien angerückt kamen, und rasch ging's ans flotte Werken. Der Eigentümer, der mitgekommen war, entfernte sich mit dem Versprechen, erst nächsten Tag früh wiederzukommen, was mir sehr angenehm war. Ich habe eine leider nur zu begründete Abneigung gegen Chefs, die einen immer beschwiegermuttern wollen.

Der Tag flog nur so hin, und gegen Abend war so ziemlich alles fertig; für mich eine Hütte aus aufeinandergelegten Steinen, nach oben zu enger und ebenfalls mit flachen Steinplatten gedeckt, gerade hoch genug, um drinnen stehen, und lang genug, um liegen zu können. Die Fugen werden mit Llamamist, wenn dieses Material vorhanden ist, verstopft; im gegenteiligen Falle, wie hier, läßt man sie offen. Es ist ebenso dauerhaft, nur etwas luftiger. Die Indianer entwickeln für diese Art von Gebäuden eine ererbte Geschicklichkeit.

Eine kleine Schwemmrinne war fast ganz fertig und statt der fehlenden Holzzimmerung Steinplatten eingebaut, desgleichen die Rosteinlage aus Stein größtenteils fertig; es fehlte für den kommenden Tag nur noch die Steinschütze, um das Wasser entweder durch den Bach oder die Rinne zu leiten, kurz: die Goldwäscherei der „Primitivformation". Wer's kennt, braucht keine Beschreibung, und wer's nicht kennt, versteht es auch mit der schönsten Beschreibung nicht.

Erst nach Sonnenuntergang kamen wir zum Essen, das qualitativ und quantitativ ganz annehmbar war. Bald darauf verkrochen sich meine Indianer, und in diesem Moment fiel es mir schwer aufs Herz, daß ich ganz vergessen hatte, für „Arbeiterwohnungen entsprechend den neuesten Vorschriften der diesbezüglichen Spezialkommission" Vorkehrungen zu treffen. Doch diese Menschen behelfen sich selbst und würden jede Wohnung in unserem Sinne verschmähen; sie hocken sich an eine Felswand, ziehen die Knie hoch bis an das Kinn und wickeln sich so in ihre Decke, daß am Ende eine Art Lumpenbündel dort hockt, dessen menschlicher Inhalt nur durch eigenartige Töne verraten wird, Töne, die man übrigens auch im sleeping car leider nur zu häufig zu hören bekommt.

Ich kroch in mein Direktionsgebäude und schlief so gut und fest und träumte von meiner fernen Heimat so schön und deutlich, daß mich am Morgen erst das sonore „Tata-Tata"[1]) des alten Kaziken erweckte, welcher der Anführer meiner Arbeiter zu sein schien, und dem ich den Befehl dazu gegeben hatte.

[1]) Táta, Väterchen.



Goldwäscherei. Bau des Schlußkastens.



Rasch wurde, was nötig, noch fertig gemacht, und als mein Chef am Vormittage abgehetzt den Berg heruntergekrochen kam, waren wir tip top fertig zur Betriebseröffnung. Mein Patron bot mir einen Willkommtrunk, wobei ich eine bedeutende Verbesserung seiner Marke mit vielem Vergnügen konstatierte. Er äußerte seine höchste Überraschung und Zufriedenheit über die rasche Vollendung.

Bald war unsere primitive Einrichtung im Gang, und Kübel um Kübel der goldführenden Erde wanderte durch die Rinne in das Bachbett zurück, uns bloß seinen kostbaren Inhalt, die Goldkörner, zurücklassend, die in den Steinfugen zurückgehalten wurden. Selbstverständlich ist diese Arbeit auch anregend, besonders in meinem Falle, wo ich nicht wußte, wie reich der Sand sei, und bloß auf die Erzählungen meines Chefkompagnons angewiesen war, der früher schon mit der Schüssel hier gewaschen hatte.

Gegen Abend beschloß ich, die vorderste Abteilung meiner Vorrichtung, wo die Hauptmenge des Goldes sein mußte, zu entleeren, um doch den Erfolg unserer Arbeit zu sehen. Mein Chef hatte auch seine Neugierde; er wollte in Zukunft immer abends kommen, da er tagsüber auf seiner Hacienda, 25 km von hier, beschäftigt ist und auch nicht wünschte, daß das Gold nachtsüber in der Rinne bleibe. Augenscheinlich hatte er Furcht, die Indianer würden versuchen, während der Dunkelheit in den Verwaltungsrat seines jungen Unternehmens zu kommen. So sperrten wir denn das Wasser ab und hoben die Steine, die das Gitterwerk bildeten, heraus, um uns zu überzeugen, daß wir für unsere Arbeit auch ein schönes Stück Geld verdient hatten.

Aufnahme des Goldes in der Mine.



Wir waren beide aufs höchste überrascht, und auch die sonst so ruhigen Indianer vergaßen auf einen Moment die rein platonische Rolle, die ihnen für diesen Teil der Arbeit zugedacht war. In meiner Hütte teilten wir die Ausbeute, und ich muß sagen, daß mein Chef sich dabei sehr fair benahm; er entfernte sich darauf mit einem vielsagenden Blick auf die Indianer und meine Waffen, was ich jedoch absolut nicht tragisch nahm, da die Leute doch nichts von der Teilung wußten und ihn im Besitze des Ganzen vermuteten.

Ich wickelte meine Goldkörner in mein Taschentuch — letzteres auch der Rest einer einst „fürstlichen Ausstattung" — und legte mich beruhigt nieder, in der Absicht, morgen ein scharfes Tagewerk zu tun, um zu sehen, wie hoch die Ausbeute zu treiben sei. Gold ist eben ein ganz merkwürdiger Stoff.

Früh gings mit doppelter Kraft los; ich staute den Bach, so gut es ging, noch mehr auf, um noch mehr Wasser durch meine Rinne zu jagen. Hole der Teufel den Goldstaub! Da mögen sich später, nach Jahren, talabwärts die Yankees damit plagen, ihn auszuschnüffeln und zu gewinnen. Ich will bloß die größeren Körner, aber davon möglichst viel, sogar über die Unbescheidenheit hinaus.

Mein Feuereifer und vielleicht das Feuerwasser, das ich meinen Leuten gelegentlich zur Stärkung gab, schienen diese in denselben Arbeitsrausch zu versetzen, und so flog die Zeit nur so hin. Gegen Mittag trat

ich aus der Reihe der Handlanger aus, da sie nun schon an das Tempo gewöhnt waren, und setzte mich recht erschöpft auf einen mächtigen Stein, der seitwärts von der Hütte lag, kaum 4 m von den Arbeitern und ebensoweit vom Direktionsgebäude entfernt, natürlich im glühendsten Sonnenbrand. Ich rechnete, wenn ich gestern in den paar Stunden so viel verdiente, gibt das heute mindestens das Dreifache. Bis zur Hochwasserzeit haben wir noch zwei Monate — übrigens, wer weiß, ob gerade dieser Bach so hoch schwillt, um meine Arbeit unmöglich zu machen — mit ein paar Dutzend Indianern könnte ich vielleicht Sicherungsarbeiten herstellen; ein paar Tage in der Woche könnte man doch arbeiten — aber meine Anlage segelt jedesmal mit dem Hochwasser weg — tut nichts, ich muß ein anderes System anwenden, aber das kostet Holz, Eisen und was noch alles! Geld! Das haben wir jetzt — aber die Zeit, die Zeit ist zu kurz — wenn ich hundert Tage arbeite, so, — ja, aber wer garantiert mir, daß mich der Kerl, pardon, mein Herr Chef, nicht schon morgen entläßt, wo er mich nicht mehr zu brauchen glaubt — o, das bin ich ja gewöhnt! — Ja, er wird wie ein Affe selbst herhocken den ganzen Tag, sonnenklar. Aber seine Hacienda? — Wird auch eine hübsche Raude sein! Wenn er doch ehrlich wäre! — In hundert Tagen! Caramba! Das würde stimmen, ja, das würde stimmen! Da geht's über New York heimwärts; nein, ich gehe über Japan, das muß ich noch sehen, nein, über New York nach Hamburg, nein, nach Havre und dann .....

Peng! — Da kracht ein Schuß von der anderen Talseite herüber. Vorbei war's mit dem Träumen. Blitzchnell sprang ich hinter die Steinhütte, wo ich mit meinen Indianern zusammentraf. Wieder kracht es herüber, knapp an der Hütte vorbei, daß die Steine herumsplittern; ein Kaliber muß der Kerl haben wie für Elefanten — dazu das aufdringliche Plätzen des Schusses! Zweifelsohne ist es ein Peabodykarabiner, den der Mann dort drüben so unverzagt orgelt, mit seinen Projektilen die Hütte bald rechts, bald links tangierend, und wir hinten zusammengedrückt wie die Schafe beim Gewitter.

Da fühlte ich eine eigenartige Wärme am Hals, ich greife danach — feucht — Blut. Der alte Kazike deutet auf die splitternden Steine — der Mensch drüben orgelte sein lasterhaftes Schießholz ruhig weiter; nun blutete auch schon ein Indianer von der Wange, ein Ritzer, nichts weiter — aber doch Blut. Meine Leute scheinen wie ausgewechselt, nervös; mich erinnern sie an den Jaguar, besonders das Funkeln der Augen ist von unendlicher Wildheit.

Durch diesen Vorfall konnte ich eigentlich nur profitieren und meine gewinnbringende Stellung sichern. Meine momentane Position war allerdings fürchterlich einfältig. Mein Karabiner lag in der Hütte; um ihn zu erreichen mußte ich die schützende Rückwand aufgeben und herumgehen,

wo die Tür, besser gesagt: der Eingang war. Es war kaum anzunehmen, daß unser Gegenüber so unintelligent sein würde, die schöne Gelegenheit zu versäumen, um einmal auch auf etwas anderes als Steine zu schießen.

Eine Bewegung des Kaziken enthob mich des weiteren Denkens. Er begann mit einem der Leute ein Loch in die Rückwand der Hütte zu brechen — ein elegantes Stück Arbeit, wenn man bedenkt, daß die schweren Steine ohne jedes Bindemittel lose aufeinandergelegt waren und die Leute darauf achten mußten, daß nicht alles zusammenfiel. Bald stand ich, durch die gegenüberliegende Steinwand gedeckt, in meiner Behausung und beobachtete durch eine Steinfuge mein unternehmungslustiges Gegenüber. Ein Mann wie jeder andere, Landestracht, roter Indianerponcho. Besondere Kennzeichen: schießt unermüdlich weiter. Er vermutet uns noch hinter der Hütte und will augenscheinlich eine Art „Kapitulation" erzwingen.

Ich ergriff meinen Karabiner. Nur sehr schwer konnte ich meine Waffe durch das Guckloch drängen. Kaum passierte der leuchtend rote Poncho das Gesichtsfeld, so rollte der Schuß auch schon hinüber auf die andere Bergiehne. Nach einigen Versuchen, wobei ich bald die ganze Hütte umgeworfen hätte, gelang es mir, die durch den Rückschlag arg eingeklemmte Waffe frei zu bekommen. Ein Blick durch die Fuge zeigte mir, daß der Schützenstand gegenüber leer war, und doch konnte ich weder den Kerl noch seinen Karabiner entdecken. Erst mein alter Indianer, der auch in die Hütte gekrochen war, zeigte mir einen großen Stein, hinter welchen sich mein freundlicher Besucher geworfen hatte, als er bemerkte, daß es nun anfing, auch auf sein Dach zu regnen. Augenscheinlich hatte ich ihn gefehlt, denn auch der Mensch hat seine eigene Art, in diesem Falle zu reagieren; nur ein schmaler roter Streif, der Poncho, zeigte sich über dem Stein, es mußte also kaum Platz zur Deckung sein.

Um endlich die läppische Situation zu beenden, befahl ich unserem Gegenüber unter Aufwand aller meiner Stimmittel, sofort die Waffen von sich zu werfen, Poncho und Rock abzulegen und mit hochgehobenen Armen herüberzukommen. Falls dieses Arrangement nicht binnen kürzester Frist seine Zustimmung fände, wäre ich gezwungen, einen Indianer auf den Bergrücken zu senden, der sich hinter seiner Position erhob, welcher ihn durch Herabrollen von Felsblöcken bald zum Verlassen seiner Deckung zwingen würde. Im letzteren Falle würde ich mir erlauben, zur richtigen Zeit neuerdings zu feuern und, da ich nun frei vor der Hütte stand, mit entsprechendem Erfolg.

Sofort flog der Karabiner meines Gegners samt Revolvergürtel hinter dem Felsblock hervor; er erhob sich, legte Poncho und Rock ab und kam, die Arme hoch, nach der Kreuzung des Baches auf mich zugeschritten. Auf einen Wink meinerseits eilte ein Indianer, Waffen und Kleidung zu



holen; erstere wurden in der Hütte versichert, letztere erhielt der Eigentümer sofort zurück, nachdem mir der Indianer durch ein Zeichen zu verstehen gegeben, daß der Ankömmling auf seiner Kehrseite keine anderen Waffen verborgen habe, was mitunter vorkommt und dann zu einer oft tragischen Verlängerung von derartigen sonderbaren Unterhaltungen wie die eben geführte verleiten kann.

Auf eine stumme Einladung meinerseits nahm mein Gegner mir gegenüber gleichfalls auf einem Steine Platz, worauf wir uns in aller Gemütlichkeit betrachteten. Meine Leute im vollständigen Mißverkennen der Verhältnisse, zeigten die gutgemeinte Absicht, den ganzen Vorfall zu einer Art Familienfest auszunützen und waren daran, sich's gleichfalls nach ihrer Art bequem zu machen, so daß ich sie energisch zur Wiederaufnahme der Arbeit aufforderte, mit dem Zusatz der Patron müsse jeden Augenblick kommen, und wir wären durch den unerwarteten Besuch des Caballeros schon genügend aufgehalten worden. Bei Erwähnung meines Chefs warf mir mein Gegenüber einen überraschten Blick zu und fragte, was ich mit ihm zu machen gedenke. Ich vertröstete ihn auf die baldige Ankunft meines Chefs, der ihn vermutlich den Gerichten übergeben würde.

„So, da sind Sie also Angestellter hier?“ beliebte mein Gegenüber weiterzufragen.

„Wenn Neugierde oder die Absicht, mit mir zu schwatzen, der Grund Ihres Besuches war, so mußten Sie sich anders vorstellen als durch heim-

tückische Handhabung Ihrer Waffen,“ entgegnete ich, ärgerlich über diesen Anfall von Gemütlichkeit. Er schwieg sofort, wie mir schien, ziemlich verletzt.

Mittlerweile war die Goldausbeute des heutigen Tages von den Indianern gesammelt worden und entsprach vollkommen meinen Erwartungen, inklusive der hundert Tage und der Heimreise via New York. Während mein Besucher mit Erstaunen den reichen Ertrag betrachtete, zündete ich mir eine Zigarette an und rauchte mit jener absoluten Zufriedenheit, die nur wenigen Sterblichen, und auch diesen nur einige Male im Leben, beschieden ist.

Mittlerweile war der Tag zur Neige gegangen und mein Chef noch immer nicht gekommen. Wenn die Lebensmittel, die er mitschleppte, die Ursache der Verspätung waren, so mußte das heute eine Göttermahlzeit werden. Mein Besucher fing inzwischen mit der ganzen Höflichkeit, deren die spanische Sprache fähig ist, ein neues Gespräch an.

„Verzeihen Sie, es wundert mich, daß Sie als Fremder sich in ein derartig gefährliches Geschäft eingelassen haben,“ meinte er.

„Gefährliches Geschäft? Wieso? Sie sehen ja, wie es Ihnen ergangen ist, der Sie alle Vorteile auf ihrer Seite hatten. Von jetzt ab wird mich keiner mehr überraschen. Ich werde eben wachsam sein jetzt, da ich weiß, daß die Mine noch andere — Bewunderer hat.“

„Ich bin kein Bewunderer dieser Mine,“ war die stolz gegebene Antwort meines Gegenüber, „ich bin der rechtmäßige Besitzer, und ihr sogenannter Patron ist ein Dieb!“

Vor Jahren, als ich zum ersten Male in diese Länder kam, würde mich dieses Finale überrascht, bestürzt, niedergeschmettert haben. Doch die Erfahrungen stumpfen ab. Einen Moment nur überkam mich ein schwermütiges Gefühl, als ich an die Hundert Tage, an die Heimreise dachte. Ich verlangte dann lakonisch die Beweise.

„Meine Papiere, Karten usw. habe ich in meiner Hacienda, etwa zwei Reitstunden von hier. Sie können sich mit mir bemühen. Was mein Haus bietet, steht zu ihrer Verfügung,“ war die höfliche Antwort.

„So, der hat auch wieder eine Hacienda,“ dachte ich. Beweise, wozu Beweise? Mein sogenannter letzter Chef war weggeblieben, da er wohl die Schießerei gehört hatte.

Ich sagte meinem Gegenüber zu, jedoch mit der Einschränkung, daß das Gold vorläufig in meiner Tasche bleibe; er solle es jedoch sofort bekommen, sobald ich seine Angaben richtig befunden habe. Was Leute und Werkzeuge anbelangt, so schlug er mir vor, diese mit auf seine Hacienda zu nehmen. Augenscheinlich fürchtete er, daß sie nachts arbeiten würden als Besitzer dritter Kategorie. Übrigens waren die Indianer noch nicht bezahlt, und wenn er sich als wahrer Besitzer legitimierte und die Gold-

produktion an sich nahm, so hatte er auch die Leute zu bezahlen; auch war diese kleine Leibwache bei Nacht gar nicht unangenehm.

Rasch wurden meine Effekten, Waffen usw. aufgenommen, meine treue Mula wurde gesattelt; auch mein Besucher bekam seine Waffen zurück, und bald zog die kleine Karawane direkt den Hügel hinauf, denn unser Führer entwickelte eine verblüffende Wegekenntnis. Nachdem wir einige Hügelketten überschritten hatten, gelangten wir in ein weiteres Seitental, wo wir das Reittier unseres Führers fanden. Da dieses Tal auf den Hauptweg mündete, kamen wir bald in den Sattel und erreichten auch nach zwei Stunden in dunkler Nacht die Hacienda, immer begleitet von unseren Indianern, die bekanntlich jedes Reittier totlaufen.

Was soll ich noch weiter erwähnen? Ich fand alles, wie es mein neuester Herr Chef gesagt hatte. Er war rechtmäßiger Eigner, allerdings erst seit kurzer Zeit. Ich folgte ihm sein Gold aus; er gab mir als Entschädigung eine Handvoll Bankbillets, was meine Laune um ein wesentliches besserte. Als wir das „Geschäftliche“ erledigt hatten, ging's, wenn auch recht spät, zu Tisch, wo die stolze Dame des Hauses sich sehr bemühte, dem „Reisegefährten“ des Hausherrn die Gastfreundschaft dieses Landes im besten Lichte zu zeigen.

Als wir uns beim ersten Glase Wein Gesundheit zutranken, konnten der Hausherr und ich nicht umhin, uns gegenseitig ins Gesicht zu lachen. Im Laufe des Gesprächs erfuhr ich auch, daß die Mine eigentlich schon wieder einem Yankeesyndikat angeboten und diese Negoziierung so gut wie perfekt sei, wodurch ich mir auch erklärte, warum der Besitzer sie nicht bearbeitete.

Spät, sehr spät hoben wir die Sitzung auf, die, nach Entfernung der Dame des Hauses, zur vertraulichen erklärt worden war, und spät, sehr spät konnte ich mich am anderen Morgen meinen Gastfreunden präsentieren. Ich schrieb dies dem Umstande zu, daß ich so lange in keinem anständigen Bette mehr geschlafen hätte. Beide lachten zu dieser Erklärung; ich habe keine Ahnung, warum.

Rasch wurde ein kräftiges Mahl eingenommen, und ich saß bald wieder auf meiner treuen Mula, die mir einen glückseligen Blick zuwarf.

Als der Hausherr, der mich bis an die Straße begleitete, sich verabschiedet hatte, rief er mir nach: „Hören Sie, Don Gustavo, gestern hatten Sie einen Unglückstag!“

„Warum!“

„Wenn Sie mich erschossen hätten, so könnten Sie ruhig weiterarbeiten und in kurzer Zeit ein anständiges Vermögen verdienen!“

„Das ist richtig, aber andererseits bin ich durch meinen Fehlschuß einer peinlichen Verlegenheit entronnen.“

„Wieso?“

„Ich war unschlüssig, ob ich später mit dem verdienten Gelde via New York oder über Japan zurückreisen sollte.“

„Ach ja! Adios!“

„Adios!“

Bald ritt ich wieder in der glühenden Sonnenhitze und begann wieder zu philosophieren; wieder erwachte ich plötzlich aus meinem Halbschlummer, diesmal war es aber mein Gewissen, das mich marterte, mein besseres Ich, das sich empörte; denn ich hatte vergessen, meinem neuen Herrn Chef zu kündigen.

DAS DEPARTEMENT COCHABAMBA

VON LA PAZ NACH COCHABAMBA. Der Hufschlag eines Pferdes auf dem Steinpflaster des Patio weckte mich. Es war M......, der, vom Reisefieber ergriffen, noch bei stockdunkler Nacht sein Pferd hatte satteln lassen und nun mit dem Stiel der Reitpeitsche gegen die Tür meines Schlafzimmers hämmerte. Nun, ich war glücklich völlig wach geworden, wusch mir schnell den Schlaf aus den Augen, und eine Viertelstunde später trabten wir im Morgengrauen durch die Straßen von La Paz.

Bald ging es steil bergan, und wir mußten das flotte Tempo mäßigen. Am Wege saßen ein paar Coca kauende Indianer, in ihre Ponchos gehüllt; weiterhin begegneten wir einer Llamaherde, die in langsamem Trott den Berg hinabzottelte; dicht am Wege pflügte ein Indianer, der altertümliche, hölzerne Pflug ritzte kaum den Erdboden, ein kleiner Junge legte Kartoffeln in die Furchen, hinterher ging ein Weib, welches mit dem Fuße Erde auf die Knollen scharrte.

Nach mühevollem Aufstieg, der etwa eine Stunde dauerte, erreichten wir den Rand der Hochebene. Strahlend kam die Sonne hinter den Bergen hervor; in weiter Ferne erglänzte das ehrwürdige, schneegekrönte Haupt des Illimani im Morgenlicht. Unten im Tale schimmerten die roten Ziegeldächer der Stadt durch den leichten Nebelschleier, und deutlich hoben sich von der großen roten Fläche die weißen Türme der Kirche ab. Weit hinten im Tale traten in bläulichen und rosa Farbenabstufungen wild gezackte Felsketten hervor, scharf gegen den Horizont sich abzeichnend. Noch ist die Stadt nicht erwacht; nur einige graue, kerzengerade nach oben steigende Rauchsäulen deuten an, daß La Paz allmählich den Schlaf abschüttelt. Da drangen die langgezogenen, melodischen Töne eines Horns an unser Ohr; es wurde da unten in einer Kaserne Reveille geblasen, ein Mahnruf zum Weitermarschieren, und nach kurzer Rast trabten wir über die Hochebene. Trotz der sommerlichen Jahreszeit wehte ein eisiges Lüftchen über die Puna, und fester wickelten wir uns in die Mäntel.

Nach einem Ritt von etwa anderthalb Stunden tauchte die Ventilla, eine kleine Poststation, auf. Wir machten Halt, riefen nach dem Wirt und tranken aus kleinen, nicht sehr sauberen Blechbechern etwas braune Brühe, die der Hausherr Tee getauft hatte. Nun, immerhin war es etwas Warmes für den Magen. Dann ging es weiter. Einige spärlich bestandene Gerstenäcker, Hirsepflanzungen, hier und dort ein Trupp Schafe oder Llamas, dann hin und wieder ein kleiner, strohgedeckter Rancho, schwache,

mit Geröll bedeckte Geländewellen, grüne, sumpfige Niederungen .... das war so ungefähr der allgemeine Eindruck der Gegend.

Gegen Mittag erreichten wir Calamarca, ein Dörfchen, welches von ungefähr 300 Einwohnern, meist Indianern, bewohnt wird. Auf 3900 m über dem Meere am Hang eines in die Wolken steigenden Berges gelegen, bietet dieses kleine Nest dem Reisenden gar keine Bequemlichkeit. Vor der an der Ostseite der Plaza gelegenen, halb verfallenen Posta stiegen wir vom Pferde, ließen den Tieren etwas Gerste reichen und machten uns daran, einige Hammelrippen zu braten. Der Wirt brachte einen niedrigen, schwärzlichen Tisch und ein paar Schemel herbei, und bald konnten wir den knurrenden Magen einigermaßen beruhigen. Die Mahlzeit bestand aus den erwähnten Rippen, Schafkäse, Brot und einem Teller scharf mit spanischem Pfeffer gewürzter Suppe. Nach einer halben Stunde sattelten wir die Pferde und brachen wieder auf.

Unser Weg führte zunächst durch ein sanft eingeschnittenes Tal, dann wurde die Gegend wieder eben, und gegen Abend erreichten wir das Städtchen Ayoayo. Während der Wirt Vorbereitungen für unser Abendessen traf, schlenderten wir durch die engen Straßen und traten schließlich in die Kirche ein.

Dort hatte sich während der Revolution im Jahre 1899 ein furchtbares Ereignis abgespielt. Eine Schwadron Kavallerie, welche sich auf dem Rückzuge befand, machte nachts in Ayoayo Halt und quartierte sich in der Kirche ein. Ein großer Teil der Soldaten war verwundet; die Reiter, alles Freiwillige, gehörten den besten Familien Sucres an. Die Truppen des Präsidenten Alonso hatten die Indianer der Puna, welche alle auf seiten der Revolution standen, äußerst schlecht behandelt, so daß unter ihnen große Erbitterung herrschte. Bald erfuhren die umwohnenden Indianer, daß feindliche Truppen in Ayoayo kampierten; sie rotteten sich zu Tausenden zusammen, umstellten die Kirche, schlugen die Türen ein und drangen ins Innere. Ein kurzer Widerstand der jungen, unerfahrenen Soldaten endete mit einem gräßlichen Blutbad. Die Indianer schlachteten sie unter furchtbaren Martern auf den Stufen des Altars ab, zerstückelten die Leichen und tranken das Blut ihrer Opfer. Zwei Priester, welche sich bei der Truppe befanden, wurden gleichfalls ohne Erbarmen abgeschlachtet. Dem Massacre entrann auch nicht einer.

Am folgenden Tage gelangten wir gegen Abend nach dem Orte Sicasica. Dieser Ort hat etwa 800 Einwohner, bedeckt eine Fläche von einem halben Quadratkilometer und liegt mitten in der großen Ebene, zu der die Pampas Patacamaya und Aroma gehören. Schon von weitem erblickt der Reisende die weißen Kirchtürme, da die Kirche auf einer kleinen Anhöhe erbaut ist.

Früh am anderen Vormittag brachen wir auf. Der Weg führte durch



die Pampa von Aroma. Aus dem satten Grün der Ebene, welche allenthalben niedriges Strauchwerk deckt, hoben sich weißlich schimmernde Chulpas, Grabmäler aus alter Zeit ab. Ebenso bemerkten wir alte, zerfallene Befestigungen aus der Epoche der Befreiungskriege. In der Ferne reckte der Sajama einsam sein weißes Haupt über die Kette der westlichen Kordillere, einem großen Zuckerhut gleichend.

Über diesen Berg geht bei den Aimarás eine hübsche Sage, welche sich auf seine eigenartige Form sowie den Umstand bezieht, daß er ferne der Spitzen der östlichen Kordillere liegt. Der Sajama, erzählen die Indianer, gehörte in grauer Vorzeit zur Gruppe der östlichen Anden. Der Illimani, neidisch auf seinen mächtigen Nachbarn, erklärte ihm den Krieg, kämpfte mit ihm und gab ihm einen so gewaltigen Stoß, daß er mitten durchbrach. Dann faßte der Illimani den oberen Teil des Kolosses und schleuderte ihn in die westliche Pampa, unter dem Rufe: Sárjama! (Weg mit dir!). Seit dieser Zeit verblieb der Sajama auf seiner heutigen Stelle, getrennt von seiner anderen Hälfte, dem Mururata (abgestutzt, verstümmelt).

Am Ende der Pampa von Aroma befindet sich die Posta Panduro. Dort hielten wir kurze Rast, ritten dann über einige Hügel und erreichten bei Dunkelheit das Städtchen Caracollo, im Departement Oruro. Von Caracollo an ändert sich der Charakter der Gegend. Eine große, durch keinerlei Bodenwellen unterbrochene Ebene dehnt sich aus, so weit das Auge reicht, fern am Horizont durch bläuliche Bergketten begrenzt.

Eine eigenartige Luftspiegelung ließ einen Teil der Berge abgetrennt

von der Ebene erscheinen; wie große, sonderbar geformte Wolken hingen sie zwischen Himmel und Erde. Dichte, schwere Staubwolken wälzten sich über die gelbliche Pampa; hier und da stieg eine Windhose kerzengerade zum Himmel empor. Die Gegenstände erschienen in unnatürlicher Größe vor unseren Augen. Einige hier und da über die Ebene zerstreute Ranchos hoben sich gleich großen, weitläufigen Gebäuden ab; ferne weidende Schafe wurden unnatürlich groß in nächste Nähe gerückt.

In Paria, 20 km von Oruro entfernt, verbrachten wir diese Nacht in einem erbärmlichen Rancho. Ein Glück, daß wir Futter für unsere Pferde fanden! Wir selbst mußten uns mit einer Schachtel Sardinen und etwas trockenem Brot begnügen.

Am folgenden Tage erreichten wir spät in der Nacht die einsame Posta Huaillas. Als die Sonne am anderen Morgen aufging, hielten wir schon auf dem Paß von Tapacarí, auf der Scheide der Wasser, welche dem Amazonas zuströmen, und der spärlich rinnenden Bäche, die sich auf der Hochebene verlieren, ohne den Stillen Ozean zu erreichen. Etwa 4000 km durchströmen die östlichen Gewässer, ehe sie den königlichen Amazonas erreichen, während den westlichen nur kurzes Leben beschieden ist.

Weit schweifte der Blick über Berg und Tal, ein herrliches Panorama entrollte sich vor unseren Augen. Westlich dehnte sich die große bolivianische Hochebene aus, von zackigen Ketten unterbrochen, am fernen Horizont von duftigen, halbverschleierten Höhenzügen begrenzt. Nach Osten hin schweifte der Blick über Schluchten und grüne Täler einer wärmeren Region. Zahlreiche Ketten gingen strahlenförmig von der Hochkordillere aus und verloren sich allmählich in dem Tieflande von Cochabamba, umrahmt von den bläulich schimmernden Höhenzügen der östlichen Anden. Deutlich waren fünf große Täler zu unterscheiden: das von Cochabamba, mit der Hauptstadt gleichen Namens und den Orten Quillacollo, Tiquipaya, Sipesipe, Colcapirhua und El Paso; das Tal von Cliza, mit dem Ort Cliza, ferner Tarata, Punata, Arani, San Benito, Toco, Tolata und Muela; weiterhin das Tal von Caraza, und jene von Sacaba und Capinota.

Ein eisiger Wind fegte durch die Schluchten der Höhe und peitschte den gelblichen, spärlichen Graswuchs. Unwillkürlich schweifte unser Blick sehnsüchtig nach den grünen, üppigen Tälern des Ostens.

Die Sättel wurden nun einer genauen Prüfung unterworfen, die Gurte fester gezogen; galt es doch einen langen, gefährlichen Abstieg. Im Zickzack ging der schmale, steile Pfad bergab, an schwindelnden Abgründen entlang; vorsichtig setzten die Tiere Fuß vor Fuß, und wir Reiter, an einigen besonders gefährlichen Stellen von Schwindel erfaßt, schlossen die Augen oder richteten sie auf den Erdboden. Ein Fehltritt der Pferde, und dieses Buch wäre nicht geschrieben worden . . .



Der Abstieg von Tapacarí bis unten ins Tal dehnt sich auf etwa 20 km aus. Allmählich wurde die Vegetation immer üppiger; an Stelle der gelblichen Gräser traten hier und da grüne Grasflächen, dann tauchten einige verkrüppelte Algarrobabäume auf, weiterhin Molles, Welden, allerlei Sträucher, in saftigem Grün prangend. Üppiger Graswuchs deckt Felsen und Schluchten, kristallklare Quellen rieseln allenthalben über die Felsen, zwischen Moos und rankendem Efeu. Plätschernd springen sie über Felsvorsprünge, um sich dann wieder im hohen, dichten Grase zu verlieren.

Heiß brennt die Sonne; wir nehmen die warmen, wollenen Ponchos ab und werfen sie dem hinter uns reitenden Diener zu. Der Rock wird aufgeknöpft; lauer Wind fächelt die entblößte Brust. Es wird warm, sehr warm! Welcher Kontrast! Da oben fegt eisiger Wind über Hochebene und Kordillere, und hier unten, in Schluchten und Tälern, umschmeichelt uns die laue, duftgeschwängerte, feuchtwarme Luft subtropischen Klimas. Ein Wechsel, der sich traumhaft in unglaublich kurzer Zeit vollzieht.

Die Sonne sank hinter die nächsten Höhen, als wir das Städtchen Tapacarí erreichten. Die Hufe unserer Pferde klapperten auf dem Pflaster der engen Gassen; hier und da schaute neugierig ein Nachbar aus dem Fenster, durch den ungewohnten Lärm angelockt. Die Bewohner dieser einsamen Gebirgsorte gehen meist mit den Hühnern zu Bett, nach Sonnenuntergang schließen sich Türen und Fenster.

Angenehm fiel uns der Unterschied auf, welcher zwischen den Postas der Hochebene und jenen dieser Täler besteht. Dort schmutzige, mürrische Cholos oder mißtrauische Indianer, hier ein einfacher, reinlicher, freundlicher Landmann. Die Zimmer klein, aber sauber. Das Essen reichlich und nahrhaft.

Tapacarí war in früheren Zeiten eine ansehnliche Stadt von etwa 4000 Einwohnern. Heute ist der Ort zurückgegangen, da die Schlucht von Arque, durch welche der Karrenweg zwischen Oruro und Cochabamba führt, den größten Teil des Verkehrs anzieht. Überschwemmungen, verursacht durch die Flüsse Tapacarí und Huateca, haben außerdem einen großen Teil der Altstadt zerstört, so daß die Bewohner sich gezwungen sahen, neue Bauten auf den umliegenden Höhen aufzuführen.

Früh am anderen Morgen verfolgten wir unseren Weg durch die Schlucht, den Tälern zu. Der Fluß windet sich in Schlangenlinien abwärts, ständig die Seitenhänge streifend, so daß wir ihn unzählige Male, manchmal bis an die Knie im Wasser, durchschreiten mußten. Kleine ebene Flächen an tieferen Stellen unterbrechen zuweilen die fortwährende Folge der Bergketten. Zwischen dem Grün der Bäume schimmern die weißen Häuser der Landgüter; üppig wogendes Getreide, dunkelgrüne Kartoffelfelder decken ihre Umgebung. Schäumend stürzen kristallklare Bergwasser über die Räder an den Hang gebauter Mühlen. Große Schwärme blaugrauer Tauben richten ihren Flug nach den Tälern, auf der Suche nach Nahrung, um gegen Abend wieder die Algarrobabäume und Molles der höhergelegenen Schluchten aufzusuchen.

Zahlreiche Maultiertrupps treffen wir auf unserem Wege an, von weither erschallt das Geschrei der Treiber, in dichte Staubwolken gehüllt ziehen sie an uns vorbei; dann tönt jedesmal ein „Buenos dias!" (Guten Tag!) der höflichen Eingeborenen. Sechs Stunden waren wir geritten, als wir in Parotani anlangten. Hier verließen wir die Schlucht und verfolgten unseren Weg auf dem rechten Ufer des Rio Phutina, dem Tal von Cochabamba zu.

Parotani kann nicht als Dorf bezeichnet werden; einige kapriziös gruppierte Gehöfte, eine ländliche Kapelle, das Herrenhaus der Hacienda, eine Posta und zwei Mühlen — das ist Parotani, welches, von Taparí aus gerechnet, halbwegs nach Cochabamba liegt. Hier nimmt auch der Karrenweg nach Oruro, durch die Schlucht von Arque, seinen Anfang. Zwei Stunden etwa von Parotani, nachdem man die Enge von Phutina hinter sich hat, öffnet sich das Tal von Cochabamba, im Osten und Norden durch die Kordilleren von Colomi und San Pablo begrenzt.

Das satte Grün der Ebene, bläuliche Berge, weiße, schneebekränzte Gipfel bilden die Grundtöne der Landschaft. Einige Hügel, die sich hier und da vereinzelt aus der Ebene erheben, erwecken den Eindruck, als wenn sie mit ihrem zackigen Gestein den grünen Sammet der Felder aufgewühlt und zerrissen hätten. Ein duftiger, weißer Nebelschleier bedeckt Feld, Wiesen sowie hier und da eingesprenkelte kleine Wäldchen: matt schillern in der Ferne Lagunen und Teiche, überall tauchen saubere, weißglänzende Höfe und Häuschen auf.

Gegen Mittag erreichten wir das Städtchen Quillacollo, 11 km von Cochabamba gelegen, mit 3900 Einwohnern. Als Marktplatz für die umliegenden Ortschaften hat es eine gewisse Bedeutung; Pferde- und Rindviehzucht bilden den Haupterwerbszweig dieser Gegend. Gegen Abend etwas vor Sonnenuntergang, ritten wir in die Stadt Cochabamba ein, begrüßt vom melodischen Geläute der Glocken, und bald dehnten wir behaglich den müden Leib zwischen weißem Linnen, in einem ordentlichen Bett. Man wird auf Reisen genügsam!

DIE STADT COCHABAMBA. Ein indiskreter Sonnenstrahl, der mir die Nase kitzelte, weckte mich am anderen Morgen. Es war schon gegen acht Uhr, als wir beide zu einem kleinen Rundgang auf die Straße traten.

Die Stadt „Oropeza“ wurde von den Spaniern am 1. Januar 1573 gegründet, auf Befehl des Vizekönigs von Toledo. 1786 taufte man sie in „Cochabamba“ um, gleichzeitig erhielt sie durch Karl III. den Titel „treue und tapfere Stadt“. So hatte unser freundlicher Wirt am Abend vorher erzählt.

Cochabamba liegt 2575 m über dem Meeresspiegel, seine mittlere Temperatur beträgt 19,07 ° C. Das Klima ist äußerst angenehm, der Winter milde, der Sommer nicht übermäßig heiß, die Vegetation üppig und mannigfaltig. Die Stadt hat etwa 25000 Einwohner, hierunter einige 500 Fremde, hauptsächlich Peruaner. Es bestehen eine Universität, drei höhere Schulen, eine Ackerbauschule, sowie 26 Volksschulen. Viele und schöne Gebäude schmücken Cochabamba. Wir erwähnen eine Kathedrale, mehrere Kirchen, den Regierungspalast, das Munizipalgebäude, ein Theater, die Nationalbank; weiterhin erheben sich allenthalben stattliche, freundliche Privathäuser. Die Plaza 14. de Setiembre, mit ihren sorgsam gepflegten Gartenanlagen und Kolonnaden, macht einen äußerst guten Eindruck auf den Reisenden. Die Außenviertel sind ein einziger grüner Garten, aus dem allenthalben weiße, kleine Häuschen altspanischer Bauart hervorschimmern. Dort finden wir den Orangenbaum, beladen mit goldgelben Früchten, prachtvolle Pfirsiche, herrliche Weintrauben, ja sogar Bananen und Chirimoyas, obgleich letztere Früchte nicht die gewohnte Größe erreichen. Die Stadt ist äußerst regelmäßig gebaut, die Straßen schnurgerade angelegt; sie bedeckt eine Fläche von 1 193 176 qm mit etwa 2000 Häusern.

Bemerkenswerte, altertümliche Holzschnitzereien befinden sich in der Kathedrale, so ein Christus, ein Sankt Peter in Lebensgröße und andere. Das Kloster Santa Claras bewahrt drei Gemälde von alten spanischen Meistern auf; eines derselben, welches das Konzil von 1215 darstellt,

wird allgemein von Kennern für ein Werk Murillos gehalten. In der Karmeliterkirche sahen wir fünf Gemälde, Meisterwerke Goyas.

Wenn der Sommer kommt und die Sonne heißer vom Himmel brennt, verlassen die meisten Familien die Stadt und ziehen auf das umliegende Land, nach Calacala, Queruqueru, La Recoleta, Sarco. Breite Straßen kreuzen in allen Richtungen die Umgegend Cochabambas, schmucke Landhäuser lugen aus dem Grün der Gärten, umgeben von Weiden, Molles und Fruchtbäumen mancherlei Art. Namentlich Calacala wird von den Familien als Landaufenthalt bevorzugt, und wir sahen dort stattliche Landhäuser in großer Zahl — eine kleine Villenstadt, wie man sie anmutsvoller kaum in Bolivien antrifft.

In einer hellen, lauen Mondnacht wanderten wir durch die kleinen Wäldchen und Gärten Calacalas. Hinter den Gartenzäunen, im Dunkel der Bäume und Sträucher, leuchteten helle, sommerliche Kleider junger Mädchen, vor manchem Tor klangen die sehnsüchtigen, liebegirrenden Akkorde der Gitarre — altspanischer Brauch!

KURZE UMSCHAU IM DEPARTEMENT. Etwa 20 km im Süden der Stadt Cochabamba beginnt das große Tal von Cliza mit einer Bodenfläche von 1200 qkm und einigen 20000 Einwohnern.

Ein altertümlicher Omnibus, auf in Europa schon völlig vergessenen ledernen Federn sich wiegend und mit sechs kräftigen Pferden bespannt, hielt vor dem Posthaus in Cochabamba. Von allen Seiten eilten die Reisenden herbei, ein Berg von Gepäck türmte sich in kurzer Zeit auf dem Dach des Fuhrwerks auf. Auch wir suchten unterzukommen, wurden jedoch zu unserem Leidwesen durch eine äußerst dicke Dame getrennt, die atemlos in den Wagen kletterte und sich uns ohne Weiterung auf die Knie setzte, so daß wir schleunigst Platz machten.

Endlich setzte sich unser Marterkasten in Bewegung, und bald rollte er durch die Ebene. Hohe, üppige Maisfelder bedeckten weithin das Gelände. Zahlreiche Gehöfte und Ortschaften tauchten allenthalben auf, und aus den wogenden Maisfeldern hoben sich in der Ebene die weißen Kirchtürme Cliza, Tarata, Punata, Arani, San Benito, Toco, Tolata und Muela ab. Breite Karrenwege kreuzten die Gegend, überall sah man beladene Lastwagen, Maultier- und Eseltrupps, in dichte Staubwolken gehüllt, Reiter auf altspanischem Sattel und Fußgänger im traditionellen Poncho.

Nach etwa 40 km erreichten wir das Städtchen Cliza. Es war an einem Sonntag, und so bot sich uns Gelegenheit, den großen, wöchentlichen Markt zu beaugenscheinigen. Dort herrschte ein buntes Getümmel. Dumpfes Gebrüll, Blöken und Wiehern, ein Stimmengewirr feilschender Käufer und Verkäufer empfing uns auf dem Viehmarkt. Gelblich leuchtete



unter den Strahlen der Sonne die große, schwere Staubwolke, welche über diesem Teil des Marktes lagerte.

Wir wanderten weiter zwischen den Verkaufsständen, in denen Waren allerlei Art feilgeboten wurden, namentlich Erzeugnisse der Landesindustrie, wie Gewebe aus Wolle und Baumwolle, Sättel nach Landesart, vorzüglich gegerbtes und verarbeitetes Zaumzeug, Satteldecken, Silber- und Eisenwaren, Töpfergeschirr. Eine bunte Menge drängte und schob sich zwischen den Ständen, man handelte, kaufte, lachte und scherzte; besonders umlagert waren die Getränkebuden, in denen „schäumige“ Chicha, wie sie ein nationaler Schriftsteller in seiner Begeisterung allerdings nicht ganz richtig bezeichnet, verschänkt wurde.

Cliza ist an und für sich ein unbedeutender Ort, zählt es doch nur etwa 3000 Einwohner; trotzdem erreicht der wöchentliche Marktumsatz dort die stattliche Höhe von 60000 Bolivianos im Durchschnitt.

In den Tälern von Cochabamba ist die indianische Rasse beinahe ganz verschwunden, während sie sich auf den Höhen ziemlich unvermischt erhalten hat. Die Bewohner der Täler sind von nahezu rein kaukasischer Abstammung; ihre Bräuche, Sitten und Gewohnheiten sind seit der ersten Zeit spanischer Einwanderung so ziemlich unverändert geblieben. Gastfreundlich, einfach in seinen Sitten, dabei mißtrauisch wie jeder echte, noch nicht vom Fortschritt moderner Zeit beleckte Bauer, hat der dortige Landesbewohner den altspanischen Charakter fast unverfälscht ererbt. So mancher Sancho Pansa fiel uns auf, wie er breitspurig und selbtbewußt hinter seinen Eseln hertrottete!

Das Departement wird in neun Provinzen, mit ihren Unterabteilungen von Kantonen, eingeteilt: El Cercado, mit der Stadt Cochabamba, dann Ayopaya, Arque, Tarata, Punata, Mizque, Totora und Tapacarí.

Das Klima ist durchschnittlich gemäßigt und sehr gesund, doch sind einige Landstriche recht unangenehm heiß und auch ungesund, so Teile der Provinzen Mizque, Chapare, Totora und Ayopaya; dort tritt in Niederungen an einigen Stellen die gefürchtete Tersiana (Wechselfieber) auf.

Die Yungas von Cochabamba sind tiefe Täler am Fuß der Kordillere, deren mittlere Temperatur etwa 22 Zentigrade beträgt. Mächtiger, sub-



tropischer Urwald bedeckt die Hänge, während des größten Teils des Jahres gehen häufige, reichliche Regengüsse nieder. Hier wie in den Yungas von La Paz gedeihen alle Pflanzen der subtropischen und einige der tropischen Zone. Auch die Tierwelt ist so ungefähr die gleiche wie in jenen Yungastälern.

Hohe, mit ewigem Schnee bedeckte Gipfel weist die Kordillere im Departement Cochabamba auf. Im Norden der Stadt erhebt sich der mächtige Tunari etwa 5000 m über den Meeresspiegel; in der Provinz Chapare sind die Höhen von Palta-cueva, Tuti und andere bemerkenswert.

Der Mineralreichtum Cochabambas ist bedeutend. Gold, Silber, Kupfer, Blei, Zinn, Eisen, Schwefel, Lapis-Lazuli birgt der Schoß der Berge, auch kommen Marmor und Torf vor.

Auf den Hochplateaus der östlichen Kordillere, im Norden der Stadt Cochabamba, denen sich zahlreiche Lagunen, die ihre Wasser fast alle in die Zuflüsse des Amazonas ergießen. Einer kommenden Generation mag es vorbehalten sein, dieselben zu Rieselanlagen in den Tälern nutzbar zu machen. Die bedeutendsten Nebenflüsse des Amazonas, der Mamoré und Beni, erhalten reiche Zuflüsse aus dem Departement. Der Rio Guapay entspringt in der Provinz Chapare, Kanton Palca; er durchfließt die Schlucht von Cuchupunata und tritt in das Tal von Cliza unter dem Namen Rio Sulti ein, nachdem er mehrere Gebirgsbäche aufgenommen hat. Der Rio Rocha geht aus dem Sacaba hervor und fließt im Norden und Westen der Stadt Cochabamba vorbei. Unter vielen anderen Wasserläufen sind noch

die Flüsse Arque, Mizque, Sécure, Chapare zu erwähnen. Letzterer ist auf einer großen Strecke schiffbar.

Der Ausbau des Eisenbahnnetzes Boliviens wird auch das reiche fruchtbare Departement Cochabamba zu neuem Leben erwecken; die Bahn Oruro-Cochabamba ist weit im Bau vorgeschritten.

Bedeutendere Zinnminen im Betrieb. Ein Quintal = 46 kg.			
Lage	Name	Jährlicher Export Quintales	Annähernder Wert der jährl. Prod. in £.
Prov. Arque	Tucsuhuma	6000	10000
" "	The Berenguela Tin Mines Ltd.	8400	20000

DAS DEPARTEMENT CHUQUISACA

SUCRE. Die Hauptstadt Boliviens[1]), Sucre, früher Chuquisaca, Charcas oder auch La Plata genannt, wurde am 29. September 1538 durch Pedro Anzures gegründet, und zwar auf Befehl Francisco Pizarros. Am 12. Juli 1839 erhielt die Stadt den Namen Sucre, und die Bezeichnung Chuquisaca verblieb dem Departement.

Sucre ist auf goldhaltigem Boden erbaut, und die Stadt liegt am Fuß zweier Bergkuppen. Schon alte Chroniken aus der Zeit des 17. Jahrhunderts beschäftigen sich mit dem großen Goldreichtum jener Gegend, und alte, dunkle Überlieferungen sprechen von einem unterirdischen Fluß, über dem sich das Gelände als „goldene Brücke" wölbe, und von dem geheimnisvollen Berg Apoquiquixana[2]), aus dem die Inkas den größen Teil ihrer Schätze entnahmen.

Hervorragende Spanier, wie Fernando Pizarro, San Alberto, Matienzo, Solorzano, Mojo und andere, residierten in Sucre, und zur Zeit der Republik ist manch hervorragender Mann dort geboren worden. Bisher weit vom hastenden Weltgetriebe entfernt und zwischen Höhenzüge der Kordillere gebettet, hat sich altspanische Höflichkeit und Sitte bis in unsere Tage dort erhalten, und viele alte Familien Boliviens leben seit Generationen in der Stadt.

Es bestehen eine Universität, mehrere Banken, verschiedene Museen, Schulen und Bibliotheken, zweiundzwanzig Kirchen, unter welchen die schöne, gotische Kathedrale hervorzuheben ist, ferner der Justizpalast, das Theater, der Regierungspalast, eine neue, geräumige Markthalle. Viele moderne, geschmackvolle Privatbauten zieren die Stadt, ebenso wie schöne Garten-und Parkanlagen, unter denen die Alameda und die parkartigen Anlagen der Plaza Erwähnung verdienen. Die Straßen Sucres sind gerade und schneiden sich rechtwinklig, so daß regelmäßige Häuserviertel, wie auch in anderen südamerikanischen Städten, entstehen. Viele Häuser sind noch aus Luftziegeln errichtet, ein Material, das trotz seiner geringen Festigkeit im Bau recht dauerhaft ist; neuere Gebäude sind jedoch meist aus Hausteinen hergestellt.

Die Bevölkerung beträgt heute etwa 25000 Seelen, worunter einige 500 Ausländer.

Die Stadt liegt 2844 m über dem Meeresspiegel, das Klima ist milde, trocken und gesund; es gibt keine extremen Temperaturschwankungen, so daß man sagen kann, es herrscht ewiger Frühling.

[1]) Die Regierung befindet sich aus Zweckmäßigkeitsgründen in La Paz. [2]) „Großer Herr Quiquixana" (Quechuasprache).



Die Industrie ist relativ gut entwickelt; es bestehen Brauereien, Branntweinbrennereien, Tabakfabriken, Mühlen mit Dampfbetrieb, Gerbereien, Seifen-, Schuh-, Schokoladen-, Eisfabriken, und auch das Kleinhandwerk blüht und gedeiht. Sucre hat außerdem kapitalkräftige Kaufhäuser und ist der Sitz verschiedener Minengesellschaften. Unter den von dort ausgeführten Produkten nennen wir Spiritus und Branntwein, Zigaretten, Wein, Schuhwerk, Leder, Hüte, Stickereien, Schokolade, Nudeln und Früchte; doch erreicht die Gesamtexportziffer keine bedeutende Höhe.

Der oberste Gerichtshof des Landes, die Corte Suprema, hat seinen Sitz in Sucre, wo auch der Erzbischof Boliviens residiert.

Ein Gürtel lieblicher Landhäuser umsäumt die Stadt, überall leuchten weiße Villen und Pavillons aus dem Grün der Bäume, schattige Wäldchen und weite Obstpflanzungen wechseln mit gutgepflegten, duftigen Blumenbeeten ab. Der geschmackvoll angelegte Privatpark „La Florida" der Familie Arce, sowie der Landsitz „La Glorieta", Besitz der Familie Argandoña, verdienen besondere Erwähnung. Zwei kleine, kristallklare Bergbäche durchfließen die Stadt, von denen einer dem Stromsystem des La Plata, der andere jenem des Amazonas zufließt, wie denn auch Sucre auf der Wasserscheide beider Ströme liegt.


Quechua-Indianerin.


Quechua-Indianer.

UMSCHAU. Das Departement Chuquisaca grenzt im Norden an Cochambamba und Santa Cruz, im Osten an die Republik Paraguay, im Süden an das Departement Tarija und im Westen an Potosí. Seine Geländebildung wird durch verschiedene Ketten bedingt, welche von der Hauptkordillere ausgehen und einen großen Teil des Gebiets in südlicher Richtung durchschneiden. Im Südosten befindet sich die höchste Erhebung, der Liqui. Die Färbung der Berge ist eigenartig und verschieden; wenn die glühende Sonne ihre Strahlen über die Felsen wirft, dann schillern sie in allen Farben des Regenbogens, wobei die rote Farbe vorherrscht.

Die topographische Lage Chuquisacas bedingt ein wärmeres Klima; im Osten und in einigen tiefgelegenen Tälern, wie Mocotoro, kommen alle Pflanzen der subtropischen Zone fort, während der Rest des Departements ein angenehmes, gleichmäßiges, gemäßigtes Klima besitzt, wo Wein, Obstbäume, Weizen und alle Produkte der gemäßigten Zone herrlich gedeihen.

Gegen Westen zu steigt das Gelände allmählich an, von niedrigen Hügelketten im östlichen Teil, bis zu den wildzerklüfteten, ungangbaren, von tiefen Tälern und Schluchten zerschnittenen Ketten der Hochkordillere. Die Höhen von Yamparaes bilden die Wasserscheide der Flüsse, welche teils dem Amazonasbecken, teils dem Stromgebiet des La Plata zufließen. Im Norden durchfließt der Rio Guapay das Departement und bildet die natürliche Grenze gegen Cochabamba; seine Nebenflüsse sind der Rio Chaco und Prieto, in der Provinz Yamparaes und aus der Provinz Tomina strömen ihm der Chacopaya, der Tomina und Azero zu. In Tomina entspringt weiterhin der Rio Piray, welcher den Sauces aufnimmt, die Provinz Azero durchströmt und dann weiter östlich in Santa Cruz große



Sümpfe bildet. Von Potosí her kommen der Rio Tumusla und Cotagaita; nach ihrer Vereinigung in Cinti bilden beide den Rio Grande, nehmen den Chico und San Juan auf und führen von da ab den Namen Pilaya. Der Pilaya bildet die Grenze zwischen Tarija und Chuquisaca und ergießt sich in den Pilcomayo, welch letzterer das Departement von Nordwesten nach Südosten durchquert.

Wie schon erwähnt, bringt Chuquisaca alle Bodenprodukte der gemäßigten, sowie viele der subtropischen Zone hervor, wie Pfirsiche, Birnen, Äpfel, Orangen, Wein, Zuckerrohr, Reis, Weizen, Mais, Kartoffeln, Bataten, Gerste, Hirse, Bohnen und sämtliche Gartengemüse. Der speziell in der Provinz Cinti gezogene Wein ist von vorzüglicher Qualität; doch wird die Rebe teils aus Mangel an Arbeitern, teils aus Indolenz der Grundbesitzer leider nur in beschränktem Maße angebaut, sonst könnte diese eine Provinz ganz Bolivien mit dem würzigen Trank versorgen.

Die Wälder des Departements bergen großen Reichtum an herrlichen Nutzhölzern und medizinalen Pflanzen. Ausgedehnte Weideflächen ermöglichen die Viehzucht in größerem Maßstabe, doch liegt dieser Produktionszweig hier, wie überhaupt im Lande, noch sehr im argen. Man züchtet Pferde, Rindvieh, Schafe, Ziegen und Schweine in verhältnismäßig geringem Maßstabe.

An Mineralien und Bodenschätzen kommen vor: Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Kaolin, Marmor, Petroleum; auch soll Steinkohle vorhanden sein. In der Provinz Cercado, und zwar in Chuquichuqui, findet sich Gold; in Icla Silber, Kupfer in Surina und Simela, und in Mocotoro Eisen. In



Teja-Huasí soll Steinkohle vorkommen. In der Provinz Cinti findet man Gold in Camblaya, Quimsa-Cruz und San Juan, Silber in Loma, Tircoyo, Acchilla und Sacari, Kupfer in Colpa. Die Provinz Tomina weist auf: Gold in Tomabamba, in der Nähe des Pilcomayo, ferner Silbererze auf den Höhen von Mandinga, und außerdem an manchen Orten reiche Kupferadern, Erdwachs und wahrscheinlich auch Steinkohle. Schon vor einigen Jahren hat sich die bolivianische Regierung für die Petroleumquellen des Departements interessiert, um die Ausbeutung in die Wege zu leiten, doch bis jetzt sind noch keine Anlagen eingerichtet worden.

Chuquisaca, ebenso wie Tarija, haben Anteil am Gran Chaco; doch werden wir diese großen Urwälder zusammenfassend in einem besonderen Abschnitt behandeln.

DAS DEPARTEMENT TARIJA

STADT UND LAND. Das Departement Tarija grenzt im Norden an Chuquisaca, im Osten an die Republik Paraguay, im Westen an Potosí und im Süden an Argentinien. Die Stadt gleichen Namens liegt in einem fruchtbaren, großen Tale subtropischer Vegetation, 1924 m über dem Meere. Am 4. Juli 1574 wurde sie unter dem Namen San Bernardo de Tarija von dem Hauptmann Luis de Fuentes gegründet; die neue Niederlassung blieb vorläufig der Stadt Potosí untergeordnet und erhielt erst am 3. Januar 1827 ihre kommunale Selbständigkeit.

Tarija ist in etwas unregelmäßigen Quadraten erbaut, weist heute viele hübsche, modern gebaute Häuser auf und bietet mit seinem warmen, gleichmäßigen Klima einen angenehmen Aufenthalt. In der ganzen Umgebung der Stadt ist das Land sorgfältig bebaut, und freundlich heben sich überall hellgestrichene Landhäuser vom Grün der Felder ab. Tarija hat etwa 12000 Einwohner, worunter einige 200 Ausländer. Unter den Gebäuden heben wir die stattliche Kathedrale sowie das Kloster nebst Kirche San Franciscos hervor. Was Industrie und Handel anbelangt, ist Tarija hinter den übrigen Städten Boliviens infolge seiner bisher abgeschiedenen Lage zurückgeblieben, doch dürfte die argentinisch-bolivianische Bahn Wandel schaffen, wenn sie auch vorläufig wohl keine direkte Verbindung mit der Stadt herstellen wird.

Bekannt im ganzen Lande sind die in Tarija gefertigten Zigaretten aus dortigem Tabak, der im Departement sehr gut gedeiht; dieser Tabak ist von sehr guter Qualität und wird auch zu Zigarren verarbeitet. In kleinem Maßstabe werden ausgeführt sehr hübsche, geschmackvolle Stickereien, ferner Mehl, Leder und Trockenobst; mit Argentinien besteht ein verhältnismäßig reger Handelsverkehr.

Im östlichen Teil des Departements dehnen sich auf weiter Ebene die Urwälder des Gran Chaco aus, durchströmt vom Rio Pilcomayo. Von Westen her steigen die letzten mäßig hohen Ketten der Hochkordillere herab und verlieren sich allmählich in der Ebene. Alle Flüsse Tarijas gehören zum Stromgebiet des La Plata. Im Departement entspringt der Rio Bermejo, und zwar in zwei Armen gleichen Namens; beide Wasserläufe nehmen vor ihrer Vereinigung verschiedene Nebenflüsse auf, und zwar der eine die Flüsse Condado und Limpio, der andere den Pescado und Itau.

Ackerbau und Viehzucht sind verhältnismäßig gut entwickelt. Alle Gewächse der gemäßigten, subtropischen und tropischen Zone gedeihen im Departement, und was die Viehzucht anbelangt, so werden neben Schafen,



Argentinische Grenze. Cerro Granadas.



Argentinische Grenze. Der Keuchimali.

Ziegen und Schweinen hauptsächlich Rinder und Pferde gehalten. Beide Zweige der Landwirtschaft, namentlich letzterer, sind noch einer großen Entwicklung fähig, und ausgedehnte Strecken Weideland finden vorläufig keine rationelle Verwendung. Der in Tarija produzierte Wein ist von hervorragender Qualität, obgleich man noch keine edleren Traubensorten eingeführt hat, und auch die Zubereitung in althergebrachter, primitiver Weise vor sich geht.

Wenn wir vom Gran Chaco absehen, sind die Einwohner meist weißer Rasse; auch spricht niemand Quechua und Aimará, und das Spanische ist die allgemein gebräuchliche Sprache.

Die Provinz Cercado umfaßt eine ganze Anzahl breiter und fruchtbarer Täler; die höchsten Erhebungen der Kordillerenketten sind der Chismuri, Condor, Gamonera, Quirusilla, Taucoma, Enserradero und Campanario. Man baut Mais, Gartengemüse und viele Obstarten.

Auch die Kordillerentäler der Provinz Concepción sind zum Teil angebaut und weisen ein ähnliches Klima auf. Als höchste Erhebungen nennen wir den Orkotica, Zerpa, Soria, Camacho, Volcán Grande, Cerro Bravo, Cerro de Plata und Ruyero.

Die Provinz Mendez gleicht in Geländebildung und Klima den beiden ersterwähnten; sie grenzt im Norden an die Provinz Cinti des Departements Chuquisaca.

Auch die Provinz Salinas grenzt nördlich an Cinti; ihre Täler eignen sich zum Anbau der meisten subtropischen Pflanzen, doch kommen auch stellenweise viele Gewächse der gemäßigten Zone fort.

Die Provinz Gran Chaco erwähnen wir hier nicht, da dies Gebiet an anderer Stelle beschrieben ist.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß im Departement mehrere Goldlager vorhanden sind; die Indianer behaupten, der Berg Polla berge viel Gold, und in Pomayapo, Provinz Mendez, wird in den Minen San Augustin und Carmen Gold gewaschen. Der Minenreichtum Tarijas an Gold, Silber, Kupfer und Zinn wird bis heute noch nicht intensiv ausgebeutet, obgleich zum Beispiel in der Provinz Cercado eine mächtige Ader gediegenen Kupfers liegt. Die geringe Ausbeute der Minen hat ihren Grund in den mangelhaften Verkehrsverhältnissen, und nur die guten Zinnpreise neuerer Zeit machen trotz der hohen Transportkosten den Abbau dieses Metalls möglich, wie denn auch heute die Ausbeutung von Zinn kräftiger betrieben wird.

URZEITLICHES. Zahlreiche Fossilien, die Reste altersgrauer Vorzeit, finden sich in der Umgegend von Tarija und namentlich in der Nähe von Santa Ana, etwa 10 km südlich der Stadt. Manchmal liegen sie zer-

streut auf der Erdoberfläche umher, doch der größte Teil ist in einiger Tiefe in toniger Schicht gebettet, häufig von einer lockeren Kiesschicht umgeben, zuweilen aber auch mit Kies zu einer unzertrennlichen, festen Masse verbunden. Sehr selten findet man ganze Gerippe oder zusammenhängende Teile; die Knochen liegen meist vereinzelt. Hieraus kann man wohl schließen, daß diese Fossilien aus mehr oder weniger großer Entfernung herstammen, und wahrscheinlich nach den Tälern geschwemmt wurden.

In Tarija spricht man von den „Knochen der Riesen", doch ist es erwiesen, daß die Fossilien tierischen Ursprungs sind, und zwar nimmt man an, daß es Mastodonknochen sind. Es wurde ein 2 m langer, fast gerader Zahn gefunden, dessen Spitze gut erhalten war; schon früher hat man kleinere Stücke gefunden, die von den Eingeborenen fälschlich als Schienbeine von Riesen bezeichnet wurden. Nach Humboldt gibt es auch in der Nähe von Bogotá, Columbien, eine Fundstätte vorsintflutlicher Knochen; auch dort werden sie von den Anwohnern als „Knochen der Riesen" bezeichnet; ähnliche Fabeln gingen bezüglich des Mastodons von Ohio um. Was wohl zu dem die Knochen von Tarija betreffenden Glauben der Einwohner beigetragen hat, ist die alte Sage von einem Riesengeschlecht, das an den Grenzen der Hochebene von Atacama gelebt haben soll.

In den fünfziger Jahren wurden die Knochen von fünfzehn Säugetieren ausgegraben, unter denen solche vom Mastodon Humboldtii und vom Scelidotherium leptocephalum. Auch findet man Knochen und Zähne vom Megatherium, Fragmente der panzerartigen Haut des Klyptodon und Kopfteile einer Gürteltierart, welche in ihrem Aussehen dem Kopf des heute noch existierenden Gürteltieres nahekommen. Auch kommen Reste von Wiederkäuern vor, und neben den Knochen eines riesigen Hirsches deckte man Teile vom Skelett der Macrau-chenia patachonica auf, einem Tier von der Größe des Kamels. Ebenso fand man Kiefer eines Tieres, das Ähnlichkeit mit dem Wasserschwein Südamerikas, dem Carpincho, aufweist. Von der Klasse der Einhufer erwähnen wir die Reste des Equus macrognathus, einer großen Pferdeart mit langem Kiefer, bemerkenswert durch den bedeutenden Abstand zwischen den Schneidezähnen und dem ersten Mahlzahn.

Wie schon erwähnt, wurden alle diese Fossilien wahrscheinlich von höheren Punkten herab angeschwemmt; dafür spricht vor allem die Art und Weise, wie die Knochen, in Schwemmland eingebettet, willkürlich und vermischt durch das ganze Tal zerstreut wurden. Die Tatsache, daß sich diese Fossilien im Tale von Tarija finden, läßt immerhin die Frage offen, ob die Versteinerung dort selbst vor sich gegangen ist, oder ob die Knochen bereits in diesem Zustande angeschwemmt wurden. Für letztere Annahme spricht der geringe Unterschied in der Bodenbeschaffenheit der alluvialen

Ablagerungen, welcher nicht genügt um die große Mannigfaltigkeit der Versteinerungen zu erklären.

Wenn sich die Wissenschaft dieser Überreste vergangener Zeit annähme, und methodische Nachgrabungen stattfänden, dürften hochinteressante naturgeschichtliche Funde zu Tage gefördert werden. Der Südamerikaforscher Nordenskjöld hat mehrfach auf die Fossilien Tarijas hingewiesen, nachdem er jene Gegenden besucht hatte.

SANTA CRUZ

AUSBLICK. Im Jahre 1557 wurde die Stadt Santa Cruz de la Sierra durch Nuflo de Chaves an den Hängen des Gebirges San José de Chiquitos gegründet. In stetem Kampf mit den benachbarten Indianerstämmen gingen die ersten Jahre dahin, und auch manch anderes Mißgeschick suchte die Bewohner, welche teilweise aus Paraguay eingewandert waren, heim, so daß im Jahre 1575 der Vizekönig Franzisco Toledo die Verlegung der Stadt beschloß; diese wurde denn auch von neuem in der Gegend von Grigotá aufgebaut, am Ufer des Rio Guapay und etwa 300 km von der ersten Gründung entfernt, auf 17° 14′ südlicher Breite, und 65° 28′ westlicher Länge.

Heute zählt Santa Cruz de la Sierra etwa 20000 Einwohner, darunter etwa 200 Ausländer. Die Stadt liegt 442 m über dem Meere, das Klima ist heiß, gleichmäßig und gesund; man kennt nur zwei Jahreszeiten, eine trockene, vom April bis Oktober, in der abwechselnd Nord- und Südwinde wehen, und die Regenzeit in den übrigen Monaten des Jahres. Wenn der Südwind weht, dann fällt das Thermometer immer um einige Grade.

Der Ort ist in vier Stadtteile eingeteilt, mit insgesamt hundert Häusergevierten, von denen aber nur fünfzig dicht bewohnt sind, und wo ein reger Verkehr herrscht. Es bestehen mehrere kapitalkräftige Export- und Importhäuser, und man führt Zucker, Reis, Kakao, Mandioca, Tabak, Tamarinden, Gummi, Vanille, Öl, Sohlen, Schuhleder, Lederarbeiten aus Tapirhaut und Rindshäute aus. Es gibt einige Tabak-, Zucker- und Eisfabriken, sowie Gerbereien, Schneidemühlen und Branntweinbrennereien. Der auswärtige Handel geht über die Häfen des Paraguayflusses Puerto Suarez und Puerto Pacheco nach dem Rio de La Plata, über Villa Bella am Zusammenfluß des Beni und Mamoré nach dem Amazonas und über Antofagasta nach dem Stillen Ozean.

Zum Schutze gegen Wind und Regen besitzen die Häuser Veranden, die Straßen sind teilweise ungepflastert und in der trockenen Jahreszeit mit einer dichten Schicht von Sand und Staub bedeckt, während sie sich zur Regenzeit in Bäche bis zu einem halben Meter Tiefe verwandeln.

Das Departement teilt sich in die Provinzen Chiquitos, Velasco, Sara, Cercado, Valle Grande und Cordillera.

Die Provinz Chiquitos wird von mehreren Höhenzügen durchquert, die in der allgemeinen Richtung von Südosten nach Nordwesten laufen. Das Land ist sehr fruchtbar und eignet sich in hervorragender Weise zur Kultur tropischer und subtropischer Pflanzen. Die Hauptstadt ist der Ort San José, welcher sich an den Hang eines Höhenzuges anlehnt. Erwähnens-

wert ist die am Paraguayflusse gelegene Laguna Gaiba und die Bahia Cáceres, an der Puerto Suarez liegt, ein Hafen, welcher kleineren Dampfboten einen Ankerplatz bietet. Man hatte beabsichtigt, die Laguna Gaiba zu einem Hafenort auszugestalten und durch eine Bahnlinie mit den westlichen Territorien Boliviens zu verbinden, doch stößt dieses Projekt, welches neuerdings wieder aufgelebt und zu dem auch eine Konzession erteilt ist, wegen der geringen Wassertiefe des Sees sowie der periodisch unter Überschwemmungen leidenden Ufergegenden auf Schwierigkeiten. In Puerto Suarez laufen, wie schon erwähnt, kleinere Dampfer an, jedoch ist auch der Wasserstand der Bahia Cáceres in der trockenen Jahreszeit häufig sehr niedrig, und dann müssen die Schiffe in dem am Paraguayflusse gelegenen brasilianischen Hafen Corrumbá löschen. Zwischen Santa Cruz de la Sierra und Puerto Suarez besteht ein gewisser Handelsverkehr, welcher durch Lasttiere und in der trockenen Jahreszeit auch durch Karren vermittelt wird.

Der San Rafaelfluß, welcher auf der Kordillere von Santiago entspringt, ferner der Rio Tucabaca und der Santo Corazón sind goldführend, und in vielen Schluchten und Tälern findet sich das edle Metall. Auch sind hier und da in den Bergen Opale, Amethysten und Diamanten gefunden worden; ebenso kommt Silber, Zinnober, Eisen, Salpeter und Salz vor.

Das Klima ist heiß und feucht, angenehm an den Hängen der Berge und kühl und trocken auf den Höhen.

Die Provinz Velasco ist im allgemeinen eben und von niederen Höhenzügen sowie mehreren Flüssen durchschnitten. Die Fruchtbarkeit dieser Gegenden ist erstaunlich, das Klima warm und feucht. Weite Grasflächen wechseln mit dichtem Urwald ab, wo namentlich verschiedene Palmenarten zahlreich vertreten sind. Auch die Hänge der Berge deckt grüner Busch, und durch die Schluchten rauschen viele klare Gebirgsbäche.

Man trifft auf aussgedehnte Kakaowaldungen, ferner wächst dort Vanille, Muskatnuß, Kaffee, Zuckerrohr, ausgezeichneter Tabak, Gummi elasticum und arabicum, der Kautschukbaum, weißer und roter Quebracho[1]) Copaivabalsambaum, verschiedene Fichtenarten, Zedern, Lorbeer, Maulbeerbaum, Ebenholz, Mahagoni, Iacarandabaum, Gojave und viele andere Nutzhölzer. Das Klima begünstigt außerordentlich den Baumwollbau, und in den Wäldern wächst der Mapajo, der eine Art sehr weicher Wolle hervorbringt, die an Glanz mit der Seide wetteifert und vorläufig von den Eingeborenen nur zum Füllen von Kopfkissen und Matratzen verwendet wird; diese Wolle nimmt jedwede Farbe leicht an. Auch verschiedene

[1]) Wir machen besonders auf diesen Baum aufmerksam, dessen Gehalt an Gerbstoff ihn im Chaco zu einem hochwichtigen Ausbeutungsobjekt gemacht hat.



Santa Cruz de la Sierra. Plaza de la Concordia mit Regierungsgebäude.



Rio Paraguya. Puerto Pacheco.



Farbstoffe kommen vor, wie feiner Indigo, Cochenille, der ziemlich unbekannte Chapi, welcher eine Scharlachfarbe gibt, das Brasilholz, Blauholz und andere.

Den westlichen Teil der Provinz durchfließen der Rio San Miguel und Itonamas, weiter nach Osten läuft der Baures und Rio Paraguá, alles Gewässer, die dem Itenes zuströmen. Außerdem finden sich zwölf größere und kleinere Lagunen in der Provinz zerstreut, welche von einer unglaublichen Menge von Wasservögeln verschiedenster Art belebt sind.

Die Tierwelt des Departements ist im großen und ganzen durch dieselben Arten vertreten, welche in den nördlichen Gegenden Boliviens vorkommen. Besondere Erwähnung verdient der große, an den Ufern der Flüsse und Lagunen lebende Sumpfhirsch; wenn er verfolgt wird, kommt es vor, daß er den Jäger annimmt. Namentlich in der Provinz Velasco, aber auch anderwärts im Departement trifft man auf ungeheure Herden halb oder ganz verwilderten Rindviehs. Man hat in neuerer Zeit daran gedacht, in diesen zur Rindviehzucht vorzüglich geeigneten Gegenden zahme Rassen einzuführen, da die Zähmung der einheimischen Rinder große Schwierigkeiten bietet.

Die Provinz ist reich an Goldlagern, welche in früherer Zeit teilweise abgebaut wurden, heute aber wegen der mangelhaften Verbindung nicht mehr ausgebeutet werden; besonders erwähnenswert sind die Minen

San Javier und Santa Rosa. Aus der Mine San Simón[1]) sollen nach der Überlieferung die Jesuiten Haufen von Gold herausgenommen haben.

In den Ebenen dieser Provinz hausten einst die Itenes-Indianer[2]), welche seinerzeit dank der Missionstätigkeit der Jesuiten teilweise bekehrt wurden, und vor Austreibung dieser Missionare in fünf blühenden Ortschaften zusammenwohnten.

Im westlichen Teil der Provinz Sara finden sich einige Höhenzüge, und zwar Ausläufer der Gebirge von Valle Grande; im Osten dehnen sich weite, teilweise mit Wald bestandene Ebenen aus. Die größten Wasseradern des Departements Santa Cruz fließen durch diese Provinz, wie der Rio Sara oder Guapay mit seinem Nebenfluß, dem Rio Piray, ferner der Yapacaní mit den Nebenflüssen Ibabo, Quirusi und Palacios. Die Pflanzenwelt gleicht jener der Provinz Velasco.

Die Provinz Valle Grande ist gebirgig, und zwischen den Höhenzügen denen sich fruchtbare, große Täler aus, deren heißes Klima den Anbau tropischer Gewächse begünstigt. In den weiten Wäldern finden sich kostbare Nutzhölzer, Farbhölzer und eine große Menge medizinaler Pflanzen. Bis heute wurden noch keine Minen bearbeitet, obwohl es zum Beispiel in der Nähe von Samaipata Zinnober gibt.

Die letzten Ausläufer der Anden durchkreuzen den westlichen Teil der Provinz Cercado, um sich weiter nach Osten hin in den großen, waldbedeckten Ebenen zu verlieren. In dieser Provinz, die von den Flüssen Piray und Guapay durchströmt wird, liegt die schon erwähnte Hauptstadt des Departements, Santa Cruz de la Sierra.

Die Provinz Cordillera verdient ihren Namen nicht, denn abgesehen von einigen niedrigen Höhenzügen und Hügeln ist das Land eben; ausgedehnte Weidestrecken, mit hohen Gramineen und saftigen Kräutern bestanden, bieten zahlreichen Rinderherden ein vorzügliches Futter. Teilweise ist die Provinz stark bewaldet, und namentlich kommen verschiedene Arten des Chinabaumes zahlreich vor. Im Westen durchfließt der Rio Guapay sowie der Parapití das Land, im Osten der Otuquis. Die Provinz ist reich an großen Salzlagern, und in der Schlucht von Piriti, 75 km östlich von Lagunilla, kommt Petroleum vor.

RINDER UND PFERDE. Wie schon erwähnt, finden wir große, teilweise verwilderte Rinderherden auf den Weidegründen von Santa Cruz, ebenso wie in dem benachbarten Benidepartement. Die Tiere haben heute noch wenig Wert, und man bezahlt für das Einfangen eines wilden Rindes mehr, wie der Kaufpreis beträgt. Eine rationelle Rindvieh-

[1]) Dieser Berg liegt im benachbarten Benidepartement. [2]) Auch fälschlich Guarayos genannt.

zucht auf diesen fetten Weiden würde sicherlich große Erfolge aufzuweisen haben, und nach Inkrafttreten des neuen, günstigen Landgesetzes bewarben sich schon mehrere Gesellschaften sowie Privatleute um Landkonzessionen.

Es ist noch nicht lange her, da grasten auch viele Tausende von Pferden auf den Weiden von Santa Cruz, bis eines Tages die schreckliche Pferdekrankheit des nördlichen Teiles von Südamerika, das sogenannte Mal de Cadera[1]), in kurzer Zeit den großen Bestand wegraffte. Diese Krankheit, welche auch in der Beniregion auftritt, verdient näher erwähnt zu werden. Vor einigen Jahren studierte Dr. Voges das Übel im argentischen Chaco und veröffentlichte auch später verschiedene Arbeiten darüber; bislang ist es aber nicht gelungen, ein wirksames Mittel gegen die mörderische Krankheit zu finden, welche wahrscheinlich durch Moskitos übertragen wird. Der deutsche Tierarzt Dr. Fischer, welcher von der bolivianischen Regierung für das Veterinärinstitut in La Paz vor einiger Zeit gewonnen wurde, hat sich speziell dem Studium dieser Krankheit gewidmet.

Das Mal de Cadera, wahrscheinlich identisch mit der in Afrika und Indien auftretenden Pferdekrankheit, wird durch Mikroben hervorgerufen, die in den Kreislauf des Blutes eintreten. Die Krankheit äußert sich zunächst durch allgemeine Abmagerung, die von Tag zu Tag zunimmt, wenn auch das Tier mit der größten Begierde frißt. Allmählich tritt eine starke Lähmung der hinteren Gliedmaßen ein, das Pferd, Esel oder Maultier schwankt beim Gehen, weshalb die Eingeborenen sagen, das Tier wäre „enthüftet". Die hinteren Glieder werden von Krämpfen befallen, das Tier schleppt sich mühsam dahin, es treten lokale Schwellungen auf, und man beachtet deutliche Anzeichen von Anämie. Zwingt man das Tier zum Gehen, so vermag es seine Glieder nicht abzubiegen und schlägt die Hufe aneinander; die Kruppe schnellt wie von einer Feder bewegt in die Höhe und neigt sich dann nach einer Seite. Zuweilen bricht das Tier zusammen, steht jedoch sofort wieder auf. Manchmal liegen die Tiere auch auf der Seite, stöhnen, zittern und lassen mit Schwierigkeit Wasser. Die Exkremente sind trocken und hart, mit blutigen Streifen überzogen. Schließlich wird die Lähmung der hinteren Gliedmaßen vollständig, und nur der Hals sowie die vorderen Glieder bleiben beweglich. Die Untersuchung des Blutes ergibt eine Verminderung der roten Blutkörperchen; die Gelenke sondern Wasser ab. Im weiteren Verlauf der Krankheit kann sich das Tier überhaupt nicht mehr rühren, die Lähmung ergreift den ganzen Körper, der Atem geht hastig und stoßweise, und nach ein paar Tagen tritt gewöhnlich der Tod ein.

Das zum Bekämpfen der Krankheit angewandte, leider wenig erfolg-

[1]) Wörtlich: Hüftkrankheit.

reiche Verfahren besteht in Verabreichung von Chinin. Der Wissenschaft ist die Entdeckung eines wirksamen Serums vorbehalten; sollte man ein Heilmittel gegen dieses mörderische Übel finden, so würden weite Strecken in Südamerika der Pferdezucht erschlossen respektive zurückgegeben werden. In Santa Cruz und Beni wurde das Mal de Cadera wahrscheinlich durch reisende Händler eingeschleppt.

Erwähnenswert ist, daß die Maultiere und namentlich die Esel eine größere Widerstandsfähigteit gegen die Krankheit zeigen als die Pferde. Heutzutage werden Pferde für teures Geld, namentlich von Argentinien her eingeführt, ein häufig glänzendes Geschäft, wenn es gelingt, die Tiere gesund nach Santa Cruz zu bringen. Manche Händler treiben ihre Pferde und Maultiere sogar bis in das Stromgebiet des Beni herauf, wo die Preise noch viel höher sind, aber natürlich auch das Risiko wächst. Auch werden Rinder aus Santa Cruz und dem Beni nach dem Acregebiet getrieben, wo sie enorme Preise erzielen. Überall in diesen Gegenden benutzt man Ochsen als Reit- und Lasttiere, wie in Brasilien und Paraguay.

DIE INDIANER VON SANTA CRUZ. Die bedeutendste Indianerrasse von Santa Cruz ist die der Chiquitos, welche in die Stämme der Samucos, Curavés, Tapiis, Corabecas, Saravecas, Otuques, Curuminacas, Covarecas, Curucanecas und Paiconecas zerfällt.

Die Chiquitos-Indianer haben eine dunkelgelbe, manchmal etwas ins Grünliche spielende Hautfarbe; ihre durchschnittliche Größe beträgt etwa 1,66 m, der Körperbau ist gedrungen, die Schultern breit, die Glieder fleischig. Aus dem vollen Gesicht mit niedriger Stirn und kurzer Nase blicken ein paar kleine, lebhafte, ausdrucksvolle Augen; das Auftreten dieser Indianer ist unbefangen, ja dreist zu nennen. Die Chiquitos haben eine große Vorliebe für Musik und Tanz, eine Eigenschaft, welche den ersten Missionaren in der Kolonialzeit ihre Tätigkeit sehr erleichterte.

Die Chiquitosmissionen wurden gegen Ende des 17. Jahrhunderts durch Jesuiten gegründet, und zwar im Anschluß an die weiter südlich in Paraguay gegründeten Siedelungen. Die Missionare lockten die Indianer hauptsächlich durch Musik an, gründeten verschiedene Dörfer, bauten Kapellen, lehrten verschiedene Zweige der Hausindustrie und hielten die Naturkinder zur Bodenbearbeitung sowie Viehzucht an. Schon einige zwanzig Jahre nach Gründung der Missionen bestanden sieben blühende Christengemeinden mit über 10000 Seelen. Pater Joseph Spillmann überliefert uns in seinem Buche „In der neuen Welt“ einen Brief, den der Pater Martin Schmid im Jahre 1744, nach vierzehnjähriger Tätigkeit unter den Chiquitos, an den Pater Joseph Schuhmacher in Luzern schrieb. Wir geben die interessanten Mitteilungen im Auszug wieder:

„Ich glaube Ew. Hochwürden fragen zu hören: Was treibt denn in der anderen Erdhälfte der lange Schmid und Missionär? Lebt er noch oder zählt er schon zu den Toten? Die Antwort ist kurz: Ich lebe, bin beständig gesund und wohl, und mein Leben ist froh und aller Freuden voll, ja, ich singe und juble und spiele, tanze und springe. Ein sauberer Missionär! werden Ew. Hochwürden ausrufen, und ich sage: Ja, ein Missionär, und gerade deshalb ein Missionär, weil ich singe und juble und springe! . . . . .

„So pflege ich denn des Gesanges, des Orgel- und Saitenspiels; Posaunen und Flöten und Harfen, Geigen groß und klein, sie alle spiele ich und lehre sie die Kinder meiner Indianer, auch wenn ich sie früher niemals spielte. Und wer verfertigt denn die Geigen und Zithern und Posaunen und Orgeln? Wer anders als jener ebengenannte lange Schmid!

„Armut und Not hat uns nämlich erfinderisch gemacht, so daß wir mehr wissen, als wir wissen, und mehr können, als wir können. Denn wer täte hier alles, wer baute die Häuser und Tempel und Dörfer, wer fertigte alle Arten von Geräten, wenn nicht die Missionäre „durch Schmieden Schmiede" geworden wären und das alles zustande brächten?

„In der Tat ertönen schon alle Dörfer von Orgeln, die ich baute, sind alle Chorbühnen voll von den verschiedensten musikalischen Instrumenten, wird tagtäglich in sämtlichen Kirchen Musik gehört. So können denn jetzt die Wilden, die vor kurzem als Hausnachbarn reißender Tiere die Wälder bewohnten und nur mit Tigern und Löwen zu heulen verstanden, in der Musik unterrichtet „mit Pauken und Gesang, mit Saitenspiel und Orgelklang" ihren Schöpfer loben. Doch ich sagte oben, daß ich nicht nur singe und spiele sondern sogar tanze, und wie sich Tanzen mit der Würde eines Missionärs reime, das könne — so höre ich Ew. Hochwürden einwenden — Sie sich nicht genügend erklären. . . . . .

„Ew. Hochwürden könnten hier Kinder, die erst seit zwei Jahren aus dem Dickicht der Wälder herausgelockt wurden, wo sie mit ihren gleich wilden Tieren lebenden Eltern gehaust hatten, so zierlich und nach dem Takt der Musik tanzen, so rein und taktfest geigen und Orgel spielen sehen, daß sie sebst mit Europäern um die Palme streiten könnten. Übrigens lehren wir sie diese Künste auch schon deshalb, damit sie ihre wilden Sitten nach und nach ablegen und mit der Zeit den Menschen ähnlicher und für das christliche Leben empfänglicher werden. . . . . ."

In einem anderen, ebenfalls in dem erwähnten Buche angeführten Brief schreibt Pater Schmid: „Die Missionäre sind nicht nur Pfarrer, Prediger, Beichtväter und Seelsorger, sondern sie müssen ebensowohl für die zeitlichen Bedürfnisse und für alles sorgen, was in einer Stadt, einem Dorfe, einer Gemeinde notwendig ist; sonst könnten sie auch für die Seelenleitung nichts tun. So sind sie Ratsherren und Richter, Ärzte

und Chirurgen, sind sie Maurer, Zimmerleute und Tischler, sind sie Schmiede, Schlosser, Schneider, Schuster, Müller, Bäcker, Köche, Hirten, Sennen, Gärtner, Maler, Bildhauer, Drechsler, Wagner, Ziegelbrenner, Töpfer, Weber, Gerber, Wachsbleicher, Kerzengießer, Zinngießer und was immer für Handwerker in einem geordneten Gemeinwesen gefordert werden......"

Soweit der germanische Missionär. Heutzutage ist von der blühenden Kultur jener Zeiten wenig mehr übrig, doch sind die Chiquitos im allgemeinen gastfrei, gesellig und gutmütigen Charakters; ihre Vorliebe für Musik und Tanz hat sich bis heute erhalten.

Ein von der Zivilstation noch unberührter Nomadenstamm, die Guatós, durchstreifen den nordöstlichen Teil der Provinz Santa Cruz. Sie vermeiden es, mit den Einwohnern in Berührung zu kommen, leben familienweise und werden als friedlich und harmlos geschildert.

Die Sprache der Chiquitos-Indianer weist verschiedene Dialekte auf, welche meist weich und wohllautend sind. Die Jesuiten haben seinerzeit einen Katechismus in der reinen chiquitanischen Ursprache herausgegeben und diese ist von ihnen in sämtlichen Missionen eingeführt worden.

IN DEN URWÄLDERN DES GRAN CHACO

DER BOLIVIANISCHE GRAN CHACO. Der bolivianische Chaco wird im Süden durch den Rio Pilcomayo begrenzt, im Osten durch das Gebiet der Repubiik Paraguay, im Westen stößt er an die Ausläufer der Anden und im Norden an das Departement Santa Cruz. Diese Abgrenzung entspricht nicht der politischen Einteilung, da der Gran Chaco teilweise zum Departement Chuquisaca, teilweise zu dem von Tarija gehört; doch hat die bolivianische Regierung dies große Gebiet unter die einheitliche Leitung eines Delegierten gestellt, um so seine künftige Entwicklung zu fördern.

Von der Kordillere fällt das Gebiet allmählich nach Südosten zu in ganz sanfter Neigung ab[1]). Große, ausgedehnte Waldstrecken wechseln mit salzigen Pampaformationen und weiten Niederungen, die in der Regenzeit häufig überschwemmt werden, so daß die tieferen Stellen sich in große Lagunen und Sümpfe verwandeln. Die größeren Flußläufe haben sich infolge des geringen Gefälles und der ständigen Schlammzufuhr kein tiefes Bett graben können. Kommt dann die Regenzeit, so vermögen die Flüsse das Wasser, weiches sie von den riesigen Anfangsflächen der Kordillere erhalten, nicht mehr zu fassen; sie treten über ihre Ufer und überschwemmen meilenweit das niedrige Land. Dann heben sich inseigleich die höhergelegenen Landstriche aus dem Wasser, denn nur ein Teil der Gegend ist den Überschwemmungen ausgesetzt. Auf diesen sanften Erhebungen finden wir die Wohnsitze der zahlreichen Indianerstämme, und hier liegt auch die Zukunft künftiger Kolonisation.

Man kann das ganze Gebiet des Gran Chaco in drei Regionen einteilen: In jene der Deltas, an den Ufern des Paraguayflusses, in die Zone der höhergelegenen Landstriche und schließlich in jene der Niederungen. Das Deltagebiet umfaßt den Überschwemmungsbereich des Rio Paraguay, ist ungesund und vom Sumpffieber heimgesucht. Dieser Streifen ist der Gründung von Häfen und Niederlassungen an den Ufern des Rio Paraguay hinderlich. Die Zone der höhergelegenen Landstriche hat sich durch die Anhäufung von angeschwemmter Erde und Sand gebildet, welche später durch die üppige Vegetation der Tropen gefestigt wurden. Die Erhebungen schwanken zwischen zwei und vier Metern, und erreichen an einigen Stellen eine Höhe bis zu zwölf Metern. Mit hohem Schilf bewachsene Sümpfe und Wasserrinnen durchbrechen stellenweise dies Gelände. Die Region der Lagunen und großen Sümpfe wird durch eine Einsenkung gebildet, in welche die großen, von Nordwesten nach Südosten strömenden Flüsse ihren

[1]) Die Neigung beträgt ungefähr 1 m auf 5 km.

Wasserüberschuß in der Regenzeit abgeben[1]). Die Zone der großen Niederungen liegt zwischen dem 63. und 64. Längengrad, ein Umstand, der aus dem Übertreten des Rio Bermejo, Pilcomayo und Parapití gerade zwischen diesen Meridianen hervorgeht.

Der Rio Pilcomayo entspringt im Nordwesten von Potosí, nimmt verschiedene Nebenflüsse auf, strömt in der allgemeinen Richtung von Nordwesten nach Südosten und zwängt sich schließlich in engem Bett durch die Kordillere von Aguarague, um dann seine Wasser durch die Ebene des Chaco langsam dem Paraguayfluß zuzuwälzen. Der Fluß ist streckenweise in flachen Fahrzeugen schiffbar, doch hindern die in seinem Mittellaufe gelegenen großen Esteros de Patiño[2]) vorläufig eine Schiffahrtsverbindung mit dem Rio Paraguay. Für die Zukunft Boliviens ist die Schiffbarmachung des Pilcomayo von großer Bedeutung, da es hierdurch direkten Anschluß an den Atlantischen Ozean gewinnen würde. Das Projekt des argentinischen Ingenieurs Mitre, einen Kanal zwischen Buenos Aires und Rosario de Santa Fé herzustellen, würde bei seinem Zustandekommen dieser Linie noch eine erhöhte Bedeutung verleihen.

Im Jahre 1905 schickte die bolivianische Regierung eine Expedition nach dem Gran Chaco, um den Lauf des Pilcomayo zu erforschen und gleichzeitig durch Gründung einiger Orte die Einrichtung von Viehzuchtkolonien vorzubereiten. Mehrere kleine Forts wurden bei dieser Gelegenheit zum Schutz gegen die wilden Indianerstämme angelegt. Der Ausgangspunkt der unter Leitung eines Herrn Trigo stehenden Expedition war die Stadt Tarija, doch mußte man etwa 100 km nordwestlich der Esteros de Patiño, durch widrige Umstände gezwungen, Kehrt machen, erreichte also die großen Sümpfe des Pilcomayo nicht. Es wurden aber immerhin wertvolle Erkundigungen eingezogen: Das Bett des Flusses vertieft sich allmählich gegen Südosten, und zwar immer mehr, je näher es den Esteros de Patiña kommt, ohne daß eine örtliche Abzweigung des Laufes stattfindet, wie man früher mehrfach annahm; die Ufer sind meist hoch und grenzen das Bett scharf ab.

Am Austritt des Pilcomayo aus dem Gebirge wurde die Villa Montes gegründet, bei den Missionen San Francisco und San Antonio. Man errichtete das Fort Ballivián auf 22° südlicher Breite und 65° 12′ westlicher Pariser Länge auf dem rechten Ufer des Pilcomayo, ferner das Fort Guachalla auf 22° 30′ südlicher Breite und 64° 52′ westlicher Länge. In der Zone zwischen den beiden Forts sind ausgedehnte Viehzüchtereien[3]) entstanden, und viel Land ist dort schon zu diesem Zweck durch Interessenten von der bolivianischen Regierung gefordert worden.

[1]) Es ist hier auf den Gran Chaco im allgemeinen (nicht nur auf den bolivianischen) Bezug genommen. [2]) Sümpfe des Patiño (nach dem Priester Patiño benannt). [3]) Im westlichen bolivianischen Chaco wird viel Rindvieh gezüchtet, und zwar in extensivem Estanciabetrieb.



Im Januar 1906 endlich ist die Erforschung des Laufes des Pilcomayo zur Tatsache geworden. Nach mehrmonatiger, beschwerlicher Reise gelangte der norwegische Ingenieur Lange von der Mündung des Flusses bis in sein Quellgebiet.

Wer zum ersten Male auf einsamem Pfad durch die jungfräuliche Wildnis des Gran Chaco reitet, empfindet ganz den Zauber einer unberührten Natur, der über jenen mächtigen Wäldern, weiten Pampas und Lagunen liegt. Tief im Schatten mächtiger Urwaldbäume schlängelt sich der Pfad hin, und an manchen Stellen sperrt ein Gewirr von Schlingpflanzen und jungen Trieben den Weg, so daß man sich mit dem Haumesser Bahn schaffen muß; mühsam arbeitet sich das Reittier über gestürzte Baumriesen, manchmal versinkt es bis an die Brust im Schlamm sumpfiger Wasserrinnen, und häufig ist man gezwungen, stundenlang durch den Sumpf zu reiten. Hoch oben schallt im Gezweig melodischer Gesang, unterbrochen vom gellenden Kreischen buntfiedriger Papageien, dem Gebrüll des Jaguars, dem wilden Geschrei der Affen; von ferne her tönt das Rauschen und Murmeln der Wasser, säuselnd streicht der Wind durch das Gewirr der Blätter — all dies Tönen und Surren, bald laut und drohend, bald leise und schmeichelnd, vereinigt sich zu einem mächtigen Konzert, aus dem geheimnisvoll die Stimmen neckischer Waldgeister zu erklingen scheinen. Gigantische Bäume streben zum Himmel, innig verflicht sich ihr Laubwerk zu grünem Gewölbe, gesprenkelt mit helleuchtenden, farben-



Urwaldbach.

prächtigen Blumen, deren Kelchen süßer, betäubender Duft entquillt. Majestätisch ragen schlanke Palmen empor und wiegen ihre fächerförmigen, grünen Blattkronen. An die Rinde der Bäume klammern sich zarte Orchideen, deren in tausend bunten Farben schillernde Dolden sich schwebend zu duftigen Girlanden winden.

Dann wieder ein anderes Bild: Hohes Riedgras deckt weithin die sumpfige Niederung, heiß brütet die Tropensonne über Wasser und Schlamm. Es raschelt und rauscht im Schilf; bald laut, bald leise tönt das Schnattern unzähliger Enten, das Pfeifen und Schreien der Wasservögel. In langen Reihen schreiten gravitätisch Scharen von Flamingos durch die Lagune, in allen Abstufungen von Tiefrot bis zu Blaßrosa schillert ihr zartes Gefieder. Plumpe Kaimane lagern träge am Ufer in der Sonne, und dort in der Ferne, wo sich die grüne Landzunge weit in die Lagune hinein erstreckt, äst ein Rudel großer Sumpfhirsche, argwöhnisch nach dem vorüberreitenden Reisenden hinäugend.

Dort, wo ein klares Bächlein seine Wasser in die Lagune ergießt, dehnt sich auf der Oberfläche eine riesige Tropenpflanze aus, die Victoria Regia, Blätter von 1—2 m Durchmesser ruhen auf dem Wasserspiegel, ihre fußgroßen, violetten, weißen und gelben Blüten verbreiten weithin köstlichen Duft. Die Frucht dieser Pflanze erreicht die Größe eines mittleren Kürbisses und ist voll von runden, mehligen Körnern, weshalb sie von den Spaniern seinerzeit Wassermais genannt wurde.

Groß ist der Holzreichtum des Gran Chaco. Neben vielen, eisenharten Nutzhölzern nennen wir den süßliche Früchte tragenden weißen, schwarzen und gelben Algarrobabaum, der ebenso wie der Misto die höhergelegenen, trockenen Stellen liebt; ferner den Baobab, der unter den riesigen Zedern, Nußbäumen und Amabaibobäumen durch seine erstaunlichen

Dimensionen auffält; sein Durchmesser beträgt bis zu 7 m, seine Höhe kann 30 m erreichen.

An den Ufern der Flüsse und Lagunen bilden grüne Weidenbäume dichte Wälder; Erwähnung verdienen ferner der Gummibaum, gummihaltige Lianen und schließlich der Quebracho, welcher in zwei Arten, weiß und rot, vorkommt. Der rote, Quebracho colorado genannt, erreicht einen Tanningehalt von 22%.

Im bolivianischen Chaco wird der Quebracho bisher noch nicht ausgebeutet, obgleich er dort, ebenso wie im Argentinischen, in großen Mengen vorkommt; dagegen hat man in Paraguay angefangen, diese kostbaren Waldbestände zu verwerten. Im argentinischen Chaco grassiert seit Jahren ein wahres Quebrachofieber; dort sind Eisenbahnen erbaut worden, die noch auf keiner Karte verzeichnet sind und fast ausschließlich dem Quebrachobetrieb dienen. Große Tanninfabriken stellen den Extrakt her; doch wird der Quebracho auch noch in Blöcken ausgeführt. Ein Wald mit einem Quebrachobestand von 100000 Tonnen, der im argentinischen Chaco nichts Außergewöhnliches bedeutet, stellt im Hafen einen Ausfuhrwert von etwa sechs bis sieben Millionen Mark dar. Wann wird Bolivien mit der Ausbeutung seiner Quebrachobestände beginnen, die nicht nur in seinem Chaco, sondern auch weiter im Norden vorhanden sind? Die Quebrachogewinnung bildet einen natürlichen Übergang zur Kolonisation.

Der südamerikanische Quebrachohandel geht größtenteils über Hamburg, von wo aus Europa, Asien, Nordamerika, Australien und Afrika diesen wertvollen Gerbstoff sowohl in Blöcken als auch in Extraktform beziehen. Es wäre wünschenswert im Interesse der deutschen Industrie und des Handels, daß deutsches Kapital und deutscher Unternehmungsgeist die bolivianischen Quebrachobestände erschließen möchten, wie seinerzeit in der Nachbarrepublik Argentinien.

DIE WILDEN STÄMME. Es ist bisher noch nicht gelungen, auch nur annähernd die Zahl der wilden Indianer festzustellen, welche den Gran Chaco[1]) bewohnen; dagegen kennt man ziemlich genau die einzelnen Stämme, welche sich über die verschiedenen Teile des Chaco ausbreiten, jedoch nicht eigentlich seßhaft sind. Die nomadenhaften Gewohnheiten der Stämme verhindern jede Schätzung, man muß deshalb Angaben betreffs der Kopfzahl mit großer Vorsicht aufnehmen.

Die hauptsächlichsten Tribus, welche den Gran Chaco bewohnen, sind folgende: Chiriguanos, Tobas, Chororis, Matacos[2]), Chaneses, Lenguas, Tapietes, Guaicurís, Chamacocos und andere. Alle diese Stämme sind mehr oder weniger miteinander verwandt.

---

[1]) Gran Chaco, hier übergreifend auf die Nachbarländer. [2]) Die Matacos sind auch unter den Namen: Mataguayos, Noctenes, Vejoses, Ocoles, Malbalas, Chunupis und Guisanis bekannt.

Chiriguanos-Indianer. Gran Chaco.



Chororis-Indianer. Gran Chaco.



Die Chiriguanos hausen im westlichen Teil des Gran Chaco, vom Ostabhange der Kordillere an gerechnet, und zwar bewohnen sie einen Streifen, der im Norden nach dem Departement Santa Cruz de la Sierra hineingreift, im Süden sich bis an den Rio Bermejo auf argentinisches Gebiet erstreckt. Der Chiriguano-Indianer ist von hoher Statur, von rundlichen, gut entwickelten Formen. Sein Kopf ist groß und rund, die Haare schwarz und straff, das Gesicht breit, die Stirne klein, die Backenknochen hervorstehend, die schwarzen Augen etwas schräg liegend, die Nase stumpf, der Mund groß, die Lippen schwulstig, der Bartwuchs sehr spärlich und die Hautfarbe bräunlich. Der Chiriguano ist der einzige Chaco-Indianer, welcher einigermaßen an seiner Geburtsstätte hängt, was jedoch nicht hindert, daß auch er weite Streifzüge unternimmt. Hartnäckig bewahrt er, ein unversöhnlicher Feind der Weißen, seine alten Sitten und Gebräuche. Die Missionare haben bei diesem Stamm wegen seiner schlechten Charaktereigenschaften keine großen Erfolge erzielt; der Chiriguano ist träge, verlogen und diebisch.

Der Nomadenstamm der Tobas durchstreift das Gebiet zwischen dem Bermajo und Pilcomayo, und häufig trifft man seine Hütten an den Ufern beider Flüsse. Der Toba ist, wie sein Nachbar, der Chiriguano, hochgewachsen, muskulös und von gut entwickelten Formen. Er ist schlau, selbstbewußt, wild, tapfer und grausam und haßt den weißen Bedrücker, dem er Schaden zufügt, wo er nur kann. Dies schließt jedoch nicht aus, daß er, wie auch Indianer anderer Stämme, sporadisch in den argentinischen Zuckerplantagen und Holzschlägereien arbeitet, wo es häufig zwischen den Angehörigen verschiedener Stämme zu blutigen Kämpfen kommt. Das stete Vordringen der Zivilstation im Gran Chaco übt auch auf diese früher so gefürchteten Indianer seinen Einfluß aus. Der Toba-Indianer ist ein äußerst verwegener und geschickter Reiter; große Herden von wilden Pferden, die vom Mal de Cadera bisher noch nicht befallen wurden, grasen im Gebiet der Tobas, und diese wissen die



Tiere vorzüglich zu zähmen und für ihren Gebrauch anzulernen. Der Toba reitet stets ohne Sattel und Zügel, das Pferd lenkt er durch Handbewegungen. Seine Waffen sind Lanze, Pfeil, Bogen und Keule; doch besitzen viele Indlaner auch schon Feuerwaffen. Zu ihren Raubzügen vereinigen sie sich meist in großer Zahl und überfallen dann die Ansiedlungen, vorzugsweise in mondhellen Nächten.

Etwa zehn Jahre sind es her, daß die argentinische Ansiedlung La Sábana von den Indianern beim Morgengrauen überfallen und ausgeraubt wurde. Die Wilden waren gewissermaßen militärisch organisiert; es erklangen Hornsignale, die Häuptlinge trugen argentinische Uniformen. Die vielen Deserteure, welche bei den Stämmen Schutz suchen, versehen sie mit Waffen und lernen sie in gewisser Hinsicht militärisch an.

Schon so mancher kühne Forscher ist in die Wildnis des Gran Chaco eingedrungen, allen Gefahren trotzend, und viele haben ihren Wagemut mit dem Leben bezahlt. Im Jahre 1843 sandte der bolivianische Präsident General Ballivián eine Expedition unter dem General Magariños nach dem Pilcomayo, die jedoch nur bis zum 21° 15′, nicht weit über die Ausläufer der Ostkordillere, vordrang. Im Jahre 1844 wurde eine neue Expedition unter dem Belgier van Nivel abgeschickt, deren Bericht den Pilcomayo als nicht schiffbar hinstellte. 1863 zog der Franziskanerpater Joseph Gianelli aus, hatte aber ebensowenig Erfolg, obgleich er die berüchtigten Sümpfe des Pilcomayo erreichte und nach Piquirenda vordrang. In den nächsten Jahren gingen verschiedene andere Expeditionen ab, die ebenfalls erfolglos waren.

Im Jahre 1882 nahm sich der französische Forscher Jules Crevaux vor, womöglich den ganzen Lauf des Pilcomayo bis Asunción, der Hauptstadt Paraguays, zu bereisen. Mit siebzehn Begleitern gelangte er am 25. April nach Cabayu-Repoti, nachdem er mit den Tobas Frieden geschlossen hatte. Am 27. legten sie mit ihren Kähnen bei Teyu an einem sandigen Strande an; die Toba-Indianer luden sie zum Essen ein, fielen



Matacos-Indianerinnen. Gran Chaco. Pilcomayo.

dann verräterisch über die ahnungslosen Reisenden her und schlugen sie mit Keulen tot. Aus diesem Gemetzel entkam ein Junge, der zusammen mit zwei Begleitern zur Bewachung der Kähne zurückgeblieben war; letztere gerieten in Gefangenschaft und wurden nach fünf Monaten ebenfalls ermordet. Dies war das tragische Ende des kühnen Forschers, welcher mit allem Glück den Amazonas, Orinoco, Yapura, ferner Columbien, Venezuela und Guayana bereist hatte.

Im Oktober des gleichen Jahres sandte die bolivianische Regierung eine Strafexpedition von einer Schwadron zur Züchtigung der Tobas aus. Sie verließ am 1. Oktober Caiza, mußte aber bald umkehren, da die Tobas bei Nacht sämtliche Pferde raubten. Die Regierung rüstete hierauf im Jahre 1883 eine neue Expedition aus, welche am 6. Juli Tarija verließ; diese bestand wiederum aus einer in Tarija formierten Truppe. Diese Expedition gründete zum Andenken an den unglücklichen Forscher die Niederlassung Crevaux, durchquerte unter großen Gefahren und furchtbaren Entbehrungen den Chaco, ohne jedoch auf seiner ganzen Strecke dem Flußbett des Pilcomayo zu folgen, und gelangte völlig erschöpft am 10. November des gleichen Jahres an den Paraguayfluß, wo sie von der Regierung Paraguays Unterstützung erhielt.

Auch von Argentinien aus versuchte man mehrfach, den Flußlauf des Pilcomayo zu erforschen, doch hatten die Unternehmungen anfangs kein nennenswertes Resultat. Noch vor einigen Jahren verschwand der Forscher Ibarreta spurlos in den Esteros de Patiño, wo er wahrscheinlich von den Indianern ermordet wurde, obgleich das Gerücht geht, er lebe noch heute als Gefangener unter den Tobas. Heute ist der Flußlauf im allgemeinen erkundet.

Unter den anderen Tribus geringerer Bedeutung erwähnen wir noch die Matacos, welche eine weite Zone des Gran Chaco, und zwar speziell das linke Ufer des Bermejo sowie das rechte des Pilcomayo bewohnen. In ihrem Äußern unterscheiden sie sich wenig von den Chiriguanos, doch viel in ihren Sitten und Gewohnheiten; die Grenzbewohner haben wenig von diesen Indianern zu fürchten.

STREIFLICHTER AUF BOLIVIENS ZUKUNFT

VERKEHRSNETZ

DIE Frage der Eisenbahnen, Straßen, Wasserwege und Telegraphen ist in Bolivien seit einigen Jahren akut geworden. Durch den Friedensvertrag mit Chile ist Bolivien endgültig zum Binnenlande geworden und wurde so mehr denn je vor die Notwendigkeit gestellt, an den Ausbau seiner Verkehrswege zu denken. Größere Geldmittel, welche der Regierung zugeflossen sind, sowie der durch die seit 1899 stabilen politischen Verhältnisse gefestigte Kredit des Landes[1]) haben die Unternehmungslust des fremden Kapitals mächtig angeregt. Möge auch das deutsche Kapital endlich aus seiner gewohnten Zurückhaltung heraustreten. Möge es nicht vergessen, daß der größte Teil der Bahnen der Nachbarländer Argentinien, Chile und Peru sich in englischen Händen befindet, und daß die Yankees (Speyer u. Co., New York) den größten Teil des im Bau begriffenen Bahnnetzes Boliviens an sich gerissen haben, ein Glied der kommenden großamerikanischen Bahn von Nord nach Süd. Noch ist es Zeit, noch fehlt die Konzession für verschiedene gewinnbringende Linien. So möge denn nochmals in letzter Stunde die ernste, dringende Mahnung an das deutsche Kapital ergehen, sich seinen Anteil in dem reichen Lande zu sichern.[2])

Als vor einigen Jahren einer der Verfasser deutsches Kapital für eine Bahn zum Hafen Heath am wasserreichen, schiffbaren Madre de Pios zu interessieren versuchte, einer Bahn, welche die reichsten Gebiete Boliviens durchqueren und die Verbindung mit dem atlantischen Ozean durch das Amazonasbecken herstellen wird, wurde von einem der größten deutschen Bankinstitute diese Linie kurzweg abweisend als Bahn in die Wildnis bezeichnet.

Heute liegt dem bolivianischen Kongreß das Gesuch einer englischen Gesellschaft vor, welche diese Bahn mit einem Aufwand von vier Millionen Pfund Sterling bauen will. Und sie wird ein glänzendes Geschäft machen!

Der Ausbau des Kanals von Panamá weist naturgemäß den Verkehr der westlichen Landesteile Boliviens nach dem Stillen Ozean, während den östlichen Gegenden verschiedene Wege nach dem Atlantischen Ozean offen stehen. Da sind zunächst die Wasserwege welche nach dem Ama-

[1]) Bolivien ist, von Chili abgesehen, wo das weitgehende parlamentarische, wenig stabile System ein Sicherheitsventil bildet, das einzige südamerikanische Land, wo seit mehr als einem Jahrzehnt die Entwicklung durch keine Revolution gestört wurde; auch in Zukunft ist eine solche wohl ausgeschlossen, da die politischen Verhältnisse stabil und geordnet sind. [2]) Herr von Vacano, La Paz, Bolivia, gibt Interessenten gern jede nähere Auskunft.

zonas führen; ferner die nordargentinische Bahn, die von Jujuy ausgeht, bei La Quiaca in bolivianisches Gebiet eintritt und nach Tupiya weitergeführt wird, und schließlich der Wasserweg über den Paraguayfluß nach dem Rio de la Plata.

Das schon anderweitig erwähnte Projekt des argentinischen Ingenieurs Mitre, einen Kanal zwischen Buenos Aires und dem Rio Paraná de las Palmas herzustellen und so die der Schiffahrt hinderlichen und schwer zu beseitigenden Sandbänke des Rio Paraná zu vermeiden, wird bei seinem Zustandekommen dem Verkehr Boliviens via Rosario—Buenos Aires eine große Erleichterung bringen.

Hand in Hand mit dem Ausbau der Bahnlinien, die Anschluß an das Stromgebiet des La Plata und Amazonas suchen, muß die Regulierung der Flußläufe gehen, denn mancherorts sind Stromschnellen der Schiffahrt hinderlich.

Im Dezember 1905 wurde das erste allgemeine Bahnprojekt vom bolivianischen Kongreß genehmigt; seither sind einige Abänderungen getroffen worden. Die Bahnbauten Boliviens befinden sich augenblicklich in folgendem Stadium:

a. BAHNEN IM BETRIEB.

1. Die Linie La Paz—Viacha—Guaqui, welche durch Dampfer über den Titicacasee Anschluß an die peruanische Bahn Puno-Mollende, einem Hafen der Pazificküste, hat. Die Reise von Mollendo nach La Paz dauert etwa drei Tage.
2. Die Bahn, welche von dem Knotenpunkt Viacha nach Oruro führt und die Anschluß an die chilenische Linie Orure—Antofagasta, einem Hafen der Pazificküste, hat. In Viacha vermittelt die Bahn nach Guaqui den Anschluß nach La Paz. Die Strecke Antofagasta—La Paz wird so in zwei und einem halben Tag zurückgelegt.
3. Die Linie von der bolivianischen Grenzstation La Quiaca über Jujuy nach Buenos Aires am atlantischen Ozean. Bei Benutzung dieser Linie kann man heute in etwa neun Tagen von Buenos Aires nach La Paz reisen, indem man von La Quiaca per Post die an der Oruro—Antofagastalinie liegende Station Uyuni in drei Tagen erreicht und von dort per Bahn über Oruro weiterreist.
4. Die elektrische Kleinbahn Cochabamba—Quillacello, im Departement Cochabamba.

b. BAHNEN IM BAU.

1. Die Bahn Viacha—Arica. An dieser Bahn, welche von der chilenischen Regierung gebaut wird, arbeitet man eifrig von beiden



Sanddünen auf der Hochebene zwischen Mollendo und Arequipa.



Auf der Fahrt von Mollendo nach Puno. Blick auf den Misti.

Seiten aus; sie wird voraussichtlich gegen Ende dieses Jahres dem Betrieb übergeben werden.

2. Die Bahn Oruro—Cochabamba; es wird intensiv an dieser Linie gearbeitet und sie ist von Oruro aus bis 70 Kilometer im Betrieb. Durch diese Bahn wird das ackerbautreibende Departement Cochabamba erschlossen; die Bahn wird wahrscheinlich später nach dem Rio Chimoré verlängert werden, wodurch Anschluß an den großen Rio Mamoré und Santa Cruz erreicht wird.
3. Die Bahn Rio Mulate, eine Station an der Linie Oruro-Antofagasta nach der Minenstadt Potosí; die Schienen sind bis zu 80 Kilometer gelegt, in etwa zwei Jahren wird die Bahn voraussichtlich dem Betrieb übergeben werden können.
4. Die äußerst wichtige Bahn Rio Madera—Rio Mamoré, welche von einer englischen Gesellschaft gebaut wird und San Antonio (Brasilien) mit Guayaramerin (Boliven) verbinden wird; sie sieht ihrer baldigen Vollendung entgegen.

c. NOCH NICHT IN ANGRIFF GENOMMENE, KONZESSIONIERTE LINIEN MIT GESICHERTEM KAPITAL.

1. Die Bahn Uyuni (an der Linie Oruro—Antofagasta) nach Tupiza, Durch diese Bahn wird die Verbindung La Paz—Oruro—Uyuni —Tupiza—La Quiaca—Buenos Aires hergestellt werden, sowie gleichzeitig die Verbindung zwischen dem Atlantischen- und Pazificozean über Bolivien.
2. Die Bahn La Quiaca—Tupica, welche von der argentinischen Regierung gebaut werden wird.
3. Die Bahn Yacuiba—Villa Montes—Santa Cruz—Puerto Rojas am schiffbaren Rio Sara, dem oberen Flußlauf des Rio Mamoré. Im Süden findet diese Linie Anschluß an die argentinische Bahn Jujuy—Ledesma —Yacuiba, im Norden schließt sie durch den Rio Mamoré an das Amazonasbecken und den atlantischen Ozean an.
4. Die Bahn La Paz—Puerta Pando, am schiffbaren und dem Amazonas zufließenden Rio Beni; diese Linie soll zunächst die Yungas und gewisse Gummidistrikte erschließen.

d. DEM KONGRESS VORLIEGENDE PROJEKTE MIT GESICHERTEM KAPITAL.

1. Die Bahn von Guayaramerin am Rio Mamoré nach Riberalta am Rio Beni.
2. Die Bahn Sucre—Pososí.
3. Die schon erwähnte Bahn La Paz—Sorata—Ixiamas—Puerto

Heath am Rio Madre de Dios, welche neben ihrer wirtschaftlichen Bedeutung großen strategischen Wert hat.

4. Die elektrische Kleinbahn Machacamaca bei Oruro nach dem Minendistrikt von Uncía.

5. Die elektrische Kleinbahn La Paz zum Minendistrikt von Araca.

Außer diesen Bahnbauprojekten tauchen manche andere auf; doch haben vorläufig nur die erwähnten Linien Aussicht, nach und nach ausgeführt zu werden. Deutsches Kapital hat sich bisher nicht beteiligt.

Auch das Telegraphennetz Boliviens dehnt sich mehr und mehr aus. Augenblicklich sind 156 Telegraphenämter vorhanden, darunter 33 Eisenbahn-Telegraphenstationen.

Die vorhandenen Linien verbinden sämtliche Hauptstädte der Departements- und hauptsächlichsten Bevölkerungszentren.

In Aussicht genommen sind fünf radiografische Stationen, um die Verbindung mit den von den Verkehrsadern entfernten Gegenden herzustellen.

Die intensive Art, in der das Eisenbahn- und Telegraphenwesen gefördert wird, bietet der kommenden Kolonisation sichere Gewähr eines raschen Aufschwungs und Aufblühens.

WIRTSCHAFTLICHE ENTWICKLUNG

ERST die letzten fünfzehn Jahre haben Boliviens wirtschaftliche Entwicklung gefördert, und der Ausbau des Bahnnetzes wird das große, reiche Land völlig dem Fortschritt erschließen. Bolivien wird in Zukunft nicht nur Erze, sondern auch Fleisch und Bodenerzeugnisse zum Export produzieren. Viele wertvolle Produkte bleiben der schwierigen Verkehrsverhältnisse wegen so gut wie unausgebeutet; so z. B. der vorzügliche bolivianische Kaffee, der in verwildertem Zustande große Flächen im Mapirigebiet bedeckt, oder die großen Kakaowaldungen des Nordens, an deren Ausbeutung vorläufig noch kein Mensch denkt, die ungeheuren Quebrachobestände usw. Große Landstrecken, wie wir sie in den einzelnen Territorien aufführten, harren der Kolonisation, und wenn auch Bolivien nur über beschränktes Weizenland verfügt, so bietet sich doch der Tropenkultur und Viehzucht ein reiches Feld.

Auch der Mangel an Arbeitern, welcher sich allenthalben da fühlbar macht, wo man in abgelegenen Gegenden an ein größeres landwirtschaftliches oder industrielles Unternehmen herantritt, wird durch Ausbau der neuen Verkehrswege nach und nach gehoben werden.

Seit die bolivianische Regierung an die Lösung der Bahnfrage herangetreten ist, regt sich allenthalben das Kapital. In Europa, Nordamerika, Argentinien und Chile bilden sich Gesellschaften zur Ausbeutung der Minen, des Gummis, zur Ausbreitung der Tropenkultur und namentlich der Viehzucht. Speziell die Yankees zeigen ein überaus reges Interesse an der Erschließung des Landes, und allerorts stößt man auf ihre Kaufleute, Industrielle und Ingenieure, die mit offenem Auge Bolivien bereisen. Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß die Nordamerikaner durch den Erwerb großer Gummiländereien den größten Teil des Gummihandels an sich zu reißen suchen, wodurch der ohnehin verhältnismäßig unbedeutende Gummimarkt Deutschlands in Zukunft noch mehr in die Abhängigkeit des Auslandes geraten würde.[1])

Nach Ausbau des Bahnnetzes wird Bolivien bald in die vorderste Reihe der Zinn produzierenden Länder treten, und auch seine Gold-, Silber- sowie Kupferproduktion wird sich mächtig heben.

Als Kolonisationsgebiet kommen vorläufig hauptsächlich der Gran Chaco, Santa Cruz und die Beni-Ebenen in Betracht; die Regierung hat

[1]) Dies ist heute leider schon teilweise eingetreten. Auch die erste bedeutendere Anleihe Boliviens von 1500000 Pfund Sterling wurde kürzlich von französischen Kapitalisten gedeckt, wodurch selbstverständlich Frankreich bedeutenden Einfluß auf die wirtschaftliche Entwicklung Boliviens gewann.



im Sinn, die Kolonisation zunächst nach dem Gran Chaco zu leiten. In allen diesen Gegenden würde es sich neben Tropenkultur vorläufig hauptsächlich um extensive Viehzucht in großem Maßstabe handeln, wie sie teilweise in Argentinien betrieben wird.

Land ist noch in großer Ausdehnung zu billigen Preisen zu erhalten (siehe Kolonisationsgesetz); doch sind zu einer ersprießlichen Kolonisation kapitalkräftige Gesellschaften notwendig, welche alles sorgfältig vorbereiten, ehe sie Einwanderer heranziehen.

Möge man im größeren Deutschland den Anschluß nicht völlig versäumen! Noch ist es Zeit — bald wird es zu spät sein.

INHALTSVERZEICHNIS

BILDERVERZEICHNIS

KARTE